

Biblioteka

U. M. K.

Toruń

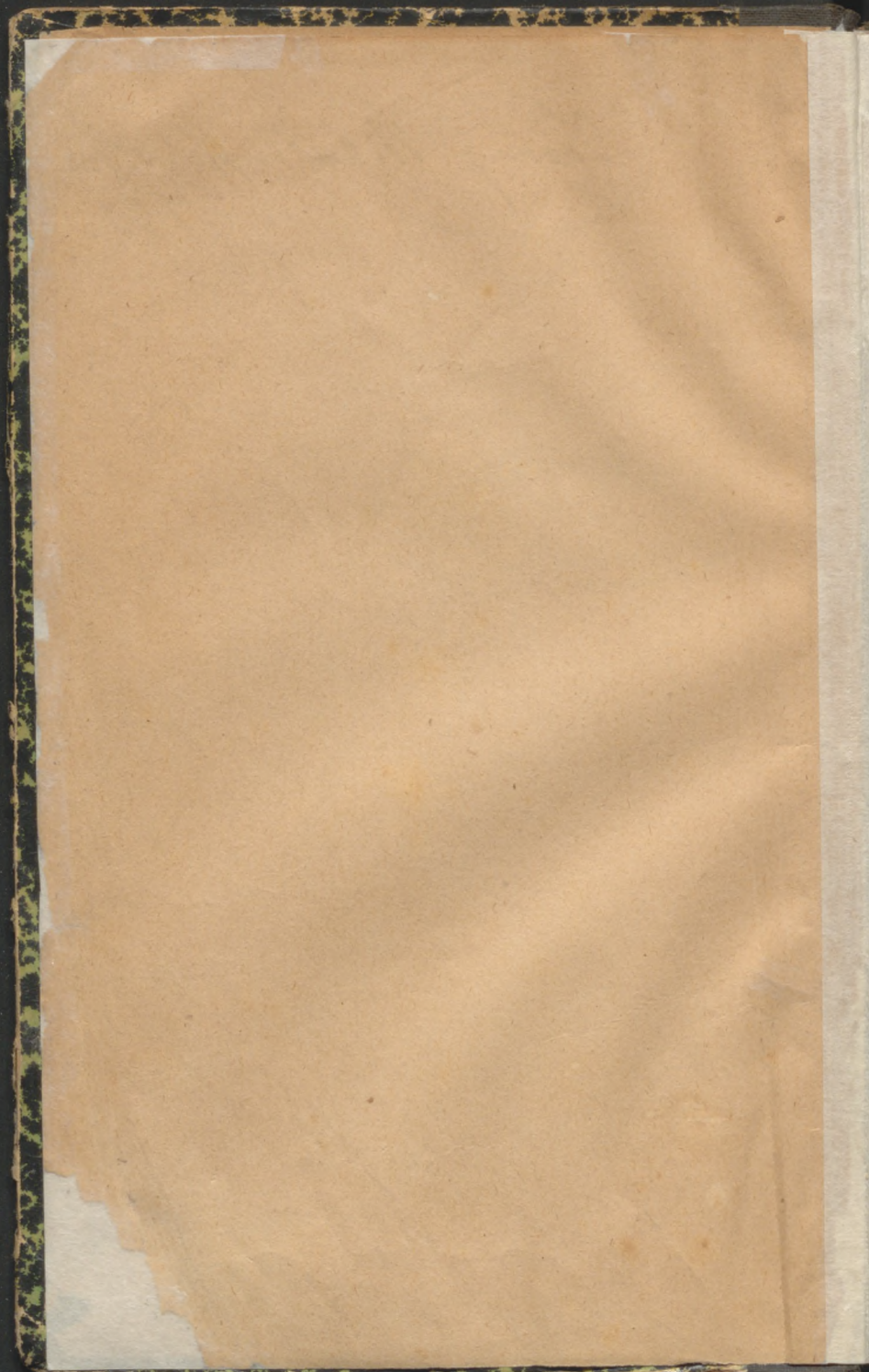
119667

11





Waidenauer-Graben
1896.



N 60. - 5^u

Georg Stein

oder

Deutsche und Letten.

Eine Erzählung

aus der Gegenwart Kurlands

von

Johanna Conradi.

Riga,

N. Kymmels Buchhandlung.

1864.

Kaimon

Von der Censur erlaubt. Riga, den 29. April und 19. Juni 1864.

119.667

II



Druck von B. F. Häcker in Riga.

Erstes Kapitel.

Selle Kinderstimmen klangen durch den in Frühlingsfrische dustenden Birkenwald, dessen weiße Stämme von den noch zarten, an biegsamen Zweigen sich wiegenden Blättchen nur leicht verschleiert wurden. Mit dunklerem Grün hatten Gras und Kräuter die trockne Blätterdecke des Bodens überwuchert und aus der feuchten Erde sproßten in Menge die lieblichen kleinen Blüthen der nordischen Waldflora. Hoch in den Lüften schmetterte die Lerche ihr ewiges Jugendlied, und Tausende ihrer gefiederten Frühlingsgenossen zwitscherten beim Nesterbau ihre fröhlichen Weisen. Es schwirrte und wogte in den Lüften, es regte sich wimmelnd im Grase, es hüpfte und flatterte von Baum zu Baum, es lebte und webte die ganze frische lebendige Frühlingswelt.

Des Weges daher, der in vielfachen Krümmungen durch den Wald führte, kam ein ländliches Fuhrwerk, einer jener kleinen Wagen, wie sie der lettische Bauer lange ausschließlich brauchte und selbst verfertigte: ein aus Brettern roh zusammengfügter Kasten auf vier Rädern; statt des kleinen Bauernkleppers aber war ein großes braunes Pferd davor gespannt, dessen Haltung und Bau an vergangene stolzere Tage seiner Jugend erinnerten. Langsam und feierlich, den Wagen

in dem Gleise des Grasweges haltend, schritt es bis zu einer kleinen Waldlichtung vor und blieb hier, trotz des Zuckens und Zerrrens an seinem Zügel, gemächlich stehen. Wieder erklangen die Kinderstimmen in allen möglichen Lauten der Ermunterung, aber vergebens. Das Pferd wandte nur den Kopf um, als wolle es seine Abneigung weiter zu gehen erklären.

„Nun, siehst du wohl, Gertrud“, sagte ungeduldig ein in dem Wagen sitzender, etwa zehnjähriger Knabe zu seiner Gefährtin, einem zarten, etwas älteren Mädchen, „siehst du, daß ich Recht hatte, wenn ich die Peitsche mitnehmen wollte? Der Braune wird auch gar zu faul, und du verstehst auch nicht zu kutschen, wie schon ein Mädchen!“

Mit einem Lächeln, welches halb Ueberlegenheit, halb Befangenheit ausdrückte, erwiderte Gertrud: „Es ist gerade recht, daß der Braune hier anhält. An dieser Stelle wachsen immer am meisten Maiglöckchen, und ich habe in diesem Jahre noch gar keine gepflückt. Hier an den Baum binde ich die Leine“, sagte sie, indem sie aus dem Wagen sprang, „und wir können immerhin das Stückchen bis zum Felde hinaufgehen. Das Pferd wird ja wol stille stehn.“

„Was du immer mit deinem Blumenpflücken und Spazierengehen vor hast! Als ob das ein Vergnügen wäre! Morgen fahre ich gewiß allein, oder ich reite lieber. Das solltest du probiren! Wie der Wind geht das über Stock und Stein!“ sagte der Knabe, welcher vor einigen Tagen zum ersten Mal einen kleinen Ritt machen durfte, bei dem ihm die Zügel des Pferdes anvertraut wurden.

„Laß es gut sein, Paul, und komm mit mir“, sagte Gertrud, und in alter Gewohnheit des Gehorsams half der Knabe die kleinen weißen Blüthen ausspähen und gerieth in den Eifer des Suchens, ehe er sich selbst dessen versah.

Leichten Fußes schritt Gertrud über das weiche Gras, mit fröhlichem Ruf sich zu jeder neu gefundenen Blume herabbeugend, den immer voller werdenden Strauß in der Hand. Von der lebhaften Bewegung rötheten sich die Wangen, die sonst wohl, von reichen blonden Flechten eingefasst, gar zu lilienhaft weiß erschienen. Die übermäßig schlank aufgeschossene Gestalt beugte sich mit elfengleicher Leichtigkeit, als sie sich zwischen den zarten Zweigen der dichter zusammen stehenden Birken hindurchwand. Hin und wieder erscholl der gegenseitige Zuruf der Kinder, die sich immer mehr dem Rande des Waldes näherten, als ihnen von dort her ein klägliches Weinen und Schluchzen hörbar wurde. Aufhorchend blieb Gertrud stehen. Das Weinen kam vom Felde her. In wenig Augenblicken war sie hinausgetreten und sah sich forschend um.

Am Rande eines Grabens saß ein kleiner Bauerjunge, der noch jünger als Paul sein mochte. Er verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen oder vielmehr mit den langen Ärmeln, die von einer offenbar nicht für ihn gemachten Jacke weit über die Hände herabhingen. Gelbes Haar fiel über Stirn und Augen, und man hätte kaum etwas von seiner eigentlichen Gestalt erblickt, wenn nicht die nackten Füße aus den kurzen zerlumpten Höschen hervorgesehen hätten. Sein Schluchzen wurde immer heftiger und kläglich, aber Gertruds mitleidige Fragen in lettischer Sprache blieben lange unbeantwortet. Endlich auf wiederholtes Zureden der Kinder, welches Paul durch einiges Mütteln nachdrücklicher zu machen suchte, hob der Knabe den Kopf, strich sich das Haar aus der Stirne und zeigte ein rothgeweintes Gesicht, auf dem die Thränen zwischen grauen Streifen, den Spuren der Ärmel, Kanäle rein gewaschen hatten. Er warf scheue Blicke auf die noch immer vergeblich fragenden Kinder; endlich, als er seine Heimath nennen

folgte, wies er auf ein nahe liegendes Gefinde und brach zuletzt unter verdoppeltem Weinen in die Worte aus:

„Was soll ich thun? Was soll ich thun? Nun wird mich die Wirthin schlagen! Nun wird sie mir Alles wegnehmen!“

„Was hast du denn gethan? Was wird man dir nehmen? Sage nur was dir fehlt, wir wollen dir helfen. Sprich nur!“ — drängten die Kinder.

„Da sind meine Schweine“, rief der Knabe schluchzend, „die sind schon wieder in dem Roggen gewesen, und die Wirthin wird es sehen, und dann hat sie gedroht mich zu schlagen, und niemand wird mich beschützen, niemand!“

„Aber warum hast du denn deine Schweine nicht besser gehütet?“ sagte Paul, indem er eine strenge Miene annahm und sich nach den Sündern umsah, die jetzt auf gesetzlichem Boden ruhig weideten.

„Ich habe sie wohl gehütet, bis ich nur einmal vergaß hinzusehen, so lange ich nur dies Stückchen zu Ende las“, sagte der Kleine, indem er unter der Jacke ein kleines zerlesenes Buch hervorzog, an welchem an einer Schnur ein Hölzchen hing. „Der Schulmeister hat mir das gegeben, damit ich im Sommer das Lesen nicht ganz vergesse; aber jetzt wird mir die Wirthin das gewiß wegnehmen. Sie hat es schon gesagt.“

Und wieder flossen die Thränen reichlicher; ob mehr um des Buches oder der Schläge willen, war nicht zu errathen. Paul fand den Verlust eines Buches nicht gar so entsetzlich; Gertruds Herz aber war längst von Mitleid erfüllt und sie erschöpfte sich in tröstendem Zureden. Endlich faßte sie einen raschen Entschluß. Sie rief dem Bruder zu, mit ihr zum Wagen zurückzulaufen, und eilte voraus.

Sie fand das Pferd in gemüthlicher Ruhe an der Stelle,

wo sie es gelassen. „Wir wollen in das Gesinde fahren und die Wirthin bitten, dem armen Jungen nichts zu Leide zu thun“, rief Gertrud, deren Mitleid alle Bedenklichkeiten niederschlug, die ein so selbständiges Unternehmen sonst wohl hervorgerufen hätte.

Der Braune ließ sich durch viele Aufmunterungen dazu bringen, das leichte Fuhrwerk noch die kleine Strecke weiter fortzubewegen und auf einem mit Gras bewachsenen, aber durch die einspännigen Bauernwagen mit tiefen Gleisen gefurchten Wege langsam fortzuschreiten.

Als das kleine Fuhrwerk in das Gehöft fuhr, liefen einige nur mit Hemdchen bekleidete Kinder herbei, und an den Thüren des Wohnhauses und der Nebengebäude zeigten sich mehrere neugierige Gesichter. Auf Gertruds Frage nach der Wirthin erschien, aus dem nahen Kohlgarten herbeigerufen, ein mürrisch aussehendes Weib. Gertrud trug den Fall vor, der sie hergeführt, und fügte die Bitte hinzu, dem Knaben zu verzeihen, weil er so sehr geweint.

Im ersten Zorn fuhr die Frau auf und schonte die schlimmsten Scheltwörter nicht. Das Vergehen sei schon zu oft wiederholt, rief sie, und immer seien die abscheulichen Bücher daran schuld gewesen. Der Junge sei zu nichts zu brauchen, seitdem er im Winter in der Schule gewesen; er müsse eine ernstliche Lehre erhalten.

Mit Entsetzen sah Gertrud anfangs auf die zornige Frau; sie hatte eine solche Sprache noch nie gehört und fürchtete sich. Doch die Erinnerung an den weinenden Knaben hielt sie vom Umkehren zurück, und die aufgebrachte Wirthin gerieth allmählig in ruhigeres Erzählen, als Gertrud weiter nach dem Kinde und dessen Aeltern fragte.

„Nun, wenn er Aeltern hätte“, sagte die Frau, „so würde

ich mich nicht so viel mit ihm quälen. Jetzt muß ich ihn erziehen. Der Vater ist schon vor einigen Jahren Soldat geworden und wahrscheinlich verstorben, da man nichts mehr von ihm gehört hat. Die Mutter starb im vorigen Winter. Sie ist daran schuld, daß der Junge in die Schule kam. Nun ist er gar nicht mehr zu brauchen. Ich will ihn auch gar nicht länger behalten. Mag die Gemeinde für ihn sorgen. Ich habe genug zu thun mit meiner Wirthschaft und meinen eigenen Kindern.“

„Aber Ihr werdet ihn doch nicht mehr strafen?“ bat Gertrud. „Versprecht mir nur das Eine!“

„Nun meinetwegen“, erwiderte die Wirthin, „mag es diesmal unterbleiben, weil das Fräulein für ihn bittet; aber behalten will ich ihn nicht mehr. Er mag bleiben, wo er kann; ich werde keine unnützen Leute flütern.“

„Jetzt müssen wir nach Hause fahren“, rief Gertrud dem Bruder zu; „wir sind lange fortgeblieben und Mama wird besorgt sein. Wir wollen Papa bitten, den kleinen Jungen zu uns zu nehmen, er thut es uns gewiß zu Liebe.“

Mit einem flüchtigen Gruße an die mürrische Frau, die den Kindern wie die verkörperte Bosheit erschien, während sie selbst nur verständig zu handeln glaubte, eilten Beide dem Wagen wieder zu, den sie einen Augenblick verlassen hatten. Das alte treue Pferd begrüßte die Rückkehr mit Freuden und trabte munter daher, während die Kinder mit ernster Miene ihre Pläne für die Zukunft des Bauerknaben weiter ausspannen.

Am Waldesrande fanden sie ihn noch immer niedergeschlagen sitzen; sein heftiges Weinen aber war durch die Erscheinung der Kinder, die seine Gedanken für den Augenblick beschäftigten, besänftigt. Als er sie jetzt wiederkehren sah, hef-

tete er einen Augenblick seine Blicke mit einem Ausdrücke von Neugier auf Beide, wandte aber die Augen wieder ab, als Gertrud, die aus dem Wagen gestiegen war, ihn über sein bisheriges Leben weiter ansfragte. Nur mit Mühe konnte sie ihm noch einige Antworten entlocken, die ihr bestätigten, was die Wirthin gesagt hatte, und ihr Mitleid aufs Neue erregten, da sie daraus die völlige Verlassenheit des Kindes erkannte. Ihr erschien ein hartes Wort schon so entsetzlich, daß sie die Existenz des armen Waisenknaben für so namenlos unglücklich hielt, wie er selbst sie gewiß nie empfunden hatte. Selbst die Liebe der Mutter war ihm nie in einem Gefühlserguß erschienen, nie in einer ihr selbst und dem Kinde bewußten Weise, wie sie sich in den gebildeten Ständen in Worten und Liebsungen äußert. Er hatte die Mutterliebe nur in der steten Fürsorge erkannt, in der Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse, in der Vertheidigung seiner Rechte; aber manch rauhes Wort, manche harte Strafe von mütterlicher Seite hatte schon frühe die zarte Empfindlichkeit unmöglich gemacht, welche ein vor rauher Berührung gehütetes Kind so empfänglich für die Eindrücke des Schmerzes erhält.

„Wir könnten den Jungen doch gleich mitnehmen“, sagte Gertrud endlich, nachdem sie noch herausgebracht, daß er Jurre (der lettische Name für Georg) heiße, und maß den kleinen Wagen mit den Augen.

„Meinetwegen“, sagte Paul, „wenn er nur etwas reinlicher wäre.“ „Komm, setze dich herein“, rief Gertrud dem Knaben zu, nachdem sie selbst eingestiegen war, und zog die Füße enger an den Sitz, um ihm vorn im Wagen ein Plätzchen zu lassen.

„Und was wird aus den Schweinen?“ erwiederte der Knabe, dessen Pflichtgefühl und lange Gewohnheit des Gehor-

sams ihn bedenklich machte, der Aufforderung zu folgen. „Die würden wieder ins Roggenfeld gehen.“

„Das ist wahr!“ riefen die Kinder. „Nun bleibe hier, aber sei nur ruhig. Es wird dir nichts Uebles geschehen.“

Darauf riefen sie dem Pferde ermunternd zu, und rasch ging es durch das Wäldchen nach Hause. Die Blumen am Wege wurden nicht mehr bemerkt; ja, der früher gesammelte Strauß selbst lag im Stroh auf dem Boden des Wagens, halb zerstreut. Aber die Wangen der Kinder glühten in Erregung, und ernst und eifrig setzte Gertrud dem Bruder auseinander, was für ihren Schützling gethan werden müsse.

Noch einmal folgte das kleine Fuhrwerk einer Krümmung des Weges, da öffnete sich der Wald und im Frühlingssonnenschein erglänzte eine freundliche Landschaft. Ein weites, in üppigem Grün schimmerndes Roggenfeld war von einer schönen Allee alter Linden durchschnitten, durch welche der größere Fahrweg, auf den die Kinder jetzt einbogen, auf ein durch alte Bäume halb verdecktes stattliches Wohnhaus zu führte. Hier und da waren zwischen den alten Stämmen schon bemooste Ruhebänke eingellemmt und in den noch nicht ganz belaubten Kronen der Bäume sah man zahlreiche Bienenstöcke, die eben so alt wie die Bänke schienen, und deren Bewohner mit ihrem Gesumme die Luft erfüllten. Blickte man aus der Allee rechts über das Roggenfeld, so sah man es sich nach einer Wiese zu ins Thal senken und in diesem einen kleinen See hellblau in der grünen Einfassung schimmern. Der Horizont aber war von einer sanften Wellenlinie holzreichen Hügellandes begrenzt, aus welchem hin und wieder ein einzelnes Gehöft hervorsah. Links von der Allee zog sich eine weite angebaute Fläche, auf welcher nur hier und da eine einzelnstehende Scheune dem Auge einen Ruhepunkt bot, bis an die dunkle Wand eines Tannen-

waldes, welcher weit genug lag, um die bläuliche Färbung der Ferne anzunehmen.

So weit das Auge reichte, gehörte Wald und Feld zu dem Familiengute Waldhof, im Besitze des alten Geschlechtes der Norbach.

Am Ende der Allee, wo man aus derselben auf einen mit Gruppen blühenden Gesträuchs geschmückten grünen Platz hinaus trat, stand im Gespräch mit einem sehr rothwangigen, wohlbeleibten, in graues Haustuch gekleideten Manne, dem sogenannten Wagger oder Aufseher der Arbeiter, welcher die Mütze in der Hand hielt, Baron Norbach, ein mehr schlank als kräftig gebauter Vierziger mit fein geschnittenen Zügen und braunem, schon mit Grau gemischtem Haar.

„Steckt den Burschen auf vierundzwanzig Stunden ein“, so schloß er seine in lettischer Sprache gegebenen Instructionen; „das wird ihn schon von seiner Widerspänstigkeit zurückbringen.“

„Aber, gnädiger Herr“, erwiederte der Wagger, „Sie sind viel zu gut. Alle trotzten darauf, daß es keine Schläge mehr giebt, und die ganze Wirthschaft wird dabei zu Grunde gehen.“

„Nun, damit hat es noch Zeit!“ sagte lächelnd Herr von Norbach. „Sieht denn das Roggenfeld nicht prächtig aus? Mit den Arbeiten auf den andern Feldern sind wir auch nicht zurückgeblieben. Mit Gottes Hülfe werden wir noch Alle genug zum Leben haben.“

Er wandte sich zu gehen, kehrte aber noch einmal um und rief dem Wagger zu: „Ich habe dem Schulmeister versprochen, seinen Kartoffelgarten aufspflügen zu lassen. Sorge, daß das morgen geschehe.“

„Schon wieder!“ murmelte der Wagger ärgerlich vor sich hin. „Immer muß für Den noch gearbeitet werden! Und doch verdirbt er uns die Leute ganz und gar. Was der

Herr auch die deutschen Leute hierherzieht. Bei dem alten Schulmeister war es ganz anders. Der lehrte die Jungen im Winter etwas lesen und hielt sie gut in Zucht, daß sie gehorchen lernten, aber im Sommer arbeitete er selbst in Feld und Garten. Dieser will im Sommer studieren und dafür müssen wir für ihn arbeiten. Der Henker hole die Neuerungen!“ Mit verdrießlicher Miene ging er den Wirthschaftsbäuden zu.

Als Herr von Norbach, indem er sich umwandte, noch einen Blick die Allee hinunter warf, erblickte er den Braunen mit dem kleinen Fuhrwerk und ein freundliches Lächeln flog über seine Züge. Er ging einige Schritte in die Allee hinein und setzte sich auf eine der Bänke zwischen den Bäumen, den Kopf immer den herannahenden Kindern zugewandt. Immer rascher trabte das alte Pferd. Endlich erscholl es aus dem Wagen: „Papa! Papa!“ und mit diesem Freudenruf sprangen die Geschwister, noch ein gutes Stück von ihm entfernt, schon aus dem Wagen und liefen athemlos auf ihn zu.

„Nun Kinder, was habt Ihr denn?“ fragte der Vater, als er vor dem Durcheinanderreden der Beiden zu Worte kommen konnte. „Gertrud“, rief er und nahm das Mädchen in seine Arme, „dein Herz klopft ja wie ein Hammer. Warum hast du dich schon wieder so erhitzt? Was ist euch denn begegnet? Erzählt doch ordentlich!“

Mit diesen Worten setzte er das Mädchen neben sich auf die Bank, legte ihr sorglich die Hand erst an die Stirn, dann aufs Herz, sah aber mit solchem Wohlwollen in die strahlenden Augen und auf die glühenden Wangen seines Töchterchens, daß er das Schelten vergaß und nur verlangte, sie solle sich erst erholen, ehe sie erzählte. Paul benutzte indessen die erzwungene Pause und brachte ein Gewirre von Worten hervor,

welches zu unverständlichem Gemurmel wurde, als ihm Gertrud bittend die Hand vor den Mund hielt.

„Warte, lieber Paul“, rief sie fast weinerlich, „ich habe mich gleich erholt. Ich bin schon nicht mehr müde! Papa, liebster, guter Papa! Du mußt mir Etwas zu Liebe thun! Gib mir die Hand darauf!“ Und nun begann sie, von dem Bruder oft unterbrochen, die Erzählung ihres Abenteuers und schloß damit, daß sie ihre Arme recht dicht um des Vaters Hals schlang und ihm drohte nicht los zu lassen, bis er ihr das Versprechen gegeben, den verlassenen Knaben in den Hof zu nehmen.

„Aber was soll denn der Junge hier?“ fragte der Vater lächelnd. „Soll er euer Gespieler sein?“

„Nein, das nicht“, erwiderte Gertrud, verwundert über die Frage. „Er soll nur nicht mehr bei der bösen Wirthin sein. Er soll nur nicht so arm und zerlumpt aussehen, und er soll jemand haben, der für ihn sorgt. Nein, der Paul soll auch nicht mit ihm spielen; er würde gewiß oft mit ihm zanken. Der kleine Junge will auch gar nicht spielen. Man muß ihn nur in Ruhe lassen und ihm sein Buch nicht nehmen. Ja, wir können ihm lieber ein neues schenken, Papa!“ rief sie erfreut über den guten Gedanken.

„Nun, und was soll er den ganzen Tag über thun? Ihr wißt doch, Kinder, daß man nicht müßig gehen darf, und so ein Junge muß vor allem arbeiten lernen.“

„Ja, Papa“, sagte Gertrud, „aber siehst du, unser Fritz und unser Karl, die sind doch auch Bauerjungen gewesen, und jetzt sind sie so gute Diener und sprechen so gut deutsch, und sehen oft eleganter aus als die fremden Herren, welche sie bedienen müssen.“

„Wie groß ist denn der Junge?“

„Er ist ein großes Stück kleiner als ich“, sagte Paul mit stolzer Miene.

„Da kann er ja kaum einen Stiefel putzen“, erwiderte der Vater. „Nun, wir wollen sehen. Ich werde den Fritz fragen, der ist der Verständigere von den Beiden, ob er es übernimmt, den kleinen Burschen abzurichten; dann mag er meinetwegen kommen. Mama wird freilich darüber schelten, was wir da vorhaben. Wenn er nur groß genug wäre zum Piqueur. Der Hans wird schon schwerfällig.“

„Nein, Papa“, fiel Gertrud ängstlich ein, „mache ihn nicht zum Piqueur, ich bitte dich. Der Hans hat mir einmal gesagt, daß er immer noch lange Brustschmerzen habe, wenn die Jagdzeit vorüber ist. Der Kleine kann ja bei Tische bedienen lernen und allerlei Arbeiten machen und dazwischen auch in die Schule gehen, die ist ja so nahe.“

„Nun, wir wollen uns die Sache bedenken. Aber seht doch, den alten Braumen! Da ist er allein gegangen und steht schon lange vor dem Stalle und niemand ist da, ihn auszuspannen. Geschwind, Paul, rufe den Stallknecht. Gertrud muß recht langsam mit mir nach Hause gehen, sonst thue ich ihr nichts zu Liebe.“

Gertrud faßte mit beiden Händen des Vaters Arm und ließ sich recht gemächlich auf dem breiten Kieswege nach Hause führen. Paul kam in mächtigen Sprüngen über den Rasenplatz vom Stalle her und war mit einem Satz auf der Treppe des Hauses, während der Vater sein Töchterchen von der untersten Stufe auf die oberste hob und mit einem Kuß auf die wieder kühl gewordene Stirn entließ.

Die Treppe war von zwei uralten Linden beschattet, wodurch, trotz der geöffneten Glashüre, das Vorzimmer fast dunkel erschien, und die beweglichen Schatten des jungen Lau-

bes spielten auch noch auf der blank gebohten Diele der helleren Nebenzimmer zu beiden Seiten. Ein langer Tisch bezeichnete das Zimmer rechts als Speisezimmer. An den Wänden desselben hing eine Anzahl großer Gemälde, welche in dunklem Colorit zahlreiche Thiere des Waldes in den verschiedensten Situationen darstellten. Es gab eine Zeit, wo diese Gemälde, welche man überall Baumann'sche nannte, in dem Hause keines Jagdliebhabers in Kurland fehlten. Der Maler Baumann, dessen Name sich vielleicht in keiner Kunstgeschichte findet und dessen Werke weit unter dem Niveau dessen stehen mögen, was man Kunstwerk nennen darf, erfreut in diesen Thierstücken durch Naturwahrheit und portraitarartige Aehnlichkeit der dargestellten Thiere. Wie die größten Meister, hat er es sich gefallen lassen müssen, daß man unzählige Copien und Nachahmungen für seine Werke hielt; denn kein Menschenleben hätte ausgereicht, die Tausende von Bären, Wölfen, Füchsen, Auerhühnern u. s. w. zu malen, welche die Wände so vieler alten Häuser schmückten.

Aus dem Speisezimmer sah man durch eine offen stehende Thüre in ein zweites geräumiges Gemach, welches das Schreibzimmer des Hausherrn genannt wurde, neben den Attributen der Federthätigkeit aber auch zahlreiche Gegenstände enthielt, welche auf einen vielseitigeren Wirkungskreis schließen ließen.

An der Wand links hingen mit Jagdtasche und Pulverhorn mehrere Gewehre, bescheiden hinter der Thüre ein Regenmantel nebst Regenhut an einem Gestelle; in einer Ecke des Zimmers stand neben einem Bücherschrank ein Bündel Korbstöcke mit Zahlen und Strichen, auf einem Tische an der Wand Korngewichte und verschiedene Säckchen mit Getreideproben. Ueber demselben hing eine Karte des Gutes. Rechts von der Eingangsthüre stand ein großer Schreibtisch, auf wel-

chen das in Oel gemalte Bildniß einer hübschen Blondine herabsah, endlich an der gegenüberstehenden Wand ein Sopha und vor diesem ein Tisch, auf welchem Zeitungen und ein aufgeschlagenes Buch lagen.

Man sagt, der Anblick eines Zimmers gebe ein treues Bild nicht nur von der Lebensweise, sondern auch von der Eigenthümlichkeit des Bewohners. Die letztere wäre aber aus dieser Umgebung, welche auf den Kreislauf der Beschäftigungen eines Gutsbesizers auf dem Lande hinwies, schwer zu errathen gewesen. Die andern Räume des Hauses, die links vom Eingange liegenden Zimmer zeigten, in hergebrachter Ordnung aufgestellt, recht stattlichen Hausrath; doch standen die Stühle und Tische an den Wänden, als wären sie nie von ihrer Stelle gerückt worden, und der Saal wie das hinter demselben liegende Zimmer hätten den Eindruck des Unbewohntseins gemacht, wenn nicht in einer Ecke des letztern ein zierlicher Kinderhaushalt mit Schränkchen, Tischen und Stühlen von jugendlichen Bewohnern gezeugt hätte.

Mit langsamen Schritten, den Strohhut in der Hand haltend, ging Gertrud durch die Reihe der Zimmer. Sie fragte ein ihr entgegenkommendes Dienstmädchen nach der Mutter und erhielt die Antwort, sie sei in der Wirthschaft beschäftigt. Der Strohhut wurde nun an einen Haken im Vorzimmer gehängt, und das Kind strich, vor einen Spiegel tretend, mit der Hand über die blonden Flechten, um sie zu glätten und zurecht zu rücken. Darauf wandte sie sich, wie nach einem schnell gefaßten Entschluß, rasch um und ging durch das Speisezimmer in einen daran stoßenden Wirthschaftsraum.

„Mama“, rief sie einer in sauberer Morgenkleidung vor einem Schranke stehenden Frau zu, die den Kopf nach ihr umwandte, während die Hände eine Schnur um einen Topf

bauden, der sorgfältig wieder in die Reihe zahlreicher anderer Töpfe geschoben wurde, aus welcher er zur Revision augenblicklich hervorgetreten war. — „Mama! bin ich zu spät gekommen?“

„Beinahe, liebes Kind“, sagte die Mutter, indem sie den Schrank schloß und sich zum Fortgehen wandte. „Du wirst kaum Zeit haben deine Aufgaben noch einmal anzusehn.“

„O, das kann ich gewiß noch,“ rief Gertrud. „Aber ich habe eine Bitte, Mama. Du wirst sie mir wohl nicht erfüllen wollen, aber — es würde mir doch gar zu große Freude machen, und du könntest es ganz gut thun; ich habe schon alles bedacht.“

„Nun, was ist's denn?“ fragte die Mutter, noch halb zerstreut, indem sie mit den Blicken die Fächer musterte, welche rings an den Wänden noch lange Reihen von Töpfen und Papierbeuteln zeigten.

„Das kann ich dir nicht so schnell sagen“, erwiderte das Kind, etwas stockend. „Papa ist schon im Zimmer, er weiß auch schon davon, ich will dir dort alles erzählen.“

Die Mutter rief noch in die daneben liegende Küche einige Anordnungen hinein und trat endlich wieder in das Speisezimmer, von wo aus sie ihren Mann, mit Papieren beschäftigt, in seinem Zimmer sitzen sah. Als er sie erblickte und die Tochter neben ihr mit etwas sorgenvollem Gesichte, rief er: „Nun, wie stehen die Sachen, Gertrud?“

„Was habt ihr denn wieder?“ fragte die Mutter, indem sie, hier und da noch die Stühle zurecht rückend, sich ihrem Manne näherte. „Ich suchte dich schon lange, um dir noch einmal vorzuschlagen, doch den Karl gehen zu lassen. Zwei Diener haben bei uns doch viel zu wenig zu thun und lassen sich dennoch immer an ihre Pflicht erinnern. Ein einziger macht es gewiß besser.“

„O weh“, sagte Herr von Norbach mit einem bedenklichen Blick auf sein Töchterchen. „Aber, liebe Frau“, fuhr er fort, „die Bursche sind beide ordentlich; was sollen wir für Gründe anführen, wenn wir den Einen verabschieden. Ich gestehe auch, daß ich mich an Beide gewöhnt habe und Keinen missen möchte. Der Karl ist ja auch hier aufgewachsen; dem armen Jungen würde es gewiß schwer werden, uns zu verlassen.“

„Du willst auch, lieber Ernst, an allen Leuten nur die guten Seiten sehen. Wenn du, wie ich, den ganzen Tag deine Noth damit hättest das Haus in Ordnung zu halten, so würdest du auch sehr bald die Schattenseiten bemerken. Weil die Diensthoten aber wissen, daß ich die Einzige bin, die im Hause einmal ein tadelndes Wort spricht, verlassen sich alle darauf, daß es bei den Worten bleibt.“

Herr von Norbach, der nach der angeschlagenen Saite gewohnte Weisen zu hören fürchtete, nahm unterdessen ein Papier nach dem andern auf, um es durchzugehen, blickte aber dazwischen nach Gertrud, die etwas muthlos hinter der Mutter stand.

„Gertrudchen hat, glaube ich, Etwas auf dem Herzen“, sagte er endlich lächelnd, und die Mutter sah sich nach dem Kinde um, das sich nun erröthend an sie schmiegte. Zu dem Augenblick sprang Paul in das Haus, warf sein Mützchen sorglos auf den großen Esstisch und rief schon vom Eingange her der Schwester zu: „Nun, erlaubt es Mama?“

„Was habt ihr denn alle?“ fragte diese endlich. Der Vater nickte den Kindern zu; Paul begann zu erzählen, wie sie den Bauerknaben gefunden. Als er von dem Besuche im Bauernhof sprach, fiel die Mutter ein: „Ihr dürft wirklich nicht mehr so allein umherfahren, wenn ihr euch so weit entfernt. Herr Weiß muß mir noch heute versprechen, euch zu Pferde zu begleiten, wenn ihr spazieren fahrt.“

Jetzt kam aber die schwierigste Stelle des Berichts, der erwachte Wunsch, den Knaben ins Haus zu nehmen. Paul schilderte mit ein paar kräftigen Ausdrücken den Zorn der Wirthin. Gertrud küßte die Hand der Mutter, indem sie einen bittenden Blick auf den Vater warf. Dieser kam den Kindern endlich zu Hülfe, indem er sagte: „Wir könnten den Jungen wohl hierher nehmen, da wir für den Augenblick gerade keinen solchen kleinen Burschen im Hofe haben. Allmählig lernt er dann wohl das Bedienen von den erwachsenen Dienern.“

„Ach! das leidige Abrichten der Diensthöten! Das ist die größte Plage, die ich kenne!“ erwiderte die Hausfrau. „Es dauert Jahre, bis so ein Kind nur den entferntesten Begriff von Reinlichkeit fassen kann. Außerdem haben wir der Bedienung schon mehr als zu viel.“

„Nun, wir versuchen diesmal, was aus dem Jungen zu machen ist“, sagte Herr von Norbach endlich, die Erwägung aller Schwierigkeiten abschneidend. „Rufe mir den Wagger, Paul, daß ich die Sache ins Reine bringe.“

Paul lief hinaus, die Mutter aber wandte sich achselzuckend zum Weggehen, während Gertrud, deren Freude über den endlichen Beschluß durch der Mutter Unzufriedenheit getrübt war, verlegen stehen blieb und endlich langsamen Schrittes derselben folgte.

„Nimm deine Bücher“, sagte die Mutter, sich nach ihr umwendend. „Herr Weiß kommt gleich zur Stunde und du hast nichts bereit.“

„Dürfen wir im Garten die Stunde haben wie gestern?“

„Nein, es zerstreut euch nur. Ihr kümmert euch ohnehin zu viel um alles, was in Hof und Wirthschaft geschieht, und mischt euch in Dinge, die euch nichts angehen. Du hast dich heute wieder viel zu sehr erhitzt und du weißt doch, daß dir



das verboten ist. Du bist jetzt wieder ganz bleich, nachdem du vorher so glühend gewesen.“

Sie legte die Hand an das Herz des Kindes, welches wirklich in beschleunigten Schlägen klopfte, in diesem Augenblicke aber aus Sorge und Betrübniß.

„Es ist die höchste Zeit, daß Mlle. Carville ankommt. Das knabenhafte Umherlaufen muß ein Ende nehmen! Es ist nicht möglich, daß irgend eine Kur anschlage, so lange nicht durch immerwährende Aufsicht jede Erhitzung vermieden wird.“

Diese Worte, mehr im Selbstgespräch als zu Gertrud gesprochen, wurden von dieser auch nicht mehr gehört, denn aus den andern Zimmern klangen des Vaters Worte herüber. Er befahl nach dem Bauerknaben zu schicken und ihm, bis sich eine passende Stellung für ihn fände, einen Platz in der sogenannten Herberge, der Wohnung der Wirthschaftsbeamten, anzuweisen.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Die Familie saß auf der Treppe unter den Bäumen beim Thee; in ihrem Kreise der Hauslehrer, Herr Weiß. Er war ein Ausländer und hatte Kurland mit der bei seinen Landsleuten häufig anzutreffenden Vorstellung betreten, der hier herrschende Zustand der Unwissenheit und Barbarei sei nur durch importirte Gelehrsamkeit und Humanität zu bessern. Zuerst fiel dem Fremden freilich eine gewisse Glätte der geselligen Formen auf, die er nicht gleich mit jener Vorstellung in Einklang zu bringen wußte und ihm beinahe das Gefühl gab, als stehe er dagegen mit den aus einer kleinen deutschen Stadt mitgebrachten Gewohnheiten, welche durch das deutsche Studentenleben nicht eben verfeinert worden waren, sogar einigermaßen zurück. Als er bei näherer Bekanntschaft mit Herrn von Norbach nun auch bemerken konnte, daß dieser, wenn auch jetzt entfernt von allem

Berkehr mit der Wissenschaft und ihren Vertretern, doch aus seiner Jugendzeit einen Maßstab mitgebracht hatte, dem sein Hauslehrer nicht nach allen Seiten hin gewachsen war, suchte dieser zwar anfangs das Fehlende durch etwas Schein zu ersetzen, mußte sich aber zuletzt gestehen, daß er sich damit begnügen müsse, seine Kenntnisse für den Unterricht der ihm anvertrauten Kinder für zureichend zu halten und das weitere Civilisiren zu unterlassen.

Bald nach der Ankunft dieses Herrn in Waldhof ließ sich in dem neuerbauten freundlichen Schulhause unten am Ufer des kleinen Sees ein junger Mann nieder, welcher, nachdem er seine Kinderjahre als der Sohn eines Verwalters in Waldhof verlebt hatte, in dem kurländischen Schullehrerseminar gebildet worden war und nun Gelegenheit fand, die erworbenen Kenntnisse fruchtbar zu machen. Herr von Norbach, welcher nach dem Tode des Vaters die Sorge für den jungen Menschen übernommen hatte, war den Fortschritten seines Schütlings durch Anwesenheit bei den jährlichen Prüfungen im Seminar gefolgt und fand keine Ursache es zu bereuen, daß er gegen den hier herrschenden Gebrauch einen Deutschen zum Lehrer in der lettischen Volksschule bestimmt hatte. Die lettische Sprache, welche ja ohnehin auf dem Lande auch den deutschen Kindern in den ersten Lebensjahren die geläufigste ist, war dem angehenden Schullehrer durch den gemeinsamen Unterricht in derselben auch in ihren, bei den Elementen der Wissenschaft angewandten Formen so geläufig geworden, daß seine deutsche Abkunft bei seiner Anstellung so wenig Hinderniß sein konnte, als sie es bei der Besetzung des Predigtamts ist. So war denn Hartmann, so hieß er, schon seit Jahresfrist in seinem Amte thätig und Herr von Norbach suchte ihn auf alle Weise zu fördern.

Nach gewohnter Art waren im Frühlinge die meisten Schüler entlassen, und nur einige wenige, deren Aeltern wohlhabend genug waren, der Hülfe ihrer Kinder bei dem Betrieb ihrer Landwirthschaft entbehren zu können, ließen dieselben den Unterricht weiter genießen, wobei indessen dem Schullehrer Zeit genug übrig blieb, um sich auch mit der eigenen Fortbildung zu beschäftigen, zu welcher er auf jede Weise durch seinen Patron aufgemuntert wurde.

„Haben Sie gesehen“, fragte Herr von Norbach, indem er sich zu dem Hauslehrer wandte, „wie freundlich der Hartmann das Gärtchen vor dem Schulhause einrichtet? Ich freue mich über den Menschen, so oft ich das Häuschen sehe.“

„Es ist eine schöne Stelle für einen Mann, der nicht studiert hat“, sagte Weiß. „Bei uns wohnt mancher Pfarrer nicht so gut und hat jedenfalls nicht so wenig Arbeit.“

„Lassen Sie das gut sein“, erwiderte Herr von Norbach. „Es ist keine leichte Aufgabe, im Winter siebzig bis achtzig Kindern nicht nur den Elementarunterricht zu geben, sondern sie auch noch unter demselben Dach immerwährend in seiner Nähe zu haben. Sehr wenige derselben können abends ihre Aeltern wieder erreichen; da müssen sie denn mit ihrem Proviant für die Woche, mit ihrem Strohsack zum Schlafen u. s. w., vor allem mit ihrem jugendlichen Muthwillen, der den Kindern des Volks so wenig fehlt wie den unsrigen, in Zucht und Ordnung gehalten werden. Die alte Hartmann, so tüchtig sie ist, kann kaum der Aufgabe genügen, die ihr dabei zu Theil geworden, und der Sohn wird sich nach einer jüngern Gefährtin umsehen müssen.“

„Wenn er sich nur nicht irgend eine verdrehte Zierpuppe erwählt“, fiel Frau von Norbach ein. „Die Alte ist doch wenigstens arbeitsam und greift überall selbst zu; ja, sie ist oft

genug unzufrieden damit, daß der Sohn im Sommer so viel über den Büchern sitzt. Sie sähe es lieber, wenn er sein Kartoffelfeld selbst bearbeitete und thätiger in der kleinen Wirthschaft wäre. Es ist ein Unglück für unsere deutschen Leute, daß sie sich zu jeder Feldarbeit für zu gut halten. Sobald einer deutsch spricht, hält er sich für einen Herrn und will nicht mehr körperliche Arbeit thun.“

„Im allgemeinen ist das wahr“, erwiderte Herr von Norbach; „dem Hartmann aber darf man es nicht übel nehmen, daß er einen Theil seiner freien Zeit den Büchern zuwendet statt seiner Wirthschaft. Er ist ein sehr guter Kopf und hat das ehrenwerthe Bedürfniß, in seiner Bildung nicht stehen zu bleiben. So lange seine Bedürfnisse nicht über die Einnahme seiner Stelle gehen, will ich ihm das Studium nicht übel nehmen.“

„Sie müssen wissen“, sagte Frau von Norbach zu Herrn Weiß, „daß mein Mann ihm sogar in der Bearbeitung seines kleinen Grundstücks helfen läßt und ihn dadurch in seiner Lebensweise bestärkt.“

Herr von Norbach blies den Rauch seiner Pfeife in die Luft und ließ seine Blicke in dem geräumigen Gehöft, welches nach der alten Bauweise von stattlichen Wirthschaftsgebäuden umgeben war, umherschweifen. Da kam ein Bauerwagen, von einem Knechte geleitet, aus der Allee, ein Kasten stand auf demselben und der uns schon bekannte Bauerknabe ging neben demselben her, jetzt zwar reingewaschen und gekämmt, aber in Kleidungsstücken, die ihm theils zu klein, theils zu groß waren. „Peter“, rief Herr von Norbach dem Knechte zu, „fahre hierher vor die Thüre!“

Der Knecht gehorchte und der Knabe folgte dem Wagen. Gertrud und Paul, welche den Theetisch schon während des

Gesprächs der Aeltern verlassen hatten, um durch den Garten zu laufen, kamen herbei, als sie die Stimme des Vaters hörten und blieben unten an der Treppe stehen.

„Was hast du da für einen gewaltig großen Kasten?“ fragte Herr von Norbach den Knaben.

„Es sind der Mutter Sachen“, antwortete das Kind mit abgewandtem Blick.

„Wo sind denn die deinigen?“

„Ich habe keine, die Mutter ist gestorben.“

„Hast du keine anderen Kleider?“

„Wer sollte sie mir machen? Ich habe die alten und die Wirthin gab mir der Mutter Jacke.“

„Was für Sachen der Mutter sind denn das?“

„Ich weiß nicht. Die Wirthin hat sie mir nicht gezeigt. Es werden wohl Kleider sein.“

„Willst du hier bleiben?“

„Ich will es wohl.“

„Was willst du hier thun?“

„Ich weiß nicht.“

„Was verstehst du?“

„Ich verstehe etwas zu lesen.“

„Sonst nichts?“

„Ich war immer auf dem Weideplatz.“

„Bringe den Kasten in die Herberge“, sagte Herr von Norbach zu dem Knechte, der darauf weiter fuhr. Der Knabe warf noch einen Seitenblick auf die Kinder und folgte dann langsam dem Wagen. Gertrud machte einige Schritte, ihm nachzugehen, sah aber dann auf die Mutter, welche ihr winkte in ihrer Nähe zu bleiben; nur Paul war bald darauf in der Thüre der Herberge zu sehen, wo er des neuen Ankömmlings kurze Geschichte einigen Neugierigen erzählte.

Gertrud ging unterdessen mit nachdenklicher Miene in das Haus und endlich an ihr Schränkchen im Puppenwinkel. Sie kramte unter ihren Büchern, konnte aber nichts finden, was der kleine Junge hätte brauchen können, denn dieser verstand ja kein Deutsch. Endlich fand sich ein altes Büchelchen mit Bildern aus der Naturgeschichte.

„Das will ich ihm geben“, murmelte sie für sich und legte noch einige Stückchen bunten Papiers hinein, die im Schränkchen umherlagen.

Paul kam unterdessen ins Zimmer gelaufen. „Die anderen Leute sind gar nicht zufrieden, daß der Junge dort wohnen soll. Sie sagen alle, daß er ganz unnütz sei.“

„Paul, bringe ihm dies kleine Buch. Der arme Junge thut mir so leid.“

„Ja, was soll er denn mit diesem Buch? Der kümmert sich viel um Löwen und Tiger!“

„Aber es sind doch Bilder! Er hat gewiß noch keine Bilder gesehen. Wenn Mama mir nur erlaubte hinüberzulaufen, ich würde sie ihm schon erklären!“

„Nun, gieb her, ich will sie hinbringen.“

Paul fand den Knaben noch in demselben Winkel sitzend, welchen er eingenommen hatte, während sein Kasten eine Treppe höher auf den Boden des Gebäudes gebracht worden war. Von hier aus warf er nur zuweilen seltene Blicke auf die Miteinwohner des Zimmers. Als ihm Paul das Buch reichte, griff er hastig danach und schlug die Blätter halb verstohlen, zur Seite gewendet, um. Die bunten Bilder weckten mehr Verwunderung als Freude. Er versuchte leise die darunter stehenden Namen der Thiere zu buchstabieren; die fremden Laute aber machten ihn irre. Er schlug das Buch wieder zu und blieb still auf seinem Platze sitzen. So hätte er bis in die

Nacht hinein gefessen, wenn nicht endlich, nach einer Stunde, eine der Mägde ihm ein Schüsselchen mit der gewohnten sauern Grütze und ein Stück Brod in die Hand gegeben hätte, mit der Weisung, er könne sich, wenn er gegessen habe, auf den Strohsack legen, den sie für ihn in den Winkel des Zimmers warf.

Der Knabe begann zu essen und die damit verbundene Thätigkeit brachte allmählig Leben in die schlaff ruhenden Glieder. Während des Essens ließ er seine Blicke im Zimmer umherschweifen und sah von Zeit zu Zeit auch auf die Mitbewohner, welche aus- und eingehend ihre letzten Tagesgeschäfte besorgten. Als er gesättigt sein Schüsselchen wegstellte und von dem Brod, das er erhalten, noch ein Stückchen übrig blieb, wickelte er dieses mit dem Bilderbuch in die Jacke, welche er auszog, nachdem er aus deren Tasche noch sein altes zerlesenes Büchelchen genommen hatte. Er legte dieses mit der Jacke als Kopfkissen auf den Strohsack. Als die anderen Bewohner der Stube zur Ruhe gingen, schlief das arme Kind so süß, als läge es auf weichem Pfühl, von zärtlicher Mutterliebe bewacht.

Gertrud aber lag an demselben Abend noch lange wach in ihrem Bettchen und sann hin und her, wie ihrem Schützling am besten geholfen werden könne. Sie hatte in Gedanken ihre ganze Habe gemustert. Nichts konnte er von ihren Sachen brauchen, und sie hätte ihm doch so gerne noch mehr gegeben. Die harten Worte der zornigen Wirthin schmerzten sie noch. „Die Mutter ist gestorben“, dachte sie immer wieder, „wer wird nun das arme Kind lieben?“

Zweites Kapitel.

Das Dasein des neuen Ankömmlings war nach Verlauf von wenigen Tagen im Kreislauf der ländlichen Geschäfte fast vergessen. Er saß noch manche Stunde unbeachtet in seinem Winkel, zuweilen mit halblauter Stimme die schon oft buchstabierten Worte seines Büchelchens wiederholend. Endlich besannen sich die weiblichen Bewohner der Herberge darauf, daß der kleine Junge ihnen manche Handleistung verrichten, manchen Gang ersparen könne. Da er sich nicht ungeschickt zeigte, besonders aber mit gewissenhafter Genauigkeit die ihm gegebenen Aufträge ausrichtete, ward ihm hier und da von einer gutmüthigen Magd ein freundliches Wort zu Theil, welches seine bei der rauhen Behandlung im Gesinde unter einer Kruste von Stumpfheit verborgene kindliche Munterkeit zuweilen hervorblitzen ließ. Die zunehmende Wärme der Jahreszeit machte die große Jacke überflüssig, reichliche Nahrung gab den Gliedern eine straffere Haltung und röthete die Wangen des Knaben, dem einer der aus- und eingehenden jüngeren Dienstboten, halb im Scherze, das lange Haar abgesehritten hatte.

Gertrud, die nicht aufhörte ihres Schülings zu gedenken, hatte unterdessen ein paar Mal vergebens um die Erlaubniß gebeten, in die Herberge gehen zu dürfen. Darauf hatte sie die Dienstmädchen zuweilen noch nach dem Knaben gefragt und die Antwort erhalten, er sei wohl auf und mit allem Nöthigen versorgt. Da hatte denn ihr Mitleid keinen Anhaltspunkt mehr, und die vielfachen Interessen, welche der fortschreitende

Frühling in Hof und Garten brachte, ließen auch das Abenteuer und dessen Gegenstand in den Hintergrund treten. Sah sie den Knaben einmal aus der Ferne, so nickte sie ihm wohl freundlich zu, da er sich aber nicht vertraulich näherte, wurde ihr Antheil nicht weiter in Anspruch genommen.

Paul lief noch zuweilen hinüber in die Herberge, fand aber den kleinen Bauerjungen nicht gesprächig genug, den Kutscher und die Stalljungen in ihrem Wirkungskreise viel unterhaltender; so ließ er den Knaben denn auch in seiner Bergeffenheit.

Im Laufe des Sommers kam allerlei Bewegung in das Leben der Familie Norbach. Ein Aufenthalt von mehreren Wochen im Seebade gehörte zu den altgewohnten Abwechslungen. Bald nach dem Ende desselben, als man sich zu Hause wieder eingewohnt, erschien die langerwartete französische Gouvernante, Mlle. Carville, und für Gertrud begann die regelrechte Erziehung. Getheilt zwischen dem wissenschaftlichen Unterrichte des Lehrers und den Sprachübungen vergingen die Stunden des Tages, und an die Stelle des Umherschweifens mit dem Bruder, der Ausfahrten im Bauerwagen mit dem alten Brauner traten regelmäßige Spaziergänge in ruhigem Schritt bei französischer Conversation.

Aber das kleine Herz des zarten blonden Mädchens blieb beweglich und erregbar. Ein unfreundliches Wort trieb ihr das Blut in die sonst blassen Wangen, und jedes Leid, jede Klage, jeder Anblick fremden Wehs machte ihr fast körperlichen Schmerz. Mit ängstlicher Sorgfalt bewachten die Aeltern das zarte Kind. Der Vater hatte den weichsten Ton seiner Stimme für sie, sein freundlichstes Lächeln, seinen liebevollsten Blick; die Mutter ein stets wachsame Auge, eine nie vergessene Vorsicht, eine nie rastende körperliche Pflege. Aber wie es schwäch-

lichen Kindern immer eine gar schwere Last ist, die nothwendige Vorsicht mit sich zu schleppen durch die heiter sorglosen Tage der Kindheit, so fühlte die arme Gertrud nicht immer die ganze Mutterliebe heraus aus den oft scheltenden Worten und der oft unzufriedenen Miene der Mutter, welche überdies in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten das Auge vorzugsweise offen hatte für die Schattenseite des Lebens und des Errungenen und Gewährten selten genießen konnte, weil ihr das Verfehlte und Versagte zu lebhaft im Gedächtnisse blieb, das zu vermeidende Uebel sie zu sehr beschäftigte.

In dem alten Wohnhause zu Waldhof hatten Eleganz und Sitte der Neuzeit noch wenig Eingang gefunden. Der dem Innern des Hauses und insbesondere der materiellen Wohlfahrt desselben zugewandte Sinn der Hausfrau hatte das Bedürfniß nach den Freuden lebhafter Geselligkeit wenig aufkommen lassen. Wenn auch die landübliche Gastfreundschaft in Waldhof nicht fehlte, so gehörte das Gut doch nicht zu den Sammelplätzen der Gesellschaft, und das tägliche Leben war im Ganzen einförmig.

Herr von Norbach, welcher in seiner Jugend mehrere Jahre in Deutschland gelebt und dort mit seinen Zeitgenossen noch die frische Geistesstimmung eingeathmet hatte, welche, durch das reinigende Gewitter des deutschen Freiheitskampfes erzeugt und durch alle Maßregeln gegen sogenannte demagogische Untriebe nur eingedämmt, während des griechischen Befreiungskrieges freudig in Begeisterung aufwogte und in Schrift und Wort noch in die Zeit der Reaction hineinreichte, hatte in die altgewohnten Verhältnisse seines Vaterlandes wenigstens das Verständniß für ein regeres geistiges und politisches Leben mitgebracht, wenn er auch, demselben mehr und mehr entrückt, in den stabilen Zuständen Aurlands wenig Anregung für ein

solches fand. Er kam allmählig dahin, wie so viele seiner Zeitgenossen und Landsleute, eine feste Grenzlinie zu ziehen zwischen der Welt der Bücher, der er manche Stunde widmete, zwischen der durch Zeitungslesen genährten Theilnahme für das wogende Leben der Völker da draußen und der friedlichen Beschäftigung mit der Verwaltung der ererbten Güter, in deren privilegirtem und unangefochtenem Besitze nicht die geringste Veranlassung lag, seine eigenen politischen Rechte und Pflichten zum Gegenstande des Nachdenkens zu machen. Die in den Universitätsjahren von ihm eingesogenen Ideen trugen indessen doch ihre Früchte in dem seiner edleren Natur entsprechenden Geltenlassen der Ansprüche Anderer, in der Billigkeit, mit welcher er jeder an ihn herantretenden Forderung einer Besserung der Verhältnisse entgegenkam und, im Genuße der Vortheile seiner Stellung, doch keine egoistische Ausschließlichkeit aufkommen ließ.

In seiner Jugend hatte Norbach eine lange dauernde tiefe Neigung zu einem Mädchen gehabt, welches seine Liebe nicht erwidert und einem Nebenbuhler, dem jungen Baron Bornhof, ihre Hand gereicht hatte. Mit dieser Neigung trat die poetische Seite seines Wesens in den Hintergrund und wurde erst spät zuweilen wieder sichtbar, als er in seinem Töchterchen etwas von der Anmuth zu erblicken glaubte, die ihn in seiner Jugend gefesselt hatte.

Norbachs Vermählung war das Ergebniß häufigen Umgangs, des Bedürfnisses, auf dem etwas entlegenen Gute, in dem alten Hause nicht allein zu sein, und des Wohlgefallens an einer blühenden Gestalt, an einem Wesen, welches von Eitelkeit frei, in gesunder Natürlichkeit von verständigen Aeltern erzogen war. So fand er eine gewissenhafte, treue Hausfrau, mit regem Eifer für ihre Pflichten, ohne Verlangen aus dem engeren häus-

lichen Kreise hinauszutreten auf den glatten Boden der Gesellschaft, auf welchen sie, in der Selbstüberhebung ihres hausmütterlichen Wirkens, vielleicht mit zu viel Verachtung blickte, da sie die Reize und die Versuchungen desselben nie gekostet hatte.

So hatte sich Norbachs Existenz zu dem sogenannten Glück gestaltet, wie es als Mittelgut der Mehrheit der Ehen in unserm friedlichen Lande zu Theil wird und dort vielleicht als ideal gilt, wo die Heiligkeit der Familienbände weniger anerkannt ist als bei uns. Die in den Hintergrund gebrängte Poesie, so wie die ganze Weichheit eines auf wärmere Gefühle angelegten Gemüthes trat wieder hervor, als in den Kindern, besonders aber in dem zarten Mädchen, eine verwandte Natur sich an sein Herz legte, als Gertrud mit allem Liebesbedürfniß eines Kindergemüthes, welches von der sorgsamem, aber wenig liebkosenden Mutter nicht befriedigt wurde, sich an den Vater schmiegte. Die schwächliche Gesundheit des Kindes gab seinem Gefühle für sie fast mütterliche Weichheit, der er sich um so lieber überließ, als er wohl wußte, daß gewissenhafte Mutter-sorge das heilsame Gegengewicht hielt.

Gar lieblich war es, wenn in dämmernder herbstlicher Abendstunde der Vater seinen Lehnstuhl an das flackernde Ofenfeuer zog, welches in den alten Häusern noch die mühsam ernährte Flamme unserer heutigen, dem Westen entlehnten Kamine ersetzt, und die Kinder dann, nachdem sie geholt durch abgerissene Stückchen trockner Birkenrinde ein heiteres Aufflammen des anfangs nur glimmenden Feuers hervorzurufen, sich an ihn lehnten oder neben ihn setzten, wenn Gertrud, das blonde Köpfchen auf seinen Arm senkend, sinnend in das Feuer schaute oder mit allerlei kindlichen Fragen kein Ende finden konnte, während Paul, zur Abwechslung auch durch die andern Zim-

mer laufend, allerlei aus der Außenwelt des Stalles, der Bedientenstube und der Herberge zu berichten hatte.

„Was treibt denn euer Schützling, der Jurre?“ fragte an einem solchen Abend Herr von Norbach, nachdem er Pauls Bemerkungen über die verschiedenen Persönlichkeiten angehört und zuletzt noch vernommen hatte, daß der Hundejunge ganz wundervoll das Horn blase.

„Der scheint mir eine Schlafmütze zu sein“, sagte Paul etwas verächtlich. „Die Mädchen brauchen ihn jetzt in der Herberge zum Wollezupfen und lassen ihn dabei zuweilen in ihren Gesangbüchern lesen“.

„Der Junge muß aber doch nun etwas Anderes lernen als Wollezupfen“, erwiderte der Vater. „Ich habe jetzt im Herbst den Karl oft zur Jagd mitzunehmen; da mag er denn heraufkommen und von dem Fritz das Bedienen lernen. Hat er anständige Kleider?“

„Er trägt noch immer die großen Jacken“, antwortete Paul.

„Nun, er soll andere haben. Fragt die Mutter, ob sie noch Haustuch hat; der Schneider arbeitet ja an den Schafpelzen der Leute. Er kann ihm gleich die neuen Kleider machen.“

Die Kinder liefen zur Mutter, die einen Stolz darin setzte, große Borräthe von allen Erzeugnissen ländlicher Industrie zu haben und für die Spinnerei und Weberei, deren Leitung ehemals einen so wichtigen Theil der Thätigkeit der Hausfrauen ausmachte, eine ganz besondere Vorliebe hatte. Stolz auf ihre Borräthe war es, was Frau von Norbach auch jetzt geneigter machte, einen kleinen Theil derselben zu Gunsten des mißliebigen Knaben abzutreten, als sie es sonst gewesen wäre.

Einer der Diener erhielt den Auftrag, den kleinen Jurre sowohl als den Schneider herbeizurufen, und in freudiger Auf-

regung über die interessante Veränderung in dem mit fast pedantischer Regelmäßigkeit geführten Haushalte erwarteten die Kinder die Gerufenen.

Herr von Norbach erstaunte, als er den rothwangigen kleinen Burschen sah, der mit frisch gewaschenem Gesicht und eben gekämmtem Haar auch in der großen groben Jacke nicht mehr so unbeholfen einherschritt als bei seiner Aufnahme. Er sah sogar bei den an ihn gerichteten Worten in die Höhe und wagte sich zu einem Handkuß vor, als ihm die freundliche Absicht mit dem Schneider eröffnet wurde. Dieser mußte in Gegenwart der Kinder das Maß zu einer netteren Kleidung nehmen und erhielt zu allgemeinem Jubel noch die Weisung, blanke Knöpfe an die Jacke zu nähen. Der Knabe aber veränderte die Miene nicht bei dem ganzen Vorgange, sondern blieb in seiner feierlichen Stimmung.

Einige Tage darauf wurde Zurre von dem Schneider, welcher hinkte wie die meisten seiner lettischen Zunftgenossen, die sich diesem Gewerbe gewöhnlich nur dann widmen, wenn irgend ein körperliches Gebrechen sie zur Feldarbeit untlüchtig macht, ins Zimmer geschoben, gerade da in der Abenddämmerung dieselbe Familiengruppe, durch die Gegenwart der Mutter vervollständigt, sich vor dem Ofen niedergelassen hatte. In straffer Haltung stand der kleine Mensch mit steif herunterhängenden Armen und warf verstohlene Blicke auf seine eng zugeknöpfte Jacke, während er ein Lächeln des Wohlgefallens nicht unterdrücken konnte. Er vergaß darüber der Herrschaft die Hand zu küssen, wie ihm von dem Dienstpersonal eingeschärft worden. Erst als der Schneider ihm dieselbe Weisung zuflüsterte, ging er auf den Hausherrn und die Seinigen zu und suchte sämmtliche Hände zu fassen.

Auf die Frage Herrn von Norbachs, ob er Lust hätte im

Hause zu bleiben und das Bedienen zu lernen, antwortete er verlegen: „Ich weiß nicht.“

„Der Junge ist ja noch so klein, daß er kaum einen Teller auf den Tisch setzen kann!“ fiel Frau von Norbach ein. „Es wird eine Quälerei ohne Ende geben, bis er das Nöthigste lernt, und der Müßiggang in den übrigen Stunden des Tages macht gewiß einen Taugenichts aus ihm.“

„Verstehst du zu lesen?“ fragte Norbach den Kleinen.

„Ich habe das Gesangbuch ganz durchgelesen.“

„Kannst du in einem andern Buche noch nicht lesen?“

„Ich weiß nicht“, war abermals die Antwort.

„Gebt mir doch ein Blatt der lettischen Zeitung dort von meinem Tische“, sagte Norbach zu den Kindern.

Das Blatt wurde dem Knaben vorgelegt, der anfangs stockend und langsam, bald aber, als er bemerkte, daß seine Kunst sich darauf leicht anwenden ließ, immer rascher und mit sichtbarer Freude las. Mit lebhafter Theilnahme folgten die Kinder dem Leseversuch, Gertrud mit klopfendem Herzen.

Die Mutter war aufgestanden. Sie hatte nie wirklichen Widerstand gegen irgend eine Anordnung ihres Gatten gezeigt, aber auch nie lebhafte Zustimmung. Kam irgend ein Plan ganz gegen ihre Ansicht zur Ausführung, so begnügte sie sich damit, diese als eine der vielen Unannehmlichkeiten zu ertragen, die in ihren Verhältnissen als Hausfrau nicht zu vermeiden waren, suchte in ihrem praktischen Sinne aber doch später daraus zu machen, was möglich war.

„Du kannst jeden Nachmittag, wenn deine Arbeit gethan ist, zu dem Schulmeister gehen“, sagte Herr von Norbach zu dem Knaben, welcher blutroth noch vor ihm stand und sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne wischte. „Du wirst

Schreiben und Rechnen lernen und vielleicht noch mehr. Geh nun zu den Dienern und thu was sie dir sagen.“

Jurre wandte sich zu gehen und durchschritt mit sehr kleinen Schritten das Zimmer. Paul sprang ihm nach und hörte, wie er von den Dienern mit vielfachen Neckereien empfangen wurde. Als gleich darauf der Theetisch gedeckt werden sollte, ward ihm ein Teller mit Bröbchen anvertraut, den er mit einer Aengstlichkeit bis zum Tische trug, als wäre es das zerbrechlichste Kunstwerk.

Herr von Norbach, welcher an seiner Frau diejenigen Eigenschaften höchlich schätzte, welche sie so treu in der Erfüllung ihrer Pflichten machten, wußte längst, daß jede seiner Anordnungen eine Zeit lang vielfache Kritik auszuhalten hatte, bis sich ein anderer Gegenstand derselben darböt, worauf dann der frühere Stein des Anstosses, dem Bau des Hauses eingefügt und zum Thatbestand desselben gerechnet, nicht weiter besprochen wurde. So hatte er sich allmählig daran gewöhnt etwas eigenmächtig im Hause zu schalten.

Nach einiger Zeit wurde auch der kleine Jurre ein geduldetes Mitglied des Hauses, unter der Unzahl von Instructionen aber, die ihm von allen Seiten ertheilt wurden, oft so irre an seinen Obliegenheiten, daß ihm von der Herrin vieles als Ungeschick oder gar Dummheit ausgelegt wurde, was nur eine Folge des vergeblichen Bemühens war, es Allen recht zu machen. Nebenher hatte er mannigfache Versuchungen, seine frühzeitige amtliche Stellung zu vergessen, so oft Pauls natürlicher Geselligkeitstrieb ihn veranlaßte, den kleinen Diener zur Theilnahme an irgend einem Spiele zu verlocken, was denn auch bei Annäherung des Winter bei den Kinderfreunden auf Eis und Schnee ausdrücklich gestattet wurde. Da geschah es denn wohl nicht gar selten, daß der kleine Herr dem Diener

etwas barsch begegnete oder wenigstens durch Befehlen und Anordnen seine Stellung zu behaupten suchte. Ein wachsameres Auge aber folgte den Knaben bei solchen Gelegenheiten. Gertrud erbat sich so oft als möglich die Erlaubniß, wenigstens als Zuschauerin an den Winterfreunden Theil nehmen zu dürfen, und unterließ niemals, dem Bruder eine ernste Strafpredigt zu halten, wenn er den armen Jurre, dessen Name seit seiner Anstellung in den gleichbedeutenden Georg übersetzt worden war, einmal hart anfuhr. Wenn die Geschwister dann in deutscher Sprache die Stellung des Gespielen erörterten, lernte dieser bald aus Ton und Geberden die Fürsprache erkennen, und es dauerte nicht gar lange, so begann er auch den Sinn der oft wiederkehrenden Worte zu fassen.

Wenn während des Mittag- und Abendessens Georg an der Thüre des Speisezimmers stand, um auf einen Wink der Diener dieses oder jenes herbeizubringen, fand er Muße und Gelegenheit genug, aus den Geberden der Herrschaft die Bedeutung manchen Wortes oder Satzes zu errathen, diese dann in anderer Verbindung wieder zu erkennen und so allmählig das deutsch Gesprochene verstehen zu lernen.

Wenn die Vertheidigung seiner Rechte durch Gertrud das erste Kapitel seiner deutschen Sprachlehre genannt werden konnte, so waren die mißfälligen Aeußerungen und Klagen der Hausfrau über seine Ungeschicklichkeit ihm ein zweites nur zu verständliches.

Seine Anstellung war für die beiden Diener des Hauses indessen eine willkommene Gelegenheit, viele der ihnen obliegenden Geschäfte dem kleinen Lehrling zu überlassen, dem sie dann bei irgend einer Unterlassung auch die von ihnen verdienten Vorwürfe zuzuschreiben wußten. War irgend etwas zerbrochen, so mußte Georg die, sonst stets dem „Niemand“

zugeschriebene Schuld tragen; freilich geschah es ihm auch mehr als einmal während seiner Lehrzeit, daß er irgend ein Glas, eine Tasse oder dergl., auf die man einigen Werth legte, wirklich zerbrach. Da mußte er sich manch hartes Wort von den anderen Dienern, ja wohl auch manchen Schlag von denselben gefallen lassen, der freilich noch kein sehr ausgebildetes Zartgefühl bei ihm verletzen konnte.

Unterdessen hatte Georg auch seine Laufbahn in der Schule begonnen. In einer Menge von mehr als sechzig Mitschülern, welche sich zu ihrem Wintercurfus erst spät im Herbst versammelten, konnte er natürlich der besonderen Sorgfalt des Lehrers nicht genießen; bald aber fielen dem jungen Manne, der in seinem Berufe selten die Aufmunterung finden konnte, die in den besonders raschen Fortschritten einzelner Schüler liegt, weil der ganze Lehrplan sich, außer dem Religionsunterrichte, auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränken mußte, die Ausdauer und der Eifer auf, mit welchen Georg sich seiner Aufgabe widmete, so wie die Klarheit, mit welcher er das Aufgefaßte wiederzugeben wußte. Die Sicherheit, mit welcher der Lehrer bei ihm auf eine richtige Antwort zählen konnte, machte Georg bald zu einer bedeutenden Persönlichkeit in der Schule und gab ihm eine Stellung, wie sie in allen größeren Lehranstalten, bis zur Volksschule hinab, Einzelnen zu Theil wird und mehr als alles Andere geeignet ist, die Keime des Ehrgeizes in einer jungen Seele zu entwickeln.

Die vor so zahlreichen Zeugen errungenen Erfolge hatten denn auch hier ihre eigenthümliche Wirkung. Das Selbstgefühl des Knaben, welcher in seiner gleichzeitigen Stellung als Dienstlehrling so manche Demüthigung hinnehmen mußte, erwachte und machte ihn wenig geneigt, sich in allen Fällen schweigend zu unterwerfen. Da er in der Schule so oft auf-

gerufen wurde, einen Irrthum älterer Knaben zurechtzustellen, so wurde er sich allmählig einer gewissen Ueberlegenheit bewußt. Die Folge davon war, daß er öfters von der übrigen Dienerschaft, die es bequem gefunden hätte einen kleinen Sklaven zu ihrer Verfügung zu haben, bei der Herrschaft des Ungehorsams angeklagt wurde.

Frau von Norbach war sehr geneigt solchen Anklagen Gehör zu schenken und hatte mehr als einmal schon mit harter Strafe gedroht. Die häufig wiederholten ungünstigen Berichte über die Führung des Knaben ließen auch den Hausherrn endlich glauben, er habe in dessen Aufnahme einen Mißgriff gethan; nur das günstige Zeugniß Hartmanns, des jungen Schullehrers, der gelegentlich über seinen Schüler befragt wurde, hielt ihn zurück, denselben wieder zu entfernen; doch war er der Meinung nicht abgeneigt, der Knabe müsse, um tüchtig zu werden, unter strengerer Zucht und Aufsicht stehen.

Es war an einem jener dunkeln Morgen, welche den Bewohnern unserer nordischen Heimath das Gefühl geben, so recht mitten im unbarmherzigen Winter zu stecken, jener Morgen, da Licht und Wärme, diese Lebensbedingungen behaglicher Existenz, uns möglichst sparsam zu Theil werden. Wer nicht durch unerbittliche Nothwendigkeit aus dem Bette getrieben wird, sucht gern allerlei Gründe, das Vergessen der Außenwelt um ein paar Stunden zu verlängern. Die Schulpflicht aber, diese finstere Seite der selig gepriesenen Kindheit, waltet auch in dieser Beziehung mit unerbittlicher Strenge. Fröstelnd und schlaftrunken kam Paul an einem solchen Wintermorgen in das Speisezimmer, wo um diese Zeit das Feuer im Ofen angezündet zu werden pflegte, dessen gemüthliches Flackern ihn dann hinderte, bei seinen lateinischen Declinationen noch einmal einzunicken. Er fand Georg, vor dem Ofen kniend, beschäftigt

das Feuer anzumachen, dabei aber so gewaltfam schluchzend, daß er kaum im Stande war, das Licht in seiner Linken, an welchem er einige Holzspäne anzündete, festzuhalten. Neugierig fragte Paul, was denn geschehen sei, und Georg, der sich endlich Luft machte, erzählte unter strömenden Thränen, wie er am Abend vorher, als alle Geschäfte beendigt gewesen, in die Kammer gegangen sei, wo er mit den anderen Dienern schlief. Diese seien darauf hinausgegangen und er habe das Licht, welches sie stehen gelassen, angezündet, um noch etwas in einem Buche zu lesen, welches ihm der Schulmeister an dem Tage gegeben. Er habe lange gelesen, weil er jeden Augenblick geglaubt, seine Stubengenossen hereintreten zu sehen. Zuletzt, er wisse nicht, wie es geschehen, sei er an dem Tische eingeschlafen und erst durch Rütteln und Geschrei wach geworden. Da sei die ganze Kammer voll Rauch- und Brandgeruch gewesen. Er wisse nicht, fuhr er mit fast ersticker Stimme fort, wie das Licht, welches ein ziemlich langes dünnes Talglicht gewesen, ungefallen sei und dadurch ein Bündel mit des Herrn Kleidern, welche in ein Tuch gewickelt zum Reinigen auf dem Tische gelegen, angezündet habe. Das Tuch sei verbrannt, in den wollenen Kleidern aber habe das Feuer nur geglimmt.

Wirklich waren die beiden Diener am Abend noch in den nahen Krug gegangen, wo sie beim Glase und im Schwagen mit manchem Zechbruder weit über die anfangs bestimmte Zeit geblieben waren. Bei der Rückkehr fanden sie den Knaben über seinem Buche eingeschlafen und den ganzen Schaden angerichtet. Im Bewußtsein der eigenen Uebertretung der Hausgesetze ergriffen sie die willkommene Gelegenheit, den allgemeinen Unwillen auf Georg zu lenken, der nicht einmal zu seiner Entschuldigung die Stunde angeben konnte, in welcher

die Diener zurückgekehrt seien. Von diesen schon mit den härtesten Vorwürfen, ja Mißhandlungen überhäuft, zitterte der Knabe vor dem Richterspruch des Hausherrn, von dessen Strenge in solchen Fällen man ihm ein möglichst grelles Bild zu geben trachtete.

Paul hörte noch auf die Erzählung Georgs und war ganz geneigt, sich auf die Seite des Angeklagten zu stellen, als der hinzutretende Diener Karl, mit besonders hervorgehobener Schilderung des Unglücks, welches aus dem Vorfall hätte entstehen können, das bewegliche Gerechtigkeitsgefühl des Knaben wieder auf die andere Seite lenkte.

Als Herr von Norbach endlich auch erschien, kamen die Ankläger mit den halbverbrannten Kleidern herbei, erzählten den Vorfall und stellten die Sache so ungünstig als möglich für Georg dar. In Betracht des jugendlichen Alters des Knaben schien eine körperliche Züchtigung in diesem Falle eine angemessene Strafe. In kurzen Worten gab Norbach einem der Diener einen dahin zielenden Auftrag und ging darauf in sein Zimmer.

Gertrud kam bald darauf aus dem Flügel des Hauses, den sie mit ihrer Gouvernante bewohnte. Um in die übrigen Wohnzimmer zu gelangen, mußte sie durch einen Gang gehen, welcher an der Gesindestube vorüberführte. Indem sie denselben betrat, wurde sie durch den Schall heftiger Reden erschreckt, welche sich unter dem Wehgeschrei einer Kinderstimme hörbar machten. Sie flog auf die Thüre zu, öffnete sie und erblickte Georg, wie er sich jammernd gegen einen Mann sträubte, der ihn beim Kragen ergriffen hatte, um ihn fortzuführen.

Athemlos vor Schrecken konnte Gertrud nur ein paar unzusammenhängende Worte ausstoßen, hatte aber, auf jenen

Mann zustürzend, dessen Arm gefaßt und sich an demselben festgehalten, als sie mit einer zuckenden Bewegung nach dem Herzen faßte und in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, welches alle Anwesenden um sie versammelte. Die herbeigerufenen Aeltern erriethen bald den Zusammenhang der Sache und der Vater nahm das noch bebende Mädchen in seine Arme, um es in ein anderes Zimmer zu bringen. In ängstlichen, durch Schluchzen unterbrochenen Worten aber fragte Gertrud, warum der Georg ergriffen worden, und wollte sich nicht beruhigen lassen, als man, eine Antwort vermeidend, sie wegführen wollte.

In seiner Seelenangst hatte Georg ihr Erscheinen schon für Rettung angesehen und hielt sich, nachdem er der rauhen Hand entwischt war, zitternd, aber todtenstill in Gertruds Nähe, von dem ängstlichen Blick gefesselt, mit dem sie ihn bewachte.

„Papa! lieber guter Papa!“ brachte sie endlich heraus, „was will man mit dem armen Georg? Versprich mir nur, daß ihm kein Leid geschehen soll! Es sah so schrecklich aus, wie man ihn ergriff! Ich kann es nicht ertragen, jemand so jammern zu hören! Sage nur, daß man ihn hier lasse, mein guter, lieber Papa!“

Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umfaßte sie den Hals des Vaters und bat so lange, bis dieser, einem Winke der ängstlichen Mutter folgend, den früher gegebenen Befehl widerrief. Mit strenger Miene stellte er darauf dem Knaben das Vergehen, dessen er angeklagt worden, in allen seinen möglichen Folgen vor und schloß mit der hausväterlichen Drohung, bei der nächsten ähnlichen Gelegenheit weniger nachsichtig sein zu wollen.

Gertrud ließ sich jetzt, blaß und matt, wegführen und nahm die mißbilligenden Worte der wieder beruhigten Mutter,

die über ihre Einmischung schalt, geduldig hin. In einem halblaut geführten Gespräche ließ sie sich eine halbe Stunde später die ganze Sache von dem Bruder auseinandersetzen, der durch die tragische Scene wieder zu seiner ersten, dem Angeklagten günstigen Anschauungsweise zurückgeführt worden war.

Der Vorfall hatte, wenn er auch für den Augenblick ohne weitere üble Folgen für Georg blieb, doch nichts in seiner Stellung gebessert, sondern die mißgünstige Stimmung der beiden Diener noch vermehrt, weil die Züchtigung, die sie ihrem Lehrling schon lange gegönnt hatten, unterblieben war. Sie suchten ihn das auf allerlei Weise entgelten zu lassen und fanden besonders häufig Gelegenheit ihn in seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Lesen, zu stören, indem sie ihm, gerade wenn er sich daran machte, verschiedene Aufträge gaben.

Auf diese Weise wurden dem Knaben die wenigen Nachmittagsstunden, welche er in der Schule zubringen durfte, immer kostbarer. Der junge Schullehrer gewann die lebhafteste Theilnahme für ihn und hatte ihm bereits versprochen, im Sommer, wenn die Winterschüler aus einander gingen, den Kreis seiner Beschäftigungen zu erweitern.

Die freundlichen, aufmunternden Worte, die ihm in der Schule zu Theil wurden, das Ansehen, welches er durch manche Unterstützung schwächerer Schüler sich bei diesen erwarb, entschädigten ihn für manches harte Wort, welches er in seinem Dienste fortwährend hinnehmen mußte. In diesem waren seine glücklichsten Tage die, an welchem er, gar nicht beachtet, seine Geschäfte eilig verrichten und dann zu seinen lieben Büchern eilen konnte. Mit Neid sah er dem kleinen Jungherrn zu, welcher ungestört lernen durfte, und begriff durchaus nicht, warum dieser so oft seufzend in die Schulstube ging, die Georg als ein Paradies erschien. Konnte er sie einmal unbemerkt

betreten, so blätterte er mit Begier in den verschiedenen Büchern, besah auch wohl die Hefte und dachte sich dabei, wie viel sorgfältiger er sie schreiben würde, wenn er die Zeit dazu hätte.

Zuweilen ergözte sich wohl Paul auch an Georgs Verwunderung, wenn er demselben etwas von seinen eben erworbenen Kenntnissen in Geographie und Geschichte mittheilte und ihm dabei den Globus und die Landkarten zu erklären suchte. Die Augen des wissensdurstigen Bauerknaben hingen dann an den Lippen des kleinen Lehrers und manche unerwartete Frage setzte denselben in Verlegenheit, wofür ihn nur die sichtliche Bewunderung entschädigte, mit welcher seine Belehrung im Ganzen entgegengenommen wurde.

Wie ein Wesen höherer Art aber erschien Gertrud ihrem Schützlinge, der sich gewöhnt hatte, alles Gute, dessen er genießen durfte, als von ihr kommend zu betrachten. Ohne viel Aufhebens zu machen, wußte sie für seine Bedürfnisse Sorge zu tragen, bald ein freundliches Wort für ihn bei der Haushälterin einzulegen, bald ein kleines Geschenk unter den Sächelchen zu finden, die sich in ihrem Glaschränken im Laufe der Kinderjahre aufgesammelt hatten. Als sie eines Tages ein kleines Tintenfaß fand, welches, in ein Etui eingeschlossen, sich in der Tasche tragen ließ, und Georg damit beschenkte, hatte dieser das Gefühl, als wären mit einem Male Berge von Schwierigkeiten, die sich seinen Studien entgegenstellten, entfernt worden.

Mit aller Wachsamkeit der Dankbarkeit lauschte Georg dafür auf jeden Wink von ihr, folgte bei Tisch ihren Blicken, um der Erste zu sein, der ihr brächte, was sie wünschte. Als Gertrud im Frühjahr die ersten Veilchen jubelnd hereingebracht, war bald darauf ein ganzer Strauß auf ihrem Tische, und in ihrem kleinen Gärtchen fand sie bald keine Arbeit mehr zu besorgen, weil Georg ihr zuvorzukommen sich beeiferte.

Der Sommer kam und mit ihm die freiere Zeit des Schullehrers, der nun im Stande war einigen Schülern, die durch günstige Verhältnisse ihrer Aeltern von der Rückkehr zu ländlichen Beschäftigungen ausgenommen waren, einen sorgfältigeren und vielseitigeren Unterricht zu geben, als es bei der großen Masse der Schüler möglich war. Auch Georg war unter diesen, und seine leichte Fassungs-gabe, sein treues Gedächtniß und sein immer reger Eifer machten ihn bald auch hier zum Ersten in der kleinen Schaar. In brennender Sonnenhitze wie unter strömendem Regen sah man ihn unfehlbar gleich nach Mittag zum Schulhause hinunter mehr laufen als gehen und fröhlichen Schrittes, mit dem Ausdrucke innerer Befriedigung in den Zügen, gegen Abend wieder zurückkehren.

An einem heißen Julitage waren Gertrud und Paul gleich nach dem Mittagessen in die schattige Allee am Eingange des Gartens gegangen, wohin eine neu eingerichtete Schaukel sie gelockt hatte. Nach einer halben Stunde war Gertrud im Begriff ins Haus zurückzukehren, weil die Hitze gar zu drückend war. Als sie eben das Pfortchen hinter sich geschlossen hatte, hörte sie plötzlich von der Seite der Wirthschaftsgebäude her lautes Geschrei und Rufen. Sie unterschied bald die Entsetzen erregenden Worte: „Ein toller Hund! ein toller Hund!“

Gelähmt vor Schrecken verlor sie fast die Besinnung und dachte nicht daran sich in den Garten zu flüchten, dessen Zaun, wenn auch niedrig, doch einigen Schutz gewährt hätte. In demselben Augenblick kam Paul hinter ihr her mit dem Rufe: „Schnell auf die Treppe!“ und war in ein paar Sägen, ihr vorbei, auf die Stufen zu geflogen. Als sie einen Schritt vorwärts that ihm zu folgen, sah sie einen großen Hund, von mehreren mit Knütteln bewaffneten Männern verfolgt, gerade auf die Stelle zulaufen, wo sie stand.

Das Entsetzen fesselte sie an den Boden. Regungslos stand sie, an einen Pfosten des Gartenzaunes gelehnt, und schloß die Augen. Das Geschrei betäubte sie vollends.

Als das wüthende Thier, mit schäumendem Munde und allen Zeichen seines furchtbaren Zustandes vor seinen Verfolgern herlaufend, nur noch wenige Schritte von dem bebenden Mädchen entfernt war, kam Georg, mit seinem Bücherpack unter dem Arme, von der Hinterthür des Hauses her um die Ecke gelaufen. Er wollte, wie gewöhnlich um diese Zeit, zum Schulhause gehen, wohin der Weg aus der großen Lindenallee links abführte. Das Geschrei des zusammenlaufenden Hausgesindes rief ihn schneller herbei. In einem Augenblicke sah er die ganze Gefahr seiner jungen Beschützerin und deren völlige Hilflosigkeit. Er selbst hatte nichts als die Bücher und eine Schiefertafel in Händen. Mit Blitzesschnelle sprang er vor und warf aus Leibeskräften alles, was er trug, dem Hunde an den Kopf.

Dieser stützte einen Augenblick; die Ecke der Schiefertafel hatte in sein Auge getroffen, das Zerbrechen derselben im Fallen ein schmetterndes Geräusch gemacht. Das rasende Thier wandte sich zur Seite, biß wüthend den Knaben ins Knie und rannte am Gartenzaune weiter, die verfolgenden Knechte schreiend hinter ihm her.

Der Lärm hatte unterdessen alle Bewohner des Hauses aufgeschreckt. Paul lief durch alle Zimmer mit dem Rufe: „Ein toller Hund!“ Die Mutter eilte aus den Wirthschaftszimmern, der Vater von der Mittagsruhe herbei. Als Beide erschreckt vor die Thüre eilten, sahen sie Georg leichenblaß auf dem Rasen sitzen, die Hand ans Knie gedrückt, und Gertrud laut schluchzend neben ihm knien. In einem Augenblicke waren die Aeltern an ihrer Seite.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?“ rief die Mutter, indem sie Gertrud vom Boden aufriß und mit namenloser Angst nach irgend einer Verletzung suchte.

„Georg! Ach seht nur den armen Georg!“ schluchzte Gertrud, die Hände ringend.

„Aber liebes Kind, wie konntest du auch so wahnsinnig sein ihm zu Hülfe zu kommen, da du doch nichts thun konntest! Wo sind denn Alle gewesen? Wo ist Mlle. Carville? Wo ist Herr Weiß? Unglaubliche Sorglosigkeit!“

„Liebe Mama“ sagte Gertrud bittend, „niemand ist schuld. Helft nur dem armen Georg! Er hat mich ja gerettet!“

Herr von Norbach hatte, nachdem ein rascher Blick ihn überzeugt, daß die Tochter unverletzt geblieben, sich zu dem Knaben gebeugt, dem jetzt große Thränen über die Wangen liefen. Durch die dünnen Sommerkleider waren die giftigen Zähne des Thieres tief in das Bein, oberhalb des Knies, gedrungen. Norbach befahl sogleich einen Wagen mit den schnellsten Pferden anzuspannen, nahm dann den Knaben in seine Arme und trug ihn ins Haus.

Die Wunde wurde untersucht, das Blut möglichst herausgedrückt und mit Besonnenheit jedes Mittel angewendet, welches in solchen Fällen die mangelnde ärztliche Hülfe ersetzen muß. Die Thränen gewaltsam unterdrückend, ließ der Knabe alles geschehen und flüsterte nur einer der hülfleistenden Mägde die Bitte zu, die draußen zerstreut liegenden Bücher aufzulesen.

Während man um den Verwundeten beschäftigt war, erfuhr Frau von Norbach von den Augenzeugen, wie Georgs Erscheinen und seine entschlossene That die einzige Rettung ihres Kindes gewesen war. Noch lag die zerbrochene Tafel an der verhängnißvollen Stelle, Bücher und Papier zerstreut umher. Die Vorstellung von der furchtbaren Gefahr, der Gertrud

entgangen war, erschütterte das Mutterherz bis in die innersten Tiefen. Noch einmal drückte sie das Kind an ihre Brust und bedeckte dessen Haupt mit Küssen; dann eilte sie die Treppe hinauf, in das Zimmer ihres Mannes, wo der Knabe, auf dem Sopha liegend, sich ganz stille hielt und alles über sich ergehen ließ, was sein Herr anordnete.

Laut weinend warf sich die dankbare Mutter vor dem Sopha auf die Kniee nieder. „Georg! Georg! Gott vergelte dir, was du an uns gethan hast!“ rief sie einmal über das andere und küßte das blasse Gesicht des verwundeten Knaben, der in einem Traume zu liegen glaubte, dem die liebevollen Worte, der weiche Ton der Stimme wie aus einer fremden Welt klangen, in die er nur von ferne hinüberschauen zu dürfen kaum zu wünschen gewagt hatte.

Da erst begriff auch Herr von Norbach, dem sich jetzt Gertrud in die Arme warf, wie sich alles begeben hatte. Mit tiefer Rührung beugte er sich zu dem stumm daliegenden Knaben nieder und drückte einen Kuß auf dessen Stirne. „Gott segne dich, mein Sohn!“ sprach er leise. „Dein Wohl soll fortan meine Sorge sein“, fügte er in Gedanken hinzu.

Georg wußte nicht, wie ihm geschah. Die Wunde schmerzte wenig. Er hatte zwar eine Ahnung von dem Entsetzen, welches eine solche Wunde einflößt; doch hatte er die schlimmen Folgen derselben nie gesehen. Die Bewegung der Umstehenden, ihre Liebkosungen, ihre Reden und Blicke waren ihm unverständlich. Die Hülfe, welche er Gertrud in ihrer Noth gebracht, war eine so unbewußte instinktartige Aeußerung seiner Ergebenheit für sie gewesen, daß es ihm nicht einfiel darin besonderen Heldenmuth zu finden. Es fehlten ihm für diesen Begriff ohnehin alle Vergleichungspunkte. Die Idee einer Aufopferung konnte in seinem engen Gesichtskreise noch keinen Raum finden. Er

hatte ja nicht einmal daran gedacht, daß der Hund ihn anfallen könnte, wenn er sich von Gertrud abwandte.

Jetzt fuhr der Wagen vor die Thüre, der Knabe wurde hineingehoben, Herr von Norbach stieg mit ein, und in fliegender Eile verschwand die Equipage aus dem Gesicht der im Hofe versammelten Menge. Der Arzt war auf einem eine Meile von Waldhof entfernten Gute an diesem Tage zu finden. Eine Operation schien trotz der bereits ergriffenen Vorsichtsmaßregeln nothwendig.

Stumm und mit gefalteten Händen sah Gertrud noch lange dem Wagen nach. Endlich ließ sie sich von der besorgten Mutter wieder ins Haus führen. Um sie zu beruhigen, mußte ihr immer und immer wieder versichert werden, daß Georg gerettet werden könne. Mit Mühe brachte man sie dazu, sich etwas zur Ruhe zu legen. Bei jedem Geräusch fragte sie ängstlich, ob der Wagen nicht schon zurückkomme.

Paul ging unterdessen beständig hin und her und brachte endlich von den Leuten auch die Nachricht, daß der Hund in einiger Entfernung von dem Hofe erschlagen und sogleich verscharrt worden sei. Die verschiedensten Einzelheiten des Vorfalles, welche ein Jeder bemerkt haben wollte, beschäftigten Pauls Phantasie, am meisten aber die rettenden Maßregeln, welche er selbst, wie er meinte, würde ergriffen haben, wenn er gewußt hätte, daß Gertrud ihm nicht auf die Treppe folgen konnte, wie er doch vorausgesetzt habe.

Vielfach wurde von der Dienerschaft die Frage erörtert, ob der Hund das kleine Fräulein wirklich gebissen hätte, wenn Georg nicht herbeigekommen wäre. Ein Jeder wollte einen andern Ausweg wissen, weil man dem vielgetadelten Lehrling die Ehre der That nicht gönnte. „Der Herr selbst hat ihn zum Arzt gebracht“ — das war die immer aufs Neue wieder-

holte erstaunenswerthe Thatsache. Man dachte viel weniger an die schmerzhafteste Operation, die dem armen Knaben bevorstand, als an das Uebermaß von Ehre, welches dem kleinen Burschen zu Theil geworden war.

Herr Weiß hatte von dem Gegenstande der allgemeinen Aufregung erst spät erfahren. Nach seiner Gewohnheit hatte er sich in den heißesten Nachmittagsstunden in sein Zimmer im Giebel des Hauses zurückgezogen, wohin fast kein Geräusch aus der Außenwelt dringen konnte. Als endlich die Nachricht auch zu ihm gelangt war, kam er eiligst die Treppe herab, um unter den Theilnehmenden nicht der Letzte zu sein. Er konnte des Bedauerns kein Ende finden, daß Gertrud den heftigen Schrecken gehabt habe, und begann immer wieder die furchtbare Gefahr zu besprechen, der sie entgangen. Daß Georg derselben wirklich verfallen war, fand kaum Erwähnung.

Mlle. Carville lag in ihrem Zimmer an Migraine darnieder. Als sie von dem Vorfall erfuhr, faßte sie sich mit beiden Händen an den Kopf und versicherte verdoppelte Schmerzen zu empfinden. *Que c'est heureux!* rief sie einmal über das andere, als sie von der rechtzeitigen Hülfe hörte, die Gertrud zu Theil geworden war.

Endlich hielt der Wagen wieder vor der Thüre. Georg war noch blässer geworden als zuvor und wurde in halb liegender Stellung von Herrn von Norbach gehalten. Mit sorgfältiger Schonung des verbundenen Knies wurde er aus dem Wagen gehoben und ins Haus getragen. Als Norbach erfuhr, daß man das Lager des Knaben in der Bedientenstube bereitet habe, ließ er es sogleich in ein hinter dem seinigen befindliches Zimmer bringen, welches sonst für Gäste bestimmt war. „Die Kinder müssen den Georg mit pflegen und unterhalten können“, sagte er und verließ den Knaben nicht eher, als bis

dieser, erschöpft von den Schmerzen der Operation und dem starken Blutverlust, in einen tiefen Schlaf gefallen war.

Es vergingen mehrere Wochen bis die Wunde sich allmählig schloß, Wochen, in denen der Knabe in einer andern Welt zu leben glaubte. Herr von Norbach hatte zwar, sobald die Tage des Wundfiebers vorüber waren, alles weichliche Verwöhnen verboten; aber schon das helle Zimmer, das reinliche und bequeme Lager, die Stille der Umgebung wirkten auf die empfängliche Seele des Knaben wie laue Frühlingsluft auf die Blüthenknospen und öffneten sie jedem Eindrucke der für ihn jetzt so wesentlich veränderten Außenwelt. Er hörte kein scheltendes Zurufen der übrigen Dienerschaft mehr, kein Zanken derselben unter einander, keine rohen Neckereien und Späße. In der Stille einsamer Stunden ergözten ihn allerlei spielende Beschäftigungen, welche die Kinder in ihren Freistunden ihn lehrten, oder die Bücher, welche für ihn zusammengetragen wurden, sobald man entdeckte, daß er auch das Deutsche schon recht gut las und verstand. Die Gespräche der kleinen Gesellschaft wurden jetzt fast immer deutsch geführt und Georg machte bald so bedeutende Fortschritte in dieser Sprache, daß er auch seinerseits wieder den kleinen Krankenpflegern mancherlei Vergnügen schaffen konnte.

Die Theilnahme und Verwunderung, mit welcher Georg den Kindern zuhörte, wenn sie aus ihrem kindlichen Lebenslauf Ereignisse erzählten oder aus ihrer Bekanntschaft Personen schilderten oder auch aus ihren Büchern allerlei mitzutheilen hatten, waren der wirksamste Antrieb zu immer neuer Unterhaltung, welche auf den Zuhörer unmerklichen aber weitreichenden Einfluß übte, indem sie seinen Gesichtskreis in der ihn umgebenden Welt immer mehr erweiterte. Wer da erwägt, welch eine lange Reihe von Begriffen schon bei dem Ueber-

gange von den Gesprächen in der Bauern- und Bedientenstube bis zu den Mittheilungen der Kinder aus den gebildeten Ständen erfaßt werden muß, wird es verstehen, daß Georg in wenigen Wochen im Umgange mit Paul und Gertrud, denen er in seiner Eigenschaft als pflegebedürftiger Kranker ebenbürtig wurde, eine innere Veränderung erlebte, wie sie in allen späteren Verhältnissen seines Lebens kaum fühlbarer werden konnte.

Wenn Frau von Norbach zuweilen Bedenken trug, die jetzt dreizehnjährige Gertrud in so dauerndem Verkehr mit dem Bauerknaben zu lassen, so hatte sie doch nicht den Muth denselben zu verbieten, seit ihr Mißfallen an Georg durch das überwallende Gefühl der Dankbarkeit so mächtig überwunden war. Sie beruhigte sich damit, daß sie Mlle. Carville aufforderte, in dem Krankenzimmer zu bleiben, wenn Gertrud dem Knaben Gesellschaft leistete, und wie alles Widerstreben bei ihr schwand, sobald ihr irgend etwas als Pflicht vor die Seele trat, so war sie jetzt eben so sorgsam für alle kleinen Bedürfnisse Georgs, als sie früher gegen seine Aufnahme geeifert hatte.

Ernstlich erwog indessen Herr von Norbach, wie am besten für den Knaben gesorgt werden könnte. Er sah wohl ein, daß der naheliegende Gedanke, ihn mit seinem Sohne als dessen Gespieler aufwachsen zu lassen, in mehr als einer Hinsicht unstatthaft war! Er hatte schon früher öfters mit Hartmann über Georg gesprochen und dessen ungewöhnliche Anlagen rühmend gehört. Jetzt erwog er nochmals alles Für und Wider, und der bescheidene aber tüchtig gebildete junge Schullehrer hatte eine wichtige beratende Stimme bei diesen Erörterungen.

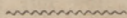
Es wurde endlich beschlossen, daß Georg während der nächsten Jahre ganz im Schulhause wohnen und von Hartmann, so oft es irgend dessen Zeit erlaubte, unterrichtet werden sollte.

Von seiner weitem Entwicklung sollte es abhängen, für welchen Beruf man ihn in der Folge bestimmen würde.

Noch ein wenig hinkend, aber mit der Farbe der Gesundheit auf den Wangen und dem Ausdruck hellen Verstandes in dem meist ernsthaften Gesichte verließ Georg das Herrenhaus. In dem Handkuß, mit welchem er sich von den bisherigen Gebietern trennte, lag schon mehr kindliche Dankbarkeit als schüchterne Unterwürfigkeit.

Gertrud hatte lange unter ihren Sachen nach einem passenden Abschiedsgeschenk für ihn gesucht und sich zuletzt für ein kleines Gedenkbüchelchen entschieden. Auf das erste weiße Blatt schrieb sie mit noch unsicherer Kinderhand: „Ich werde nie vergessen, lieber Georg, was du für mich gethan hast. Deine Freundin Gertrud.“

Das Büchelchen wurde für lange Zeit Georgs kostbarstes Besitztum. Manche Zeile schrieb er seitdem auf die andern Blätter desselben; jeder Fortschritt in seiner geistigen Entwicklung ließ ihn andere, bessere Worte finden für die warme Ergebenheit seines Herzens an seine kindliche Wohlthäterin.



Drittes Kapitel.

Jahre waren vergangen. Vor dem freundlichen Schulsehauſe am kleinen See ſaß an einem ſonnigen Sommertage auf den Stufen der Treppe eine junge Frau, welche damit beſchäftigt war, aus dem neben ihr ſtehenden Korbe Wäſche und verſchiedene Kleidungsſtücke zu nehmen, welche ſie ſorgfältig durchſah und darauf geordnet neben ſich auf die andere Seite legte. Dabei unterließ ſie nicht mit Blick und Wort einem kleinen Knaben zu folgen, welcher, mit einer kleinen Peitsche umherwackelnd, auf die Schmetterlinge, die zwiſchen den Blumen der vor dem Hauſe angelegten Beete umherſlatterten, eine unſchädliche Jagd machte. Die Hausthüre hinter ihr öffnete ſich und der Schullehrer Hartmann, jetzt mit dem behaglichen Ausſehen des Hausvaters, trat auf die Treppe heraus und ſetzte ſich, nachdem er das Kind herbeigerufen und in ſeine Arme genommen, neben die Frau, der er lange wohlgefällig zuſah.

„Ich wette, Mama“, ſagte er endlich, „du wirſt den Georg doch am allermeiſten vermiſſen, wenn er fort iſt, obgleich du oft mit ihm unzufrieden geweſen biſt und ihn oft genug geſcholten haſt.“

„Mir thut es auch wirklich leid, daß er fort ſoll“, erwiderte die Angeredete, indem ſie einen fehlenden Knopf an ein friſchgewaſchenes Hemd nähte, „wenn ich auch froh ſein muß, daß du wieder etwas mehr Zeit für dich haben wirſt. Das ewige Sitzen und Studieren noch außer den gewöhnlichen

Schulstunden, in dieser schönen Jahreszeit, während im Garten so viel zu thun war, wird doch nun ein Ende haben.“

„Wir haben tüchtig arbeiten müssen, das ist wahr“, erwiderte Hartmann, „aber dafür kann der Georg auch ziemlich ruhig an das Examen denken, meine ich. Wenn er nur des Lateinischen eben so sicher wäre, das ihm der Herr Weiß beigebracht. Der hat die Stunden so ungern gegeben, daß es mich wundern sollte, wenn der Georg im Stande gewesen wäre, etwas bei ihm zu lernen.“

„Warum hat er es denn überhaupt gethan, wenns ihm so schwer wurde?“ fragte Marie.

„Nun, das konnte er dem Baron wohl nicht gut abschlagen, da er nur einen Schüler, also Zeit genug übrig hat. Er hat freilich sehr oft darüber gesprochen, daß man den Bauern beim Pfluge lassen und ihn nicht zu einem Herrn machen sollte. In Deutschland, meint er, seien die Folgen davon schon fühlbar genug, daß so viele Bauernsöhne studierten, indem zu jeder Stelle sich so zahlreiche Bewerber meldeten, daß auch der Tüchtigste oft viele Jahre warten müsse, ehe er eine kümmerliche Versorgung finde. Zu den Tüchtigen zählt er natürlich vor allen sich selbst und findet es unverantwortlich, daß sein preussisches Vaterland seiner noch nicht zu bedürfen scheint. Er würde sich wohl auch entschließen, in Aurland, auf welches er sonst sehr mitleidig herabsieht, ein einträgliches Amt anzunehmen, wenn man hier nicht so verblendet wäre, die Söhne des Landes in den meisten Fällen vorzuziehen.“

„Jetzt sehen wir den Herrn Weiß gar nicht mehr unter unserem Dache. Anfangs kam er noch zuweilen auf ein Stündchen“, sagte Marie.

„Das war, so lange er noch an mir einen Bewunderer seiner Weisheit zu finden hoffte“, erwiderte Hartmann. „Ich

bin auch nicht mehr zu ihm gegangen, seitdem er dem armen Georg so viel traurige Stunden machte. Mit dem größten Fleiße konnte er ihn nie befriedigen, weil der Lehrer den Bauerjungen durchaus unfähig zum Studium finden wollte. Und doch wird der Georg sich durcharbeiten, wie so manche Andere, die aus dem lettischen Landvolke hervorgegangen sind und zu den tüchtigsten Männern im Lande gehören. Bei uns wird noch lange jede rüstige Kraft ihren Wirkungskreis finden. Haben wir Deutsche es denn leichter, wenn wir aus dem steuerpflichtigen Stande und ohne Mittel sind? Dennoch würde auch ich, wenn nicht mein Ehrgeiz durch Weib und Kind längst eingewiegt wäre, muthig versuchen, mir zu einer anderen Stellung Bahn zu brechen.“

Der jungen Frau stieg bei diesen Worten das Blut in die Wangen, sie wandte sich ab, als suche sie etwas, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Du brauchst nicht zu erröthen, Mariechen, als ob ich in euch ein Hinderniß für meine Wünsche sähe“, fügte Hartmann begütigend hinzu, indem er den Arm um seine Frau schlang und das Kind inniger an sich drückte. „Ich bin ganz zufrieden; die Gedanken an solche Möglichkeiten stiegen mir nur auf, wenn ich den Georg so rasch vorwärts kommen sah, daß ich ihm kaum noch ein paar Schritte vorausgehen konnte.“

„Wenn der schwere Winter nicht wäre mit den vielen Schülern“, sagte Marie, und ihre Augen glänzten von verhaltenen Thränen, „so könnten wir hier wohl recht glücklich sein, ich wenigstens gewiß. Das Häuschen ist freundlich, und wir haben unser Auskommen. Wenn ich daran denke, wie ich sonst immer nähen und immer nur nähen mußte, bald in einem Hause, bald in dem andern, bald freundlich, bald unfreundlich angesehen, aber immer doch mit dem Gedanken, ob ich wohl

schnell genug die angefangene Arbeit beenden würde. Frische Luft und Bewegung wurden mir meist nur in kurzer Abendstunde zu Theil, und doch litt ich immer an dem quälenden Kopfwelch, welches mir das anhaltende Sitzen während der Lehrjahre zugezogen hatte.“

„Und wovon dich erst die hausmütterlichen Sorgen ganz kurirt haben“, fiel Hartmann lächelnd ein, indem er ihr das Kind auf den Schooß setzte.

„Du kannst es gar nicht so empfinden wie ich“, sagte Marie, „was dieses Häuschen mir an Wohlthaten gebracht hat, von dem Tage an, da ich zum ersten Male hierher zu deiner alten Mutter kam, mit einem Auftrage von Fräulein Gertrud. Ich nähte hier in Waldhof schon wochenlang, als endlich das freundliche kleine Fräulein einmal fragte, warum ich so blaß ausähe. Sobald sie von meinem Kopfwelch gehört hatte, ruhte sie keinen Tag, bis sie irgend einen Grund gefunden hatte, mich bald hierher, bald dorthin zu schicken. Du weißt, für deine Mutter sollte ich damals ein neues Kleid zuschneiden, das war der Anfang meiner guten Tage.“

„Ja, es war wunderbar, wie schnell du das Herz meiner guten alten Mutter gewonnen hattest. Diese Eroberung war sonst gar nicht leicht. Die Mutter war sehr streng in ihrem Urtheil über junge Mädchen. Als mir eine Zeit lang die Tochter unseres Wassermüllers da unten sehr gefiel, fand sie unendlich viel an ihr zu tadeln und konnte recht böse werden, wenn ich versuchte das Mädchen zu entschuldigen.“

„Sie hat mir oft gesagt“, fiel Marie lebhafter ein, „daß sie mich gleich liebgewonnen, als sie gesehen, wie ich beim Zuschneiden jedes Stückchen Zeug zu nützen gewußt und auch das kleinste nicht weggeworfen.“

„Da hat unsere gute Alte Recht gehabt, und noch mehr,

indem sie hübsch mit dem Loben eingehalten und nur freundlich zugesehen, als der Sohn auch allerlei Liebenswerthes an der kleinen blassen Nähterin fand, die Sonntags recht gern in das Schulhaus kam, um der alten Frau allerlei zurecht zu schneiden und zu nähen. Hätte die Mutter nur länger gelebt, um auch zu sehen, daß die geschickten Hände nicht bloß nähen, sondern auch flink und gewandt die Wirthschaft besorgen können! Ja, mein Mariechen, es ist alles sehr gut so, wie es gekommen ist, und ich bleibe mein Leben lang ein geplagter Schulmeister, aber, so Gott will, ein zufriedener Mensch.“

Der Kleine hatte das müde Köpfchen auf die Schulter der Mutter gelegt und war eingeschlafen. Sie stand auf, um ihn in sein Bettchen zu legen. Hartmann öffnete die Hausthüre für sie, hielt aber den Arm vor, bis sie, unter Thränen lächelnd, ihm die Wange zum Kuß gereicht. Er stieg darauf die Treppe hinab und wandte sich seitwärts in den kleinen Obst- und Gemüsegarten, wo er überall Spuren des eifigen Schaffens seiner Frau wiederfand. Durch das Pförtchen auf der andern Seite trat in diesem Augenblick Georg, welcher eben im Hofe gewesen war, um vor seinem Abgange aufs Gymnasium von seinem Wohlthäter und dessen Familie Abschied zu nehmen.

Am nächsten Morgen sollte Georg in Hartmanns Begleitung nach Mitau, um dort, nach abgelegtem Examen in dem Hause einer Bürgerfrau, welche Kostgänger aufnahm, die nicht viel Mittel und noch weniger Ansprüche hatten, zu wohnen und seine Studien fortzusetzen. Von seinen Fortschritten und seiner Führung sollte es dann abhängen, für welchen Lebensberuf Herr von Norbach, welcher seinem in jener Stunde der Dankbarkeit gefaßten Vorsatze treu geblieben war, ihn weiter unterstützen würde.

Während der Schuljahre waren alle Bedürfnisse des Kna-

ben reichlich befriedigt worden. Hartmanns Mühe und die Sorgfalt seiner Frau waren nicht ohne materiellen Vortheil für den neuen Hausstand geblieben. Norbach folgte mit lebhaftem Interesse der Entwicklung des rasch fortschreitenden Schülers, den der junge Schullehrer nicht aufhörte zu loben. Oft mußte sich Paul eine Vergleichung mit dem Altersgenossen gefallen lassen, die nicht immer vortheilhaft für ihn ausfiel und noch weniger geeignet war, dem armen Bauerknaben das Wohlgefallen des Herrn Weiß zuzuwenden, welcher trotzdem täglich zur lateinischen Stunde erschien, jedesmal voll Hoffnung, es endlich recht gemacht zu haben, und jedesmal in dieser Hoffnung getäuscht. Herr von Norbach konnte lange nicht die verschiedenen Berichte der beiden Lehrer zusammenreimen, dachte aber zuletzt, dem Knaben mangle vielleicht das Sprachtalent. Da die Berichte über seine Führung immer günstig lauteten, konnte man ja hoffen, ihn auch in einer untergeordneten Stellung nützlich werden zu sehen. Dennoch sollte der Versuch mit dem Gymnasium gemacht werden.

Paul war unterdessen zu allerlei äußeren Fortschritten gekommen, welche ihn einen Gefährten nicht vermissen ließen; er hatte ein eigenes Pferd, Wagen, Schlitten, in letzter Zeit sogar eine Flinte. In schulfreien Tagen verkehrte er häufig mit einigen Knaben aus der entfernteren Nachbarschaft und dachte wenig mehr an den Bauerknaben, den sein Vater erziehen ließ. Begegnete er ihm, so grüßte er ihn zwar wie eine Art Hausgenossen, da er täglich zu Herrn Weiß in die lateinische Stunde kam, hatte aber doch keinen weiteren Verkehr mit dem jungen Menschen, der immer nur über den Büchern saß und sich mit Mangel an Zeit entschuldigte, so oft Paul ihn in einer geselligen Laune zu einer Fischerei im See oder einer ähnlichen Belustigung aufforderte. „Der wird ein rechter

Büchervurm“, war dessen oft wiederholtes Urtheil gegen seine Spielgefährten, wenn sie seiner einmal ansichtig wurden.

Gertruds Theilnahme für Georg aber war sich immer gleich geblieben, selbst als er kein Gegenstand ihrer Sorge mehr war. Gern lenkte sie auf Spaziergängen ihre Schritte hinunter nach der Schule. Was sie an Jugendschriften besaß, hatte das immer wache Lesebedürfniß des Knaben genährt und befriedigt; an sie wandte sich Georg, wenn er eines neuen Buches für seine Studien bedurfte. Durch ihre Hände ging alles, was die Mutter in gewissenhafter Erfüllung der einmal übernommenen Verpflichtungen an Wäsche und Kleidung ihm zukommen ließ. Je mehr Frau von Norbach sah, daß Georgs Stellung in keiner Weise störend in das geordnete Räderwerk ihres Hauses eingriff, desto bereitwilliger war sie in allem zu helfen, was zu seiner Wohlfahrt diente.

Wenn Herr von Norbach die Rede darauf brachte, daß Pauls Studien weniger befriedigende Resultate versprächen als die des lettischen Jünglings, tröstete sich seine Frau damit, daß man Paul nur neben Georg anzusehen hätte, um zu entscheiden, welcher von Beiden der Gewandtere für das praktische Leben, welcher auch in der äußeren Erscheinung der Bevorzugte sein würde.

Neben Pauls aufrechter Haltung, der Leichtigkeit seiner Bewegungen erschien Georg in der That ungeschickt und schwerfällig; neben dem feingeschnittenen Profil des jugendlichen deutschen Aristokraten, dessen Stirn von zierlich geordnetem dunklen Haar umgeben war, mußte das längliche, jetzt etwas blasse Gesicht des blonden Georg im Nachtheil sein. Erst wenn man den Letzteren anredete, wenn es gelang seine Schüchternheit zu überwinden, trat die innere Lebendigkeit auch in seinem

Außerer hervor und gab seinen Zügen den Ausdruck hellen Verstandes und ehrlicher Geradheit.

Waren die Jahre für Georg ohne besondere Merkzeichen dahingegangen, wenn wir in seinem einförmigen Leben die Begebenheiten ausnehmen, welche einige Veränderung herbeiführten: den Tod der alten Hartmann, die ihn im ersten Jahre in strenger aber heilsamer Zucht gehalten hatte, und die Verheirathung seines Lehrers, die ein milderes Regiment und das Walten eines in seiner Art anmuthigen weiblichen Wesens ins Haus brachte, so waren sie desto entscheidender für seine Charakterentwicklung. Der Begriff der Pflicht wurde ihm in jeder Weise zur Anschauung gebracht. Das Wirken des Schullehrers mit seiner ganzen an die Minute geknüpften Regelmäßigkeit; die Zucht und Ordnung, welcher sich die Schüler schon ihrer Anzahl wegen unterwerfen mußten; endlich der angestrengte Fleiß der jungen Hausfrau, welche die geringen Mittel so zu verwalten suchte, daß sie ihrem Manne, der für sie der Inbegriff der Vortrefflichkeit aber auch der Träger des schwersten Berufs war, doch einige Lebensfreude gewährten: dies alles verfehlte nicht der bildsamen Seele des Knaben jene Stetigkeit mitzutheilen, welche das Wesen aller wissenschaftlichen Bestrebungen ist. Der Anblick des mühevollen Wirkens eines Volksschullehrers ließ ihm jede andere Geistesarbeit als Erholung und Genuß erscheinen.

Unterdessen hatte sich Georgs Verhältniß zu seinen bisherigen Mitschülern dadurch, daß er, der Elementarlehre entwachsen, eine durchaus deutsche Bildung erhielt, erst gelockert und dann allmählig gelöst, was durch den Abgang der ältern Schüler, für welche das dritte Schuljahr das letzte war, ohnehin herbeigeführt wurde. Seine rascheren Fortschritte hatten ihn schon frühe gewissermaßen aus der Menge der Schüler

abgesondert und ihn zu einer Stütze des Lehrers gemacht, wodurch er als eine Art Autorität den anderen Knaben gegenübergestellt wurde. Von Natur nicht gesellig, war er wenig geneigt, sich in freien Stunden unter dieselben zu mischen, zumal er ihrem Ideentreise durch die in Waldhof empfangenen Eindrücke und den darauf folgenden Unterricht immer mehr entfremdet worden war.

Eine eigenthümliche Aufgabe wurde für Georg die Wahl eines Familiennamens, dessen er bis dahin entbehrt hatte. Noch lange nach Aufhebung der Leibeigenschaft hatte der lettische Bauer nur seinen Taufnamen, dem zur näheren Bezeichnung der Name des Bauernhofs, den er grade bewohnte, vorge setzt oder irgend ein zufälliger Beinamen zugesügt wurde. Erst in den dreißiger Jahren ward bei Gelegenheit einer Volkszählung die Einführung der Familiennamen obrigkeitlich verordnet, und die Ausführung dieses Befehls fand die wunderbarsten Schwierigkeiten. Es war nicht leicht, den verschiedenen Gliedern derselben Familie begreiflich zu machen, daß sie einen gemeinschaftlichen Namen führen müßten, so wie daß sie den einmal gewählten nicht beliebig wieder wechseln dürften. Allerlei Muthwillen hatte außerdem bei dieser allgemeinen Namensgebung reichlichen Antheil, so wie die sonderbare Vorliebe für polnisch klingende Namen, welche wohl mit dem Umstande zusammenhing, daß die einzelnen Individuen, welche früher aus dem Lettenthum germanisirt hervorgingen, gern die vornehmer klingenden Namen des polnisch-litthauischen niederen Adels, der sogenannten Schlächtizen, annahmen. Wenn spätere Generationen, durch diese Namen irre geleitet, eine polnische Abkunft aus denselben folgern wollten, so wäre das ein neuer Beweis für die Unzuverlässigkeit genealogischer Traditionen.

Georg sollte, auf Herrn von Norbachs Aufforderung,

selbst wählen, da sein Vater noch namenlos Soldat geworden war, die Mutter aber, wie alle weiblichen Individuen, nicht dazu gedrängt worden war sich einen Zunamen zu geben. Lange war er unentschlossen, bis er sich endlich für den ins Deutsche übersetzten Namen seines Geburtsortes, des Gefindes Almen, entschied, welches „Stein“ bedeutet. „Georg Stein“ stand fortan in zierlicher Handschrift auf allen Schulheften des Knaben. „Georg Stein“ wurde mit der Jahreszahl in jenes Gedenkbüchelchen geschrieben, welches ihm Gertrud einst geschenkt hatte und welches er noch immer sorgsam aufbewahrte.

Das einzige Besitzthum, welches sich mit der Erinnerung an seine Aeltern verknüpfte, war ein lettisches Gesangbuch und der silberne Trauring seiner Mutter. Beides fand sich in einer besondern Abtheilung in jenem Kasten, welchen er bei seiner Uebersiedelung nach Waldhof und darauf auch im Schulhause zur Aufbewahrung seiner geringen Habe benutzt hatte und den er nun scheidend gern dem kleinen Haushalte als nützlichcs Geräth zurückließ. Die früher von seiner Mutter darin bewahrten Dinge, Kleidungsstücke, etwas Leinen und andere Produkte eignen Fleißes, waren, so weit sie dem Knaben dienen konnten, allmählig verbraucht worden. Ring und Buch aber sollten den Scheidenden begleiten. Der Ring wurde in ein Seitentäschchen jenes Gedenkbüchelhens gethan; das Buch fand ein Plätzchen in dem Mantelsack, den der jungen Schulmeisterin sorgsame Hand mit der kleinen Aussteuer gefüllt hatte, welche Frau von Norbach dem Schützlinge ihres Mannes bestimmte.

So war denn der Vorabend des Tages gekommen, welcher den jetzt ins Jünglingsalter tretenden Georg aus der bisherigen Heimath in eine ihm ganz fremde Welt führen sollte. Hatte er doch nicht einmal Gelegenheit gehabt, durch Erzählungen anderer Knaben mit den Verhältnissen einigermaßen bekannt

zu werden, die seiner warteten. Mit einiger Scheu dachte er an die Menge der künftigen Gefährten, mit ungetrübter Freude dagegen an die Gelegenheit, die ihm nun geboten wurde, seine Kenntnisse nach allen Seiten zu erweitern. Die Trennung von dem guten Hartmann und dessen freundlicher Hausfrau that ihm weh, die gewohnte Umgebung schien ihm beim Scheiden anziehender als sonst, und doch — wie ganz anders gestaltete sich der Abschiedstag für ihn als für alle die Jünglinge, welche aus den Armen liebender Aeltern und Geschwister sich losreißen, um eine selbstständige Laufbahn zu betreten! Die wärmsten Gefühle Georgs lagen noch unentwickelt in der Tiefe seines Herzens. Was er als Sohn, als Bruder, als Freund gebend und empfangend durchlebt hätte, es war eine Lücke in seiner Existenz, deren er sich nicht einmal bewußt war.

Nur eine Empfindung erfüllte in der ganzen Fülle der Wirklichkeit seine Seele, sie vereinigte wie in einem Brennpunkte alle Strahlen, welche kindliche Zuneigung sonst nach verschiedenen Seiten versendet: es war die unbegrenzte Ergebenheit für den Schutzengel seiner Kinderjahre, für Gertrud Norbach, die, wie sie ihm die Pforten einer höher stehenden geistigen Welt geöffnet hatte, so auch durch die leztvergangenen Jahre ihm immer wie ein Wesen erschienen war, welches alles in sich vereinigte, was in seinem sich allmählig erweiternden Gesichtskreise schön, gut und verehrungswerth erschien.

Wirklich gehörte Gertrud zu den Erscheinungen, bei welchen wir vergebens nach den Einflüssen forschen, die sie zu einer Entwicklung führten, welche man durch planmäßige Leitung vergebens zu erreichen gestrebt hätte. Unabweisbar drängte sich dem Beobachter die Ueberzeugung auf, daß es Naturen giebt, die ursprünglich auf eine so schöne Harmonie ihres ganzen Wesens angelegt sind, so ohne Kampf und Ringen den

innern Frieden erlangen, dessen Ausstrahlung den Begriff der Seelenschönheit zur Anschauung bringt, daß man vergebens darnach forschen würde, wie sie in den gegebenen Verhältnissen so und nicht anders werden konnten.

Ein wunderbarer Widerspruch tritt dabei nur zu häufig darin hervor, daß nicht der möglichst vollkommen ausgebildete Körper, nicht die blühendste Gesundheit die Träger solcher an das Ideale reichenden Persönlichkeiten zu sein pflegen, sondern im Gegentheil Schwäche des physischen Menschen die Psyche zu so wunderbarer Schönheit sich gestalten läßt.

Auch Gertrud hatte, wie wir wissen, nicht jene Fülle körperlicher Jugendkraft, welche mit ihren Forderungen an Lebensgenuß die junge Seele so mächtig hineinzieht in die Welt der Versuchungen. Wie eine leichte Fessel hatte leiser Schmerz sie bei jeder heftiger aufwallenden Bewegung ihres Gemüths zur Ruhe zurückgeführt, wie eine unsichtbare Hand das Gefühl körperlicher Schwäche sie von allem fern gehalten, was durch äußerlich gewaltsame Bewegung auch das innere Gleichgewicht zu stören pflegt. Gertrud blieb auch in den Jahren, welche die schönste Entfaltung weiblicher Jugend bringen, dieselbe schneeweiße Blüthe, welche wunderbar schimmernd alle Farbenpracht anderer Blumen überstrahlt, aber, im Schatten erblüht, vor den heißen Strahlen der Mittagssonne des Lebens dahinwelkt.

An jenem Sommerabend, welcher für Georg der letzte in der Heimath war, machte Gertrud an des Vaters Arm einen ungewöhnlich weiten Spaziergang. Norbach war gealtert in den letzten Jahren, das Haar um seine Schläfen war grauer und dünner geworden, die Stirne gefurchter, der Körper hagerer. Der Blick, mit welchem er oft prüfend auf die zarte Gestalt an seiner Seite sah, drückte eine Besorgniß aus, die wir kaum gerechtfertigt finden, wenn wir auf die freundlichen Züge

seiner Begleiterin blicken. Mit kindlicher Freude giebt sie sich dem vollen Eindrücke des herrlichen Sommerabends hin; immer weiter und weiter drängt sie den Vater, welcher ihr vergebens vorschlägt, auf einer der Bänke in der Lindenallee auszuruhen. Der Tag war heiß gewesen; sie sehnte sich nach der Waldeskühle. Langsam durchschritten sie das kleine Gehölz. Zwischen den Bäumen hindurch schimmerte das gelbe Roggenfeld, an dessen Rande sich Arbeiter gesammelt hatten, um das reife Korn zu mähen. Wo das Feld aufhörte lag das Almen-Gefinde. Gertrud kannte noch genau die Stelle, an welcher sie vor fünf Jahren den Knaben gefunden. Sie führte den Vater dahin.

„Hierher hätte der Georg heute noch kommen müssen“, sagte sie und blieb sinnend stehen. „Es ist doch so unbegreiflich wunderbar, wie der liebe Gott unsere Schicksale lenkt! Wenn Georg einmal ein recht ausgezeichnete Mensch geworden, wird man nicht unsere zufällige Begegnung als den Wendepunkt seines Schicksals ansehen?“

„Eben so gut“, erwiderte der Vater, „kann der erste Leseunterricht, der ihn damals seine Pflicht bei der ihm anvertrauten Heerde vergessen ließ, der Ausgangspunkt seines neuen Lebens genannt werden, oder noch früher die Bitten der Mutter, das Kind in die Schule zu nehmen. Wo beginnen die Fäden, welche die Ereignisse unseres Lebens verflechten? Vieles scheint bedeutungsvoll und bleibt ohne bemerkbare Folgen, während Unbedeutendes zur Ursache wichtiger Ereignisse wird. Das Grübeln über die eigentlichen Grundursachen führt uns immer nur zu Gottes unerforschlichen Rathschlüssen. Und das ist ein großes Glück für uns arme Menschen. Wäre es nicht entsetzlich, wenn wir bei jedem Schritte durch unser Leben uns sagen müßten, daß wir durch denselben vielleicht ein Glück verschmerzen oder ein Unglück herbeiführen?“

„Siehe, da kommt der Georg wirklich!“ rief Gertrud, als sie, sich zum Gehen umwendend, den Jüngling kommen sah.

Georg war unterdessen in Waldhof gewesen, um von seinen Wohlthätern Abschied zu nehmen. Er hatte nur Frau von Norbach im Garten gefunden, wo sie die zu hoffende Obsternte mit dem Gärtner besprach. Er nahte sich ihr nur schüchtern, obgleich sie schon lange von ihrer Abneigung zurückgekommen war, denn er fühlte, daß sie alles gethan zu haben glaubte, wenn sie für seine materiellen Bedürfnisse sorgen half. Sie fragte, ob er alle Gegenstände, die sie zu seiner kleinen Ausstattung geliefert, in Empfang genommen habe, wann er abreisen würde, u. s. w. Darauf gab sie ihm noch einen Auftrag in die Stadt, welchen er mit Hartmanns Hülfe ausrichten sollte. Ihr praktischer Sinn hatte längst ausgemacht, daß er ihr mit der Zeit in dieser Beziehung recht nützlich in der Stadt werden könne, wohin sie selten kam. Nach einem Handkuß entfernte sich Georg und stieg zögernden Schrittes die Treppe hinauf, um noch von Herrn Weiß Abschied zu nehmen.

Er fand seinen bisherigen Lehrer, mit der Pfeife im Munde am offenen Fenster sitzend und die Rauchwolken behaglich in die Luft blasend. Auf dem Tische vor ihm lagen Bücher und Papiere, unter diesen ein fast vollendeter Brief. Wir machen von dem Rechte Gebrauch, nicht nur in den Seelen, sondern auch in den Briefen der in unserer Erzählung auftretenden Personen zu lesen.

Die vertrauliche Mittheilung lautete:

„Mehr als fünf Jahre sind nun verflossen, und ich sitze noch immer an derselben Stelle, während du, lieber Freund, längst in Amt und Würden, in Haus und Familie wirkend lebst. Als ich hierher kam, dachte ich auch in ein paar Jahren nach Deutschland zurückzukehren. Jetzt will mir der Gedanke

nicht recht in den Kopf, die ernstlichen Studien wieder aufzunehmen und das Geld, welches ich mir ersparen konnte, in der Wartezeit wieder auszugeben. Außerdem behagt mir das Leben hier in Kurland, wie du weißt. Mein Baron ist ein angenehmer Mann, der sich um den Unterricht nicht viel kümmert, mein Zögling ein ganz guter Junge. Wenn er nicht sehr rasche Fortschritte macht, so hat das nicht viel zu bedeuten, da er einmal reich sein wird.

„Von unsern Landsleuten, die doch recht zahlreich hier im Lande sind, sehe ich fast niemand, da in der Umgegend nur der hochmüthige Dorn ist, den wir, wie du weißt, schon auf der Universität nicht leiden mochten. Er dünkte sich schon damals viel besser als unsereins und spielt hier seine Rolle weiter. Mein junger Baron erzählt mir, daß er sich die wunderliche Aufgabe gestellt, aus seinem Zöglinge, dem Sohne des Baron Bornhof in Wandau, einen Gelehrten zu machen und ihm deshalb auch den Umgang mit seines Gleichen beschränkt habe. Ich bin einmal bei ihm gewesen; er hat mich aber nicht wieder besucht und, wie ich später gehört habe, gesagt, er wundere sich sehr, daß mein Baron sich nicht genauer nach meiner Vergangenheit erkundigt habe. Der Narr meint die alten Geschichten in Halle. Das habe ich ihm reichlich bezahlt. Die ganze Gegend bedauert jetzt das Haus und seinen Schüler.

„Ich führe im Ganzen ein recht behagliches Leben. Das Unbequemste ist, daß ich einem Bauerjungen lateinische Stunden geben muß. Der Baron läßt ihn zum Gelehrten erziehen, und ich habe vergebens versucht, ihm das auszureden. Ich habe mich übrigens nicht sehr dabei angestrengt, da der Junge eine wahre Vernunth hat, wie gewöhnlich diese Leute, wenn sie sich heraufarbeiten wollen.

„Meine Baronin ist noch immer sehr entzückt von mir,

weil ich das Söhnchen turnen lasse und mit ihm botanisire, wovon ich übrigens erst dadurch etwas gelernt habe. Man muß die Damen nur nicht merken lassen, daß man von dergleichen nichts versteht. Da man mir ein Reitpferd hält, mag ich auch ganz gern mit meinem Zögling spazieren reiten. Du siehst, das Leben ist wirklich ganz angenehm hier, und ich denke, wenn ich hier fertig bin, noch eine andere Stelle als Lehrer anzunehmen. Man sucht uns noch immer mehr als die Inländer, die man vorzugsweise in den Pastoraten und andern bürgerlichen Häusern findet, wo sie sich auch lieber niederlassen, weil sie behaupten, der hiesige Adel sei, bis auf wenige Ausnahmen, hochmüthig. Uns Ausländern fällt das nicht gerade auf; auch muß man schon Manches hinnehmen, wenn man die gute Einnahme bedenkt, mit der man in Deutschland eine Familie ernähren könnte. Bleibe ich noch fünf Jahre hier, so kann ich schon ein hübsches Sümmechen mitnehmen.“ —

„Ich danke ihnen für die lateinischen Stunden“, stotterte der hereintretende Georg.

„Keine Ursache, mein Junge“, erwiderte Weiß, „ich wünsche gute Geschäfte beim Examen. Geht es nicht gut, so kannst du doch immer Quartaner werden.“

„Hartmann hofft, daß ich nach Sekunda komme“, erwiderte Georg erröthend.

„Glück auf! Der Hartmann ist hoch hinaus für einen Volksschullehrer. Nun, mag sein!“

Mit einem Kopfnicken verabschiedete Weiß seinen ehemaligen Schüler, welcher verlegen die Hand ausgestreckt hatte. Indem Georg die Treppe hinabstieg, begegnete ihm Paul, ein Stückchen pfeifend. Er wollte spazieren reiten und kam die Reitgerte zu holen.

„Ich kam, von Ihnen Abschied zu nehmen“, sagte Georg und blieb stehen.

„Adieu, Georg!“ rief Paul, reichte ihm vorübergehend die Hand und verschwand in der Thüre seines Zimmers.

Georg stieg die Stufen hinunter. Er begegnete dem einen der beiden Diener, bei welchen er einst eine harte Lehrzeit durchgemacht hatte. Karl, so hieß dieser, war dabei geblieben mit dem Stammesgenossen lettisch zu sprechen, nannte ihn aber spöttisch immer „Jungherrchen“ und unterließ nie, allerlei Neckereien in seine Anebe einzuflechten. Auch jetzt sagte er ihm beim Abschiede, er werde ihm nun wohl das nächste Mal, wenn er wiederkehre, die Hand küssen müssen.

Georg erwiderte nichts auf diese Spöttereien. Er wandte sich, als er gehört, daß Gertrud mit dem Vater ins Wäldchen gegangen sei, auch dorthin und fand sie, wo wir sie ließen, an der für ihn so bedeutungsvollen Stelle.

„Nun Georg“, sagte Herr von Norbach freundlich, als der Jüngling sich näherte, „da stehst du nach fünf Jahren noch einmal an dieser Stelle. Du hast dich brav gehalten und brauchst vor niemand heute die Augen niederzuschlagen, selbst nicht vor der alten Akmens-Wirthin, deren Stimme ich dort vom Roggenfelde herüberschallen höre. Komm mit mir zu den Leuten, du mußt doch auch von ihnen Abschied nehmen.“

„Ich gehe mit!“ rief Gertrud und sah Georg an, als wüßte sie, daß ihre Gegenwart ihm auch jetzt eine Stütze war. Schweigend folgte er seinen Beschützern, die von den versammelten Bauern mit Küßen auf die Arme begrüßt wurden.

„Was sagt ihr nun dazu“, fragte Herr von Norbach lächelnd, „daß der kleine Jurre ein Student wird? Wenn er so fleißig bleibt, kann er einmal ein recht kluger Mann werden.“

„Warum nicht, da er ein Deutscher geworden ist?“ erwiderte die Wirthin, indem sie Georgs Tuchrock und seine ganze Kleidung musterte. „Der Herr Schreiber ist ja auch ein Lettenkind.“

„Wenn er aber noch mehr wird als ein Schreiber, vielleicht gar ein Pastor oder ein Doktor?“ setzte Norbach hinzu.

„Wie schon ein Deutscher“, sagte die Wirthin, „der kann alles lernen.“ Mit der Thatsache, daß Georg die deutsche Sprache erlernt, war er, nach der Ueberzeugung dieser Leute, nicht nur aus ihrer Nationalität, sondern auch aus ihrem Stande herausgetreten. Daß er jetzt alle möglichen Stufen zu Rang und Ehren ersteigen könne, war ihnen so einleuchtend, wie daß ein Lette nur das Feld bauen könne, wenn er nicht ein Handwerk verstehe. Von Neid zeigte sich aber keine Spur, eben so wenig von Mißgunst. In der That wird auch die Umwandlung der Letten in Deutsche größtentheils durch die Aeltern herbeigeführt, welche, sobald sie wohlhabend sind, ihre Kinder gern in deutsche Schulen schicken.

Zwischen Georg und den Bewohnern seiner ersten Heimath existirte kein eigentliches Band mehr, da er, ohne nähere Verwandte, keine Veranlassung gehabt hatte, die ihm nicht freundlich gesinnte Wirthin zu besuchen. Als er, da Herr von Norbach sich zum Gehen umwandte, den Arbeitern, so wie den Weibern und Mädchen die Hand zum Abschiede bot, wußten diese nicht recht, was sie mit derselben sollten.

Mit einem unbehaglichen Gefühl entfernte sich Georg. „Wie gleichgültig unsere Bauern doch sind, bei allem, was nicht ihr nächstes Interesse berührt!“ sagte Gertrud, die in Georgs Seele verletzt war von der Art des Abschieds.

„So ist es überall bei dem Menschen auf der ersten Stufe der Bildung“, erwiderte der Vater. „Er wird zu sehr von

dem Augenblick beherrscht, der seine Thätigkeit in Anspruch nimmt, als daß er viel Zeit für die Erinnerung oder den Gedanken an die Zukunft behalten könnte. Was aus seinem Kreise hinaustritt, existirt für ihn nicht mehr, denn es nützt oder schadet ihm scheinbar nicht mehr.“

In freundlichem Gespräch mit Georg kehrten Vater und Tochter nach Hause zurück. Ehe sie die Treppe hinaufstiegen, nahte sich der Jüngling, um Abschied zu nehmen. Norbach reichte ihm die Hand, auf welche sich Georg herabbeugte, um sie zu küssen.

„Das erlaube ich dir heute zum letztenmal, mein Junge“, sagte Norbach mit herzlichem Ton. „Wenn du wiederkehrst, bist du kein Knabe mehr. Gott sei mit dir!“

„Leb' wohl, lieber Georg“, sagte Gertrud und reichte ihm beide Hände. „Vergiß uns nicht. Wir werden oft an dich denken.“

Georg drückte ihre Hände stumm an seine Lippen und Gertrud fühlte seine Thränen warm auf dieselben herabfallen. „Lebe wohl!“ rief sie noch einmal und ließ sich von dem Vater die Stufen hinaufführen. Oben stand sie noch eine Weile und sah dem Scheidenden nach, bis er hinter dem Gebüsch verschwand.

Viertes Kapitel.

Im Gymnasium hatte die Aufnahme der neuangekommenen Zöglinge stattgefunden. Georgs Kenntnisse waren, trotz der großen Schüchternheit, welche ihn beim Examen vor all den fremden Männern ergriff, in den meisten Fächern zureichend befunden worden, doch konnte er in die zweite Classe nicht aufgenommen werden, weil er der lateinischen Sprache nicht in dem gehörigen Grade mächtig war.

Beschämt wandte er sich um, als ihm an dem Tage der Entscheidung die Weisung gegeben wurde, einstweilen als Tertianer einzutreten. Er hatte mit den anderen jungen Leuten, die zugleich vorgestellt waren, kein Wort gewechselt, ja dieselben in der Spannung, in welcher er sich befunden, kaum angesehen. Als er aus der Thüre getreten war, um seiner Wohnung zuzueilten, hörte er eine freundliche Stimme seinen Namen nennen. Verwundert blieb er stehen und sah einen Jüngling mit dem gewinnendsten Ausdruck in dem offenen Gesichte auf sich zutreten.

„Es ist Ihnen nicht ganz glücklich gegangen“, sagte dieser, „aber Sie kommen gewiß bald vorwärts, da Ihnen eigentlich nur ein Fach fehlt. Ich weiß, Sie sind aus Waldhof; da sind wir Nachbarn gewesen. Ich bin Bornhof aus Wandau. Wir müssen Bekanntschaft machen.“

Georg getraute sich nicht zu sprechen, da er seine innere Bewegung noch nicht bezwingen konnte. Er nickte nur bejahend und nahm die dargebotene Hand. In dem Augenblicke kamen

mehrere andere junge Leute, welche sich an Bornhof wandten und Georg beschleunigte seine Schritte. In seinem Stübchen angelangt, setzte er sich traurig an den Tisch, auf welchem seine Bücher geordnet waren. Unmuthig schlug er eines nach dem anderen auf. Er war mit allen seinen Hoffnungen auf einen Standpunkt zurückgeworfen, den er überwunden zu haben glaubte. Er nahm ein Blatt Papier, um dem guten Hartmann, der die Entscheidung der Lehrer nicht hatte abwarten können, zu schreiben.

Nachdem er einige Zeilen geschrieben, zerriß er das Blatt wieder, weil der Brief gar zu kläglich klang. Er fühlte sich in diesem Augenblicke unendlich einsam und verlassen. Sein Stübchen war ein Dachzimmer. Er öffnete das Fenster, welches die Aussicht auf einen engen Hof hatte, in welchem halb- bekleidete schmutzige Kinder lärmend umherliefen. Die Luft war schwül, Georg wurde von dem schmerzlichsten Heimweh nach Wald und Feld ergriffen. Er sprang auf und ging wieder hinunter auf die Straße.

Er folgte der Richtung, welche die meisten Fußgänger nahmen. Noch kannte er weder die Namen der Straßen noch deren Verbindung. Bald war er am Ufer des Flusses. Aus der Ferne hörte er Musik. Sie tönte aus dem Schloßgarten herüber; er ging dahin. Eine bunte Menge bewegte sich in den Gängen. Gern wäre er unbemerkt in ein Gebüsch geschlichen und hätte sich die Schaaren der Spaziergänger aus der Ferne angesehen. Alle Ruhebänke waren besetzt; überall hörte man sprechen und lachen, hier fröhliche Kinder um ihre Aeltern versammelt, dort Knaben und Jünglinge Arm in Arm raschen Schrittes die Gänge durchstreifend, ihr lebhaftes Gespräch hier und da durch Begrüßung von Bekannten unterbrechend.

Georg war völlig fremd in dieser Menge. Kein Gruß galt ihm, kein freundliches Wort richtete sich an ihn, keine Hand streckte sich ihm entgegen. Er begann sich seiner Einsamkeit zu schämen, denn Alle gingen paarweise oder in größerer Anzahl zusammen. Die zierliche Tracht der Städter fiel ihm auf, sein eigener Rock schien ihm schäbig, sein ganzer Anzug nachlässig und plump. Er bemerkte jetzt erst, daß seine Hände, rothbraun verbrannt, ohne Handschuhe, recht auffallend aus den Ärmeln herausfahen. Er glaubte die Blicke aller Vorübergehenden auf sich zu ziehen und zog sich in die entlegensten Theile des Gartens zurück. Von dort lockten ihn die grünen Wiesen hinüber in die Stille, auf die andere Seite des Flusses. Er eilte über die Brücke hinaus ins Freie und schritt auf einem Seitenwege immer weiter und weiter bis an den Rand eines Birkenwäldchens. Hier warf er sich auf den Rasen und weinte bitterlich.

Die nächste Zukunft erschien dem Jüngling trostlos; der erste Schritt in die Welt brachte, so fürchtete er heute, die Zerstörung aller seiner Hoffnungen. Wäre es nicht besser gewesen, zu Hause das Feld zu pflügen? Aus der Ferne hörte er Arbeiter, die den Roggen mähten, ihre Sensen schleifen und einander fröhlich lachend zurufen. Es waren viele beisammen, keiner stand allein. Er beneidete sie in diesem Augenblicke und sehnte sich in ihre Mitte, doch wagte er sich nicht in ihre Nähe. Oft hatte er in Waldhof mit neckender Stimme das Wort: „Halbdeutscher“ sich nachrufen hören, von manchem spöttischen Zusatz begleitet.

Noch lange lag er hier, bis endlich die sinkende Sonne an den ziemlich weiten Weg mahnte, den er bis in die Stadt zu machen hatte. Als er zurückkehrte, fand er den Schloßgarten schon fast ganz verlassen, die Straßen menschenleer.

Eilig schritt er seiner Wohnung zu. Die Frau, bei welcher er Kost und Wohnung hatte, hörte ihn die Hausthür öffnen, und rief ihm ziemlich unfreundlich aus einem Nebenzimmer zu, er könne sich glücklich schätzen, daß ihm nicht seine sämtlichen Habseligkeiten gestohlen seien, da er sein Zimmer zu verschließen vergessen, als er ausgegangen. „Sie sind kein vornehmer Herr und ich nicht Ihr Diener“, setzte sie mürrisch hinzu.

Georg war fast dankbar für die unfreundlichen Worte. Sah er in der Frau doch ein menschliches Wesen, welches sich um ihn kümmerte. Bald darauf wurde ihm sein einfaches Abendessen gebracht; der jugendliche Körper machte sein Recht geltend. Gesättigt und müde warf er sich auf sein Lager und vergaß bald in tiefem Schläfe alle seine Kümmernisse.

Am frühen Morgen schien ihm die Sonne ins Gesicht. Es war der erste Tag der regelmäßigen Studien. Rasch kleidete er sich an und ordnete Bücher und Hefte. Er sah nach der silbernen Uhr, die ihm Herr von Norbach einmal von einer Reise mitgebracht. Es war noch viel zu früh für die Schule; noch zwei volle Stunden hatte er zu warten. Er versuchte zu lesen, war aber zu unruhig, um seine Gedanken sammeln zu können. Zu arbeiten hatte er noch nichts Bestimmtes, der erste Tag sollte erst den Weg dazu weisen. Endlich war es Zeit aufzubrechen.

Früher als alle seine künftigen Kameraden war Georg in dem Saale seiner Classe. Ihm war sein Platz, wie allen Neuangekommenen, auf einer der letzten Bänke angewiesen. Er mußte seine ganze Aufmerksamkeit anwenden, um zu verstehen, was der Lehrer sagte, denn seine Nachbarn plauderten unaufhörlich und trieben allerlei Muthwillen. Als die Classe geschlossen war, drängte sich Alles hinaus. Von allen Seiten wurden die sogenannten Fische mit Neckereien empfangen

Georg ragte an Länge über die Andern hervor, sah aber seiner schwankenden Haltung nach, nicht gerade stark und gewandt aus.

Mehrere kleinere Bursche glaubten ungestraft ihren Muthwillen an ihm üben zu können; als aber des Neckens kein Ende war, stieg ihm die Zornesröthe ins Gesicht und er erwehrete sich etwas unsanft der Zudringlichkeiten, ja er gebrauchte endlich seine Kraft, auch um seinen Nachbarn auf der Schulbank den Rücken zu decken, als diese ihrerseits ähnliche Angriffe zu erfahren hatten. Einige der jüngsten Tertianer ergriffen dabei seine Hefte, die er unter dem Arme trug, und zerstreuten sie am Ausgange auf dem Boden. Da riß ihm vollends die Geduld. Er nahm den Vorwitzigsten der Bursche beim Arme, führte ihn zu den Heften und beugte ihn gewaltsam auf dieselben, bis er sie aufhob. Jede Art von Kraft imponirt der Jugend. Die meisten Knaben jubelten, der Gestrafte schlich beschämt davon.

Das kleine Scharmützeln auf dem Vorplatz hatte auch einige junge Leute aus den obern Classen als Zuschauer herbeigelockt. Unter ihnen stand Konrad Bornhof, jener Jüngling, welcher Georg Tages vorher angerebet hatte. Er war mit ihm zugleich aufs Gymnasium gekommen, aber in die zweite Classe aufgenommen worden.

„Hast du gesehen, wie der Lange dort die kleinen Jungen verarbeitet? Wie mag er heißen?“ fragte einer der neben ihm stehenden Gymnasiasten, unter welchen er mehrere Verwandte und Bekannte hatte.

„Er heißt Georg Stein, und ist aus Waldhof. Der läßt gewiß nicht mit sich spaßen“, setzte Konrad hinzu. „Ich kenne ihn zwar noch nicht, doch weiß ich, daß er vor einigen Jahren Gertrud Norbach vor einem tollen Hunde beschützt hat, der auf

sie zurannte. Der Waldhöfische hat ihn aus Dankbarkeit erziehen lassen.“

„Wer sind denn seine Aeltern?“ fragten Mehrere zugleich.

„Sie leben, glaube ich, nicht mehr. Er ist ein Letzte aus einem Waldhöfischen Gesinde“, erwiderte Konrad.

„Schon wieder Einer, der lieber studieren als pflügen will“, fiel ein junger Baron Amberg ein, dem schon das Schnurrbärtchen um die Lippen sproßte, als er noch in Tertia war.

„Wenn das so fortgeht, werden wir wohl am Ende selbst auf unsern Gütern das Feld bauen müssen.“

„Eine sehr gute Bewegung für Alle, die sonst in Gefahr wären sich zu überstudieren“, erwiderte Konrad und die Andern konnten ein Lächeln nicht unterdrücken.

Amberg biß sich in die Lippen; ein Anderer aber nahm das Wort und meinte, es wäre nicht klug, die Zahl derer noch zu vermehren, die Ansprüche über ihren Stand hinaus machten. „Jeder bleibe was er ist!“ rief ein Dritter.

„Bravo!“ fiel Konrad ein, „da wäre man weit gekommen in der Welt! Es ist mir gut, daß nicht alle unsere Vorfahren so gedacht haben, sonst hätten wir es auch jetzt nicht so bequem. Nein, mein Wahlspruch ist: Je höher, desto besser! Wenn ich euch Alle einmal von meiner Höhe beherrschen könnte, wäre ich erst recht froh.“

Mit diesen Worten nahm er lachend den Arm jenes Schnurrbärtigen, der sich, halb empfindlich, fortziehen ließ. Ernstlich aber wollte sich niemand erzürnen, da Konrad Bornhof ein guter Kamerad zu werden versprach, ein sehr reichliches Taschengeld hatte und viel von den weiten Jagdrevieren des väterlichen Gutes erzählte, wo sich fröhliche Ferien verleben ließen. Auf der Straße, in die sie einbogen, ging Georg vor ihnen her, dessen Zorn noch nicht ganz gewichen war. Als er

die Stimmen der jungen Leute hinter sich hörte, wollte er diese, ohne sich umzusehen, vorübergehen lassen. Konrad aber ließ den Arm seines Gefährten los und gesellte sich zu Georg. Die Uebrigen gingen weiter, indem sie sich etwas spöttisch umsahen.

„Bornhof will hier Tonangeber werden, das merkt man“, sagte Einer unter ihnen. „Er spielt den Liberalen und wird sich wohl mit allen Knoten einlassen. Er wird dessen bald überdrüssig werden wie Alle, die so ansingen.“

„Das hat er noch von seinem Lehrer, der ihm vermuthlich viel von Freiheit und Gleichheit vorgesprochen hat“, erwiderte ein Anderer. „Der soll so ein Mann vom Jahre 48 gewesen sein. Ich hörte einmal bei uns davon sprechen, daß sich dieser Herr, ich weiß nicht mehr wie er hieß, sehr übermüthig im Bornhoffschen Hause benehme.“

„Das Examen aber ging gut, das muß man dem Bornhof lassen!“ sagte ein Dritter. „Da er dabei so lustig ist, gefällt er mir. Ein fixer Junge kann auch sein Partes haben.“

Konrad, der indessen mit Georg etwas zurückgeblieben war, hatte freundlich gefragt, wo er wohne. Dieser nannte die entlegene Straße und das Haus. Als er dem Jüngling dabei ins Gesicht sah, mußte er unwillkürlich Zutrauen zu ihm fassen. Wohlwollen und Güte sprachen aus allen Zügen. Von kurzen dunkeln Locken beschattet, wölbte sich die hohe Stirne über einem paar der klarsten blauen Augen. Die feine, etwas gebogene Nase gab dem Gesichte einen intelligenten Ausdruck und die frischen vollen Lippen lächelten so häufig, daß sie dem Munde den bleibenden Charakter der Lieblichkeit gegeben hatten.

Ehe Georg sichs versah, waren sie in lebhaftem Gespräch mit einander. Die verschiedenen Schulfächer wurden durch

gespröchen; man blieb endlich bei Georgs mangelhaften Kenntnissen im Lateinischen stehen.

„Sie müssen Privatstunden nehmen“, sagte Konrad, „um sobald als möglich aus Tertia herauszukommen.“

„Ich glaube nicht“, erwiderte Georg, „daß ich die Ausgabe machen darf, ohne vorher bei Herrn von Norbach angefragt zu haben. Es würde mir aber sehr schwer werden, darum zu bitten, da ich schon alles von ihm empfangen.“

„Nun“, sagte Konrad nach einer kleinen Pause und erröthete über und über, „mein Lehrer gab sehr guten Unterricht in den alten Sprachen; wollen Sie versuchen, ob Sie von mir lernen können?“

Georg sah ihn überrascht an. In dem offenen Gesichte war keine Spur von Selbstüberhebung zu lesen. „Wenn Sie mir etwas helfen wollen“, erwiderte er mit dankbarem Blicke, „so kann ich vielleicht ohne Privatstunden weiter arbeiten.“

„Abgemacht!“ rief Konrad lebhaft. „Ich fürchte nur, Sie überholen mich bald. Können wir gleich morgen anfangen? Soll ich zu Ihnen kommen, oder wollen Sie mich besuchen? Ich wohne im P. . . sehen Hause.“

Die beiden jungen Leute waren vor Georgs Hausthür angekommen. Dieser versprach, sich bei Konrad einzustellen und schon am folgenden Tage zu beginnen. Der neue Freund schüttelte ihm darauf die Hand und eilte rasch seiner Wohnung zu. Georg sah ihm noch eine Weile nach. Mit anmuthiger Freiheit bewegte sich die schlanke Gestalt; der elastische Schritt zeugte von fröhlicher Jugendlust.

Wie heiterer Sonnenschein waren die freundlichen Worte in Georgs Seele gefallen; mit unwiderstehlicher Gewalt hatte das edle, offene Antlitz sein Vertrauen gewonnen. Mit ganz anderem Gefühl als gestern betrat er heute seine Stube. Die

ersten Lehrstunden hatten ihm Stoff zum Arbeiten gegeben, der kleine Kampf mit den naseweisen Mitschülern hatte sein Selbstgefühl angeregt, die angeknüpfte Bekanntschaft mit Konrad sein Herz geöffnet. Er ließ sich kaum Zeit, sein einfaches Mittagsmahl zu verzehren, und machte sich rüstig an die Arbeit, obgleich es auch heute heiß und schwül war, obgleich auch heute die schmutzigen Kinder unten lärmten.

Die Sonne stand schon tief, als er aussprang und raschen Schrittes in die Straße hinab in einer der gestrigen entgegengesetzten Richtung hinaus ins Freie eilte. Ein einsamer Weg lockte ihn zwischen Wiesen und Feldern immer weiter und weiter. Mit vollen Zügen genoß er der erfrischenden Abendluft. Kein Gefühl von Verlassenheit kam über ihn, kein Heimweh quälte ihn heute. Seine Gedanken waren wieder der Zukunft zugewendet, wie es in der Jugend ihre natürlichste und gesundeste Richtung ist. Körperlich ermüdet, aber heiteren Muthes kehrte er in das enge Dachstübchen zurück und erwartete mit Ungebuld den folgenden Tag, der seiner Arbeitskraft frische Nahrung geben sollte.

Wüßten es die Menschen doch alle, wie oft ein freundliches Wort, noch lange nachklingend, die ganze Seelenstimmung Gedrückter oder Verlassener verändert, wie oft ein liebevoller Blick, der sie trifft, ihnen die Zukunft mit ganz anderem Lichte beleuchtet! Wüßten es besonders die sogenannten Glücklichen dieser Erde, wie die kleinen Zeichen freundlicher Gesinnung zwischen Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, Gebildeten und Ungebildeten, Schönen und Häßlichen, eine Brücke bilden, welche in heiterer Höhe über die Klust führt, in welcher Neid und Mißgunst, Haß und Verleumdung lauern!

Für Georg war der Verkehr mit Konrad von noch größerem Werthe als die Fortschritte, welche er unter dessen Bei-

stand im Lateinischen machte. Nur mit seinen Büchern beschäftigt, hatte er die letzten Jahre verlebt, fast ohne andern Umgang als Hartmann und dessen Frau. Von Natur schweigsam und zurückhaltend, wurde er erst durch die Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit seines neuen Freundes zu offner Mittheilung fortgerissen und aus der Vereinzelung und Zurückgezogenheit hervorgelockt, welcher er sich sonst unfehlbar hingeeben hätte. Das Wohlgefallen, welches die äußere Erscheinung Konrads erregte, machte Georg auch auf die Wirkung solcher Vorzüge aufmerksam und lehrte ihn dieselben schätzen, wo sie als der äußere Schmuck innerer Bildung erschienen. Unwillkürlich hielt er sich selbst gerader, wenn er an der Seite seines Freundes ging, kleidete sich weniger nachlässig, als er sonst vielleicht gethan hätte, und trat fester und zuversichtlicher auf.

Der Beistand, welchen der vorgerücktere Schüler dem Zurückgebliebenen leisten konnte, trug seine guten Früchte, wurde aber gerade deshalb immer entbehrlicher. Die Lehrer des Gymnasiums erkannten bald die Energie und verhältnißmäßige Reife des jungen Letten und ließen es an Ermunterung nicht fehlen. Konrad war bei näherer Bekanntschaft überrascht von den geistigen Mitteln seines Schülers und betrachtete seine Unterweisungen bald nur wie Vorschläge, die er Georgs Prüfung empfahl. Die Schärfe des Verstandes, welche dieser entwickelte, wog die Leichtigkeit auf, mit welcher Jener sich den Lehrstoff anzueignen pflegte. Indem Konrad seine Kenntnisse mittheilte, machte er sich dieselben erst recht zu eigen und wurde sich des Vortheils bewußt, welcher auch ihm aus der Beschäftigung erwuchs, zu welcher ihn anfangs nur sein gutes Herz getrieben. Hatte ihn Georg bisher nur interessiert durch jene muthige That seiner Kindheit, welche zu ihrer Zeit in der ganzen Gegend viel besprochen worden war, so machten dessen Geistes-

gaben ihn jetzt zum Gegenstande seiner Achtung, welche er furchtlos zur Schau trug, unbeirrt durch manche Spöttereien, welche ihm der Umgang mit dem „Bauerjungen“, wie einige seiner Standesgenossen Georg zu nennen pflegten, von diesen zuzog.

Raschen Schrittes ging Konrad, wenn die Classen geschlossen wurden, aus dem Häuflein, zu welchem sich aus der seinigen einige Söhne vornehmer und reicher Aeltern zu sammeln pflegten, auf die Tertianer zu, faßte Georg, den seine Länge noch nie so verlegen gemacht hatte als jetzt unter seinen kleinern Mitschülern, unter den Arm und ging eine Strecke mit ihm.

„Atmen = Jurre!“ hörte er bei einer solchen Gelegenheit einmal eine Stimme aus dem Haufen seiner Bekannten rufen.

„Wer unter euch zeichnete sich gestern als Uebersetzer so glänzend aus?“ fragte Konrad am andern Tage, da er die Kameraden wieder sah. „Es muß Einer sein, dem es selten gelingt, weil er sich so laut darin übt.“

Die meisten lachten, der Schnurrbärtige aber nahm eine ernste Miene an und sagte empfindlich: „Bornhof, vergiß dich nicht.“

„Vergiß mein nicht“ heißt ja das zarte Blümchen der Erinnerung“, sagte Konrad lachend. „Sei nicht böse, mein Alter“, setzte er freundlich hinzu; „aber laß mir den Stein in Ruhe. Er ist der beste Junge von der Welt und hat Kopf für Zehn.“

„Das mag alles so sein“, erwiderte Amberg, „zu uns aber gehört er einmal nicht. Da fing gestern der Sohn des Wagers aus N. auch an mit uns vertraulich zu thun, weil man den Stein so oft mit dir sieht. Läßt man das erst zu, so wollen auch die Judenjungen Freundschaft machen und der Ton wird ganz verdorben.“

„Ich lasse mir aber den meinigen nicht verderben“, sagte Bornhof, und ich sehe nicht ein, warum sie nicht eben so gut den unfrigen annehmen können, so weit er gut ist, als wir den ihrigen.“

„Von Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit ist aber bei uns nicht die Rede, und du wirst mit deinen überspannten Ideen noch einmal recht übel ankommen“, fiel ein Better ein. „Du verdankst sie alle deinem Herrn Dorn, der als Hauslehrer doch eine sehr vornehme Miene annahm.“

„Nur in Gesellschaft derjenigen, die sich ihm gegenüber aufblähten“, sagte Konrad. „Was ich ihm verdanke, weiß ich selbst am besten, lassen wir das also.“

Georg hatte Tages vorher ebenfalls seinen lettischen Namen mit spöttischem Tone nennen hören, und die böse Absicht, so wie die darin liegende Voraussetzung, daß er sich seiner lettischen Herkunft schäme, kränkten ihn. Konrad hatte alle Mühe seine Neigung, sich aus dem Verkehr mit den Schulgenossen ganz zurückzuziehen, zu bekämpfen. Die Freunde kamen endlich überein, nächstens so laut als möglich über Georgs lettische Abkunft zu sprechen, die dieser zu verheimlichen nie im Sinne gehabt hatte. Die Gelegenheit dazu bot sich bald genug, und seit der Zeit war allen Spöttereien über dergleichen die Spitze abgebrochen.

Georgs Fleiß und Eifer führten ihn indessen bald in eine höhere Classe, und auch in dieser von Stufe zu Stufe weiter. Sein ruhiges, zurückhaltendes Wesen hielt ihn fern von weiteren Streitigkeiten und sicherte ihm allmählig eine gewisse Achtung, die auch der Unfähige und Leichtsinrige genöthigt ist dem Tüchtigen zuzugestehn. Die Freundschaft Konrads blieb sich gleich, auch als die lateinischen Stunden längst überflüssig geworden waren, und wurde von dem sonst so stillen Georg mit schwärmerischer Begeisterung erwiedert.

Es mußte von eigenthümlichem Einfluß auf das Gemüth des Letztern sein, daß alles, was sein Herz erwärmte, ihn zugleich in einer Art von Bewunderung über die Sphäre hinaus hob, in welcher er selbst lebte. War ihm seit der ersten Begegnung Gertrud Norbach wie ein Schutzengel erschienen, der ihm die Pforten eines neuen Daseins öffnete und ihn in demselben behütete, so war der Freund durch äußere und innere Vorzüge für ihn der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheiten. Dennoch war es ihm nie eingefallen, das Wesen desselben in irgend einer Weise annehmen zu wollen. Wirklich war die Eigenthümlichkeit Konrads, die sonnige Heiterkeit und die Neigung zu rückhaltloser Mittheilung seiner Gedanken und Gefühle, dem Temperamente Georgs vollkommen entgegengesetzt, so wohlthätig gerade jene Eigenschaften auf dessen Gemüth wirkten.

Indessen verging ein Jahr nach dem andern, und das Ende der Schulzeit nahte heran. Herr von Norbach hatte auf die Zeugnisse, welche Georg bei jedesmaliger Rückkehr nach Waldhof, wo er die Ferien im Schulhause zu verbringen pflegte, vorzeigen konnte, längst beschloffen ihm auch die Mittel für weitere Studienjahre zu bewilligen, welches auch der Beruf sein mochte, den er sich erwählen würde.

Georgs Stellung zu seinem Wohlthäter wurde im Laufe der Jahre in vielfacher Beziehung eine andere. Wenn auch Herr von Norbach in seiner freundlichen Gesinnung sich gleich blieb, wurde doch bei Georg das Bewußtsein, daß er ihm alles verdanke, immer lebhafter, und es entstand daraus, bei aller Wärme seiner Dankbarkeit, eine gewisse Scheu, welche in der Besorgniß, seinem Wohlthäter durch irgend etwas zu mißfallen, ihren Grund hatte. In allen Abhängigkeitsverhältnissen zwischen Blutsverwandten mildert und schwächt sich dieses Gefühl im täglichen Umgange, im täglichen Empfangen des Nützlichen

und Angenehmen und in dem dunkeln Bewußtsein, daß die Fürsorge der Aeltern oder ihrer Stellvertreter ein natürlich überkommenes Erbtheil ist. Wenn im Laufe der Zeit die Summen, welche zu Georgs Unterhalt in der Stadt und zu anderweitigen Bedürfnissen erforderlich waren, ihm selbst eingehändigt wurden, fühlte er jedesmal eine schwere Last der Verantwortlichkeit sich auf seine Schultern legen, weil es ihm immer scheinen wollte, als habe er fremdes Gut für fremde Zwecke zu verwenden, ja, als gehöre er sich selbst nicht an, so lange er der Gegenstand dieser Art von Fürsorge war. Er hätte es für nicht viel weniger als einen Angriff auf fremdes Eigenthum gehalten, wenn er auch nur so viel, als die ärmeren Gymnasiasten an Taschengeld ausgaben, für sein Vergnügen verwandt hätte, und keine spöttische Bemerkung seiner Kameraden, welche, wie die Jugend überhaupt, geneigt waren diese Selbstbeschränkung für Geiz zu halten, konnte ihn irre machen.

Konrad, der diese Gewissenhaftigkeit als eine zu dem ganzen Wesen seines Freundes gehörende Eigenschaft, so wie deren tief liegende Quelle kannte und schätzte, hatte dennoch oft versucht, ihn zur Theilnahme an manchem gemeinschaftlichen Vergnügen durch Anerbietungen aus seiner ziemlich reich versehenen Kasse zu bewegen. Georg suchte sich und den Freund dann zu überreden, daß Genüsse dieser Art ihm nicht so viel Freude machten, als Jener voraussetzte, hatte aber in der That einen Widerwillen gegen die Annahme solchen Beistandes, obgleich er in jeder wirklichen Noth zu niemand so gern seine Zuflucht genommen hätte als zu Konrad, der ja mit einem Liebesdienste die Bekanntschaft eröffnet hatte.

So war Georg durch Neigung wie durch Umstände der eigentlichen Geselligkeit fremd geblieben und also in keiner Weise gezwungen seine gewöhnliche Schweigsamkeit zu überwin-

den, um an einer Unterhaltung Theil zu nehmen, die über Gegenstände des gewöhnlichen Lebens leicht dahinglitt. Wenn sein fröhlicher Freund in gutmüthiger Neckerei die Vorwürfe nicht sparte und Georg scherzend „den schweigenden Dranien“ nannte, wußte er doch recht gut, daß ein Stoff, der ihn innerlich anregte, auch beredte Worte auf seine Lippen locken konnte. Der Mehrzahl der Kameraden aber wurde er durch diese Schweigsamkeit entfremdet.

Unter ihnen waren zwei Brüder Grünthal, welche viel dazu beitrugen, Georg in seiner Neigung zur Einsamkeit zu bestärken. Diese jungen Leute, die Söhne eines sehr wohlhabend gewordenen Letten, der von seiner früheren Stellung als Wagger oder Wirthschaftsaufscher erst zum Pächter eines größeren Gutes und endlich zum Pfandbesitzer eines solchen aufgestiegen war, traten mit allen Ansprüchen auf, zu welchen sie sich durch das Vermögen ihres Vaters berechtigt glaubten. Aus einer Kreis- schule in das Gymnasium eingetreten, waren sie nicht ohne Kenntnisse, wohl aber ohne die Bildung geblieben, welche wir außerhalb der Schule in den Kreisen empfangen, in welchen dieselbe in Sitte, Sprache und Haltung als äußeres Gewand nicht nur die wirklich gediegene Persönlichkeit schmückt, sondern auch Hohlheit und Geistlosigkeit gefällig zu verhüllen vermag.

Was unserm Georg die früh empfangenen Eindrücke erhielt und befestigte, die Einsamkeit, war den beiden jungen Leuten, welche ihren ganzen Unterricht in der Stadt empfangen hatten, völlig unbekannt. Das von den schwachen und auf die schmuck- ten Söhne eiteln Aeltern überreichlich gespendete Taschengeld öffnete ihnen alle die Quellen von Vergnügen, welche durch Geld überhaupt zu öffnen sind; ihr Geselligkeitstrieb führte sie aber in Kreise, in welchen der Luxus ersetzen muß, was an

feinerem Genuß abgeht, und Prahlerei an die Stelle bescheidenen Selbstgefühls tritt.

Diese beiden Brüder hätten gewiß nicht an den stillen Georg gedacht und ihn gerade der gemeinschaftlichen Abstammung wegen eher gemieden, da es damals noch niemand einfiel das Lettenthum repräsentiren zu wollen, wenn sie nicht durch Konrads Freundschaft für ihn zu dem Wunsche veranlaßt worden wären, sich durch seine Vermittelung auch an diesen zu schließen, der von allen Seiten als der Glänzendste nicht nur, sondern auch als der Amüsanteste angesehen wurde. Täglich erschienen Beide in dem kleinen Stübchen und wurden nicht müde Georg zu Spaziergängen und allerlei Lustbarkeiten aufzufordern, die dieser noch weniger geneigt war mitzumachen, nachdem er Konrads freundlichem Drängen widerstanden hatte. Erst als sich alle ihre Bemühungen vergeblich erwiesen, gaben sie Georg auf, nicht ohne ihn mit allen den Namen zu bezeichnen, welche in der Schüler- und Studentenwelt demjenigen zu Theil werden, der sich von dem lebhafteren Treiben fern hält. Sie fanden dagegen bald eine Gesellschaft lockerer Bursche, die nichts mehr verlangten als Vergnügen, in welcher Gestalt es sich auch biete, eine Gesellschaft, in welcher sie des Ansehens genießen konnten, das ihnen gefüllte Taschen gaben. Auf Georg wurde seitdem geringschätzend herabgesehen, der Bücherwurm seiner scheinbar engen Welt überlassen, während Konrads Zurückhaltung auf die Rechnung aristokratischen Stolzes geschoben wurde.

Unterdessen rückte für Georg die Zeit heran, die ihn auf die Universität führen sollte. Mit verdoppeltem Fleiße hatte er in den letzten Monaten gearbeitet, um aus der entscheidenden Prüfung mit Ehren hervorgehen zu können.

Fünftes Kapitel.

An einem der letzten Tage des November war Georg Nachmittags noch bei Bornhof gewesen, welcher mit ihm zugleich das Gymnasium verlassen sollte und sich, wie er, zum Examen vorbereitete. Sie hatten einander Muth zugesprochen und waren aufs Neue übereingekommen, Georg müsse alles daran setzen das beste Zeugniß zu erlangen, um aller der Vortheile theilhaftig zu werden, welche nach den Gesetzen mit dem Eintritt in den Gelehrtenstand verbunden sind. Ein solches Zeugniß erklärte ihn frei von allen sogenannten Gemeindelaften, unter welchen die Rekrutenpflichtigkeit die gefürchtetste war. Während seiner Minderjährigkeit war sich Georg der Nachtheile seiner bisherigen Stellung nicht bewußt gewesen, da Herr von Norbach ihn aus eigener Machtvollkommenheit von jenen Lasten befreien konnte. Was er bisher als Gunst genossen, sollte ein wohlervorbenes Recht werden und Georg wollte seine ganze Kraft aufbieten, um dieses zu erringen.

Der Abend war dunkel und der Schnee, welcher immer dichter fiel, wurde von heftigem Winde wirbelnd in den Straßen dahingetrieben. Georg hatte den Freund verlassen und eilte nach Hause, um zu arbeiten. Dicht in seinen Mantel gehüllt, ging er raschen Schrittes an der Häuserreihe hin, wo mattes Laternenlicht nur hier und da das Trottoir erleuchtete. Schon war er in der entlegenen Straße, seiner Wohnung nahe, als er in einer Schenke heftige Worte und Geschrei hörte. Gerade da er rasch vorübergehen wollte, wurde die Thür ge-

waltsam geöffnet, ein Mensch hinausgestoßen und die Thüre wieder zugeschlagen. Die Gestalt schwankte ein paar Schritte vorwärts und fiel dann mit einem dumpfen Stöhnen zu Boden.

Georg blieb stehen. Er besann sich, ob er den wahrscheinlich Betrunknen seinem Schicksale überlassen oder sich um ihn bemühen sollte. Die Schenke blieb verschlossen, die Straße war menschenleer und das Schneegestöber wurde immer heftiger. Schon wollte sich Georg entfernen, weil ja der Nachtwächter endlich doch kommen müsse, als ein abermaliges Stöhnen des Gefallenen ihn zurückrief.

Er beugte sich zu ihm nieder und sah bei dem unsichern Schein einer ziemlich weit entfernten Straßenlaterne einen mit einem grauen Soldatenrock bekleideten Mann, der jetzt völlig ohne Besinnung war. Er schien im Fallen mit dem Kopfe einen der steinernen Pfosten gestreift zu haben, welche das Trottoir von dem Straßenpflaster trennen. Die eine Seite des Gesichts war mit Blut bedeckt.

Georg klopfte heftig an die Thüre der Schenke; lange wollte man ihm nicht öffnen, weil man glaubte, der eben Hinausgestoßene begehre wieder Einlaß. Endlich unterschied man eine andere Stimme und öffnete. Georg forderte Hülfe für den Gefallenen; aber ein paar Männer, die mit dem Schenkwirth noch zechend an einem Tische saßen, meinten lachend, er werde schon ausschlafen wo er liege. Auf Georgs wiederholtes Drängen sagte der Wirth verdrießlich:

„Weiß ich, wo alle die Menschen die Nacht zubringen, die Abends hier trinken?“

„Aber der Soldat blutet!“ erwiderte Georg.

„Es schneit, da kann er sich ja gleich Schnee auslegen,“ meinte der Wirth.

Vergebens waren Georgs Vorstellungen; rohes Gelächter

der Männer blieb die einzige Antwort. Die Wirthin, welche in einer Ecke des Zimmers hinter einer Reihe von Branntweinflaschen saß und strickte, sagte endlich:

„Lassen Sie ihn liegen, junger Herr; mit Soldaten muß man sich nicht viel zu thun machen, da kann man übel ankommen. Ist einer irgendwo verunglückt, so wird gleich eine große Untersuchung angestellt, und man hat seine liebe Noth. Dieser ist übrigens kein Russe; er wird sich schon nach Hause finden. Er kam heute Abend zum ersten Male her und erzählte, noch ehe er getrunken hatte, daß er seine Jahre bereits ausgeblent habe und für die noch übrigen auf unbestimmten Urlaub entlassen sei. Da will er denn sehen, ob er noch Verwandte hat in der Gegend, wo er zu Hause ist.“

Georg stand zaudernd in der Thüre. Als er endlich wieder in die Straße hinaustrat, war der Mensch fast verschneit. Ihn überfiel ein unerklärliches Grauen. Noch einmal sprang er zurück in die Schenke, warf ein Dreißiglopfenstück auf den Tisch und forderte die Männer noch dringender auf ihm zu helfen, den Gefallenen, vielleicht schon Leblosen, aufzuheben. Zögernd standen sie endlich auf und folgten ihm auf die Straße. Man rüttelte die weiß beschneite Gestalt vergeblich und entschloß sich endlich den Mann ins Zimmer zu tragen.

Vorher nahm Georg mit beiden Händen so viel Schnee, als er fassen konnte, und legte denselben auf das blutende Gesicht, welches, auch von Blut gereinigt, noch dunkelroth blieb. Der Körper war warm, alle Anzeichen der Trunkenheit vollkommen sichtbar. Die Schenkewirthin versprach, ihn in der warmen Stube, wo man ihn auf die Diele legte, ausschlafen zu lassen, und Georg ging endlich nach Hause.

Er wollte noch, wie gewöhnlich, bis gegen Mitternacht arbeiten; aber die Erinnerung an das Abenteuer störte ihn.

Seine Phantasie malte ihm immer wieder die wüste Scene in der Schenke, den halb verschneiten menschlichen Körper in der Straße, endlich das blutige Gesicht des Gefallenen vor.

Am andern Morgen, es war ein Sonntag, bereitete sich Georg in die Kirche zu gehen. Als er angekleidet war, vermischte er jenes Gedenkbüchelschen, welches ihm Gertrud einst geschenkt und welches er immer bei sich zu tragen pflegte. Er besann sich, daß er es Abends vorher wahrscheinlich mit dem Geldbeutel zusammen hervorgezogen, als er den Leuten in der Schenke ein Geldstück gegeben. Er mußte in der Eile vergessen haben, es wieder einzustecken. Schmerzlich besorgt über den Verlust, eilte er an den Ort zurück, wo er möglicherweise das Büchelschen noch finden konnte.

Als er in die Stube trat, fand er die Schenkwirthin eifrig bemüht den Soldaten, welcher unterdessen den Rausch verschlafen hatte, die Spuren seines Falles aber noch im Gesichte trug, zum Fortgehen zu bewegen, wozu dieser sich aber nicht bequemen wollte. Der Streit wurde in lettischer Sprache geführt, welche in dem Munde des Soldaten zwar halb russisch klang, demselben aber doch noch ziemlich geläufig zu sein schien. Der lettische Name für Waldbhof wurde genannt, endlich auch das Akmens-Gesinde. Wie ein Blitz fuhr ein Gedanke Georg durch den Kopf und bannte ihn wie versteinert an die Stelle. Sein Herz begann so heftig zu klopfen, daß ihm der Athem verging und er sich an den Thürpfosten halten mußte. Todtenbleich starrte er, während seine Kniee bebten, auf den Mann, der mit dem kurz geschnittenen ergrauten Haar und dem rothbraunen Gesicht, an welchem die geschundene Stelle bläulich unterlaufen war, nicht nur des ehrwürdigen Ansehens seines Alters entbehrte, sondern den vollen Ausdruck der durch rohe Leidenschaften verwilderten Menschennatur an sich trug.

Im Laufe des durch die Wortfluthen der Schenkwirthin unwillkürlich sehr verlängerten Streites, welcher dazwischen wohl auch zum ruhigeren Gespräche wurde, hörte Georg den Soldaten noch sagen, er hoffe seine Frau noch am Leben zu finden. Freilich wisse er nicht, ob sie nicht wieder geheirathet habe, wie es die meisten zurückbleibenden Rekrutenweiber zu thun pflegten. Sein Sohn sei unterdessen aber wohl herangewachsen und jetzt vielleicht im Stande ihn zu unterstützen. Jedenfalls wolle er zuerst nach dem Akmien-Gesinde gehen.

Georg konnte kaum noch zweifeln, daß er seinen Vater vor sich sehe. Wie sonst die meisten der ausgehobenen Rekruten, hatte dieser die Heimath mit der Ueberzeugung verlassen, sie so wenig wie Weib und Kind jemals wiederzusehen. Die damals noch fünf und zwanzigjährige Dienstzeit, die Vertheilung der Regimenter über das ganze weite Reich schloß auch wirklich diese Hoffnung fast aus, selbst wenn kein Krieg das Leben des Soldaten in Gefahr gebracht hätte, und gab den zurückgebliebenen Weibern das Recht, eine gerichtliche Scheidung zu fordern. Wenige nur bewahrten ihre Treue dem Abziehenden, der wie ein Gestorbener betrachtet und bald genug vergessen wurde.

Auf einer niedern Stufe der Bildung sind zwar Freude und Schmerz nicht gerade seltener als bei feinerem Gefühl in den höhern Bildungskreisen; es geschieht aber nichts dafür sie zu nähren und über ihre natürliche Dauer hinaus zu verlängern. Der rohere Mensch lebt vorzugsweise in der Gegenwart; Hoffnung und Erinnerung sind ihm fremdartige Zustände. Bei allem Jammer, welchen die gewaltsame Trennung von der Familie und Heimath hervorrief, wird dadurch doch keineswegs ein ganzes Dasein verbittert. Resignation und dann Gleichgültigkeit folgen dem Leid auf dem Fuß, wo es, von ma-

teriellen Sorgen und Lasten begleitet, durch Reflexion nicht vertieft und von der Einbildungskraft nicht genährt wird.

Georg hatte keine Erinnerung mehr an die Trauer der Mutter. Es war ihm niemals eingefallen, daß sein Vater noch leben könnte, da nicht die geringste Kunde von demselben in die Heimath gelangt war. Bei dem früheren Mangel an Volksschulen verstand selten ein Soldat zu schreiben und mußte also, wenn er den Seinigen ein Lebenszeichen geben wollte, eine fremde Hand in Anspruch nehmen. Eine solche zu finden, die auch in lettischer Sprache schreiben konnte, war im Innern Rußlands fast eine Unmöglichkeit. Kam einmal wenige russische Zeilen im Namen eines jener Aufgegebenen in die Hände seiner Familie, so enthielten sie gewöhnlich nur Bitten um Geldsendungen, oft sogar ohne verständliche Angabe des weit entfernten zeitweiligen Aufenthaltsortes.

Mit Centnerlast fiel dem armen Georg die Wahrscheinlichkeit aufs Herz, daß er in diesem in Stumpfsinn verfallenen Manne seinen Vater vor sich sehe. Als er wieder Worte finden konnte, that er mit gepreßter Stimme ein paar Fragen an ihn, die endlich alle Zweifel lösten. Ein inneres Widerstreben hielt Georg zurück, sich hier, in dieser Umgebung, nach dem was vorgefallen war, als den Sohn des Mannes zu nennen, dem er trotz dieses engen Bandes so unendlich fern stand. Er suchte seine Bewegung zu verbergen, indem er nach dem verlorenen Büchelchen suchte; es war nicht zu finden. In jedem andern Augenblicke hätte Georg mit Suchen nicht nachgelassen; jetzt ließ die Verwirrung seiner Gedanken und Gefühle kein klares Bewußtsein aufkommen. Nur das Eine war entschieden: hier durfte der Vater nicht bleiben. Die Wirthin drängte aufs Neue die Schenke zu verlassen; Georg zog ihn am Arm hinaus, indem er ihm ein Obdach versprach, und führte ihn über

die Straße in sein naheß Stübchen. Halb verwundert, halb gleichgültig folgte der Soldat.

Als Georg ihm endlich in der Einsamkeit gegenüberstand, kämpfte er einen Kampf, von dem man sich vergebens eine Vorstellung zu machen suchen würde. Man spricht so viel von der Stimme der Natur, von der angeborenen Liebe. Sie schwieg vollkommen in seinem Herzen. Krampfhaft fühlte er seine Brust zusammengezogen in namenloser Angst vor einem solchen Verhältniß zwischen Vater und Sohn, wie es sich hier gestalten mußte.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren“, rief es in seiner tiefsten Seele. „Nicht bloß den guten, den frommen, den gebildeten Vater sollst du ehren“, sprach das Gewissen, „es steht nicht geschrieben: nur den Erzieher deiner Kindheit, den Versorger und Berather deiner Jugend; nein, es heißt einfach: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.“ Er presste die Hände auf das Gesicht und warf sich laut weinend auf einen Stuhl. Verwundert sah der Soldat ihm zu. Mit abgewandtem Gesicht ergriff Georg endlich dessen Hand, und berührte sie mit seinen Lippen. Immer noch sah Jener ihn starr an.

„Ich bin euer Sohn!“ sagte Georg endlich leise in lettischer Sprache.

Der Mann verstand ihn nicht. Er war dem jungen Herrn gefolgt, weil er irgend etwas von ihm zu erhalten hoffte; das räthselhafte Benehmen desselben erschien ihm wie Krankheit, denn wirklich war Georg in diesem Augenblicke von todtenähnlicher Blässe entsetzt.

„Erinnert ihr euch an euer Weib und den kleinen Jurre?“ fragte Georg ohne aufzusehen. „Sie ist todt, ich bin der Jurre, euer Sohn“, brachte er schluchzend hervor.

In den rauhen Zügen des Mannes blickte etwas auf, was wie Freude aussah. „Wirklich? ist das wahr?“ fragte er und fuhr beinahe zurück. „Sie, junger Herr, sind mein Sohn? Sie sind der kleine Jurre?“ Er berührte den Sohn nicht, er näherte sich ihm nicht einmal; ein fremdes Wesen stand Georg ihm gegenüber; allmählig erst dämmerte ihm der Gedanke auf, daß er hier vielleicht eine Stütze, vielleicht Lebensunterhalt finde. Er that einige Fragen, die sich an die Zeit seiner Aushebung knüpften, nach Menschen, die damals mit ihm gelebt. Georg berichtete in abgebrochenen Sätzen, soweit seine Erinnerung reichte. Von allen Ereignissen, welche des Sohnes Schicksal bestimmt hatten, faßte der Vater nur das Eine klar: daß der Verlassene einen Wohlthäter, einen Versorger an dem Gutsheer gefunden habe. Das mußte auch für ihn ein Halt werden; ihm war geholfen.

Was sollte nun werden? Rathlos saß Georg, den Kopf mit beiden Händen stützend, vor seinem Tische. Der Vater hatte sich aufs Bett gesetzt und sah bald auf Georg, bald im Zimmer umher. Endlich griff er in die Tasche, zog das von Georg vermißte Büchelchen hervor und warf es auf den Tisch. Der Sohn wurde blutroth vor Scham. Als ob er etwas ganz Natürliches thäte, hatte der Mann, welchen er jetzt Vater nennen sollte, die Kleinigkeit zu sich gesteckt, weil er glaubte, das Büchelchen enthalte etwas Münze. Jetzt, da er sich geborgen glaubte, mochte ein dumpfes Bewußtsein in ihm wach werden, daß er dem Sohn wenigstens sein Eigenthum, welches er ihn hatte suchen sehen, zurückgeben müsse. Georg nahm den Trauring seiner Mutter aus einem Seitentäschchen des kleinen Buchs, schwankte aber noch, ob er ihn dem Vater geben sollte. Dieser hatte den seinigen schon lange nicht mehr. Der Sohn wollte sich zur Uebung kindlicher Pflicht zwingen. Er gab dem

Vater den Ring, indem er ihm sagte, der silberne Reif sei nebst einem Gesangbuch das Einzige, was er von seinem mütterlichen Erbe besitze. „Wie viel kann das werth sein?“ fragte Jener; „höchstens fünfzig Kopfen“, setzte er hinzu, steckte den Ring aber doch an den Finger.

Georg erfuhr allmählig auch, daß der Vater zu Fuß aus dem Innern Rußlands nach Mitau gekommen war, zeitweilig auf Urlaub entlassen, jedoch mit der Verpflichtung sich wieder bei seinem Regimente einzufinden, sobald er den Befehl dazu erhielt. Einige Tage mußte er sich jedenfalls erholen, ehe er die Wanderung bis Waldhof fortsetzen konnte. Georgs Stube mußte bis dahin sein Obdach sein, daran war kein Zweifel, Georgs Bett sein Lager, Georgs einfaches Mahl das seinige. Jetzt fiel dem Jüngling ein, wie seine Wirthin nicht verfehlen würde, sogleich nach seinem Gast zu fragen, sobald sie von dessen Anwesenheit erführe, und auf dessen Ausweisung zu dringen, wenn ihr nicht gleich der ganze Zusammenhang der Dinge erklärt würde. Die Vormittagsstunden waren vergangen; Sonntags pflegte sie, wenn das Dienstmädchen noch in der Kirche war, das Essen selbst zu bringen.

Georg ging hinunter, um sie zu bitten, diesmal eine doppelte Portion zu bringen. Neugierig fragte sie, wen er bewirthe, und Georg brachte mit muthiger Selbstüberwindung die Antwort über seine Lippen, daß er seinen Vater bei sich habe. Sie forschte nach den näheren Umständen, aber aus Georg, den sie als sehr schweigsam und zurückhaltend schon kannte, war auch diesmal wenig herauszubringen. Desto bereitwilliger war sie, das Zimmer ihres Kostgängers selbst zu betreten.

Als die Frau eine Stunde später das Essen brachte, fuhr sie bei dem Anblick des Mannes erschreckt zurück, welchen der junge Mensch, der ihr trotz seiner Bescheidenheit einen gewissen

Respect einzulösen gewußt hatte und der ihr wegen der genau berichtigten Rechnungen ein sehr schätzenswerther Hausgenosse war, seinen Vater nannte. Georg fühlte, er müsse sie beruhigen, und theilte ihr deshalb von des Vaters Geschichte so viel mit, als zu diesem Zwecke dienen konnte.

Die deutsche Unterredung verstand der Vater nicht. Er sah unterdessen mit Verlangen auf die Suppe, welche auf dem Tische dampfte. Die Wirthin sah noch eine Weile zu, wie Georg darauf den Mann, der mit dem Tischgeräth nicht recht umzugehen wußte, beim Essen bediente und ging dann kopfschüttelnd hinaus; Georg aber fühlte seine Augen naß werden, als er sah, wie der Vater heißhungrig eine Speise genoß, welche, so kunstlos bereitet sie jedem verwöhnten Gaumen erschienen wäre, doch besser war, als er sie jemals gekostet.

Georg selbst hätte nicht essen können; rasch legte er auch seinen Antheil dem Gaste vor.

„Giebt's keinen Schnaps?“ fragte dieser, als er gesättigt war.

Dem armen Georg stieg wieder das Blut ins Gesicht. Er lief indessen hinunter und besorgte eine Flasche Bier, mit welcher der Vater sich begnügte. Darauf setzte sich dieser wieder auf das Bett. Der Sohn schlug ihm vor, den schweren Soldatenrock auszuziehen und sich zur Ruhe zu legen. Der Soldat sah sich bedenklich nach den weißen Rissen um. Er hatte so nie geschlafen und wollte sie bei Seite schieben. Georg aber rückte sie ihm wieder zurecht und bückte sich, um ihm die plumpen Stiefel auszuziehen. Der Soldat ließ es verwundert geschehen, und sein Sohn sah die von der langen Wanderung wund gewordenen Füße. Große Thränen liefen Georg bei diesem Anblick über die bleichen Wangen. Er sprang auf und holte aus der Küche ein Gefäß mit lauem Wasser; darauf

begann er dem Vater die Füße zu waschen. Dieser ließ ihn gewähren und litt es auch, daß er mit weichem Tuch und frischem Wasser Gesicht und Hände von den Blutspuren säuberte.

Georg gerieth unwillkürlich in wahrhaft weibliche Geschäftigkeit, als hätte er ein krankes Kind zu pflegen. Als er endlich den Vater bewogen hatte, sich auf die weißen Kissen zu legen, und er ihn nun, mit wollener Decke zugedeckt, in tiefen Schlaf fallen sah, da saß er noch lange lautlos am Bette, und bei den tiefen Athemzügen des Schlafenden wurde es in seiner Brust immer stiller und stiller. Er sank endlich vor dem Lager auf die Kniee nieder und sprach mit gefalteten Händen vor sich hin: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden!“

Der kurze Novembertag war längst zu Ende gegangen, das Stübchen fast finster; nur aus dem Fenster eines Nachbarhauses fiel ein matter Lichtschein herüber. In Georgs Seele drängten sich Gedanken und Pläne für die Zukunft, für ein Leben voll Anstrengung und Hingebung. Der Ausgangspunkt seiner Bestrebungen, die nahe Prüfung fiel ihm wieder ein. Er zündete Licht an und schirmte den Schlafenden vor dessen Schein. Neuer Muth befeelte ihn; er konnte wieder arbeiten.

Nach ein paar Stunden erquickenden Schlags erwachte der Vater. Ihm mochte die Stille des Gemachs ein wunderbarer Zauber scheinen nach dem Geräusch in der Kaserne oder in der Schenke. Als Georg nun ein flackerndes Ofenfeuer anzündete und dem Vater einen Stuhl davor setzte, blieb dieser lange mit Wohlbehagen vor der wohlthätigen Flamme sitzen, nach Soldatenweise gewöhnt, die Stunden im Wacht dienst langsam an sich vorüberzuleichen zu lassen. Ein Gespräch konnte

sich nicht entwickeln. Einzelne Fragen und Antworten unterbrachen zuweilen das Schweigen. Durch Georgs einfaches Abendbrod aufs Neue gesättigt, legte sich der Vater endlich wieder aufs Bett zur Nachtruhe; der Sohn aber arbeitete noch tief in die Nacht hinein und legte sich endlich auf seinen Mantel in der Ecke des Zimmers nieder, wo er, erschöpft von den gewaltigen Erschütterungen des Tages, bald in tiefen Schlaf fiel.

Als Georg am folgenden Tage seine Wohnung verließ, um zur Klasse zu gehen, bat er den Vater, sich geduldig in der warmen Stube zu halten, bis er wiederköhre. In der Gewohnheit militairischen Gehorsams, welcher manchen Graukopf zum Spielball der Launen eines knabenhaften Fährnichts macht, unterwarf sich der Soldat den Anordnungen seines Sohnes, der ihm auch jetzt noch wie ein fremdartiges Wesen gegenüber stand und ihm imponirte, wie immer der Gebildete dem roheren Menschen. Nicht ohne Sorge ließ Georg ihn auf mehrere Stunden allein und eilte ins Gymnasium. Verwundert fragte Bornhof, der ihm am Eingange begegnete, warum er ihn am gestrigen Sonntage nicht wie gewöhnlich bei sich gesehen. „Ich sage dir's später“, antwortete Georg, und der Freund sah an dem ernstern Ausdruck seines Gesichts und den Spuren tiefer Bewegung in seinen bleichen Zügen, es müsse etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein.

Nach geschlossener Klasse gingen die beiden jungen Leute Arm in Arm die Straße dahin. Georg erzählte mit bebenden Lippen, wie er seinen Vater wiedergefunden. Bornhof erschrak über das folgenschwere Ereigniß. Was sollte nun werden? Wie konnte Georg bei noch völlig unselbständiger Existenz die Sorge für den Vater übernehmen? Aus Andeutungen nur konnte Bornhof entnehmen, auf welcher niedrigen Stufe

sittlicher Entwicklung der Mann stand. Bei dem Eintreten der beiden Jünglinge fuhr der Soldat mit militairischer Haltung in die Höhe, als er sah, daß noch ein stattlicher junger Herr seinen Sohn begleitete. Auf ein paar Fragen Bornhofs antwortete er kurz, wie einem Vorgesetzten. Als Georg fragte, wie er die letzten Stunden zugebracht, erfuhr er, daß die Wirthin oben gewesen. Er konnte errathen, daß die Neugier sie getrieben. Eine ähnliche Neigung war bei den Kameraden, unter denen mancher Uebelwollende war, vorauszusehen, sobald die Kunde von dem Ereigniß sich unter ihnen verbreitete; außerdem hatte Georg die quälende Besorgniß, der Vater möchte in seiner Abwesenheit einmal wieder in Versuchung gerathen, den gewohnten Genuß aufzusuchen, woran ihn heute vielleicht nur die Müdigkeit und das noch neue körperliche Behagen bei der ungewohnten Pflege zurückhielt.

Es mußte als das Wünschenswertheste erscheinen, den Heimgekehrten in seine alte Heimath zu bringen, wo er, geschützt vor Mangel, sich in einer Umgebung finden würde, die für ihn den Uebergang zu friedlicher Beschäftigung vermitteln konnte. Die Stumpfsheit, eine natürliche Folge der Hoffnungslosigkeit, mit welcher der Soldat die langen Dienstjahre ansehen mußte, an deren Ende doch auch nur die Rückkehr in völlig fremd gewordene Verhältnisse stand, war vielleicht nicht bleibend. Georg wollte an der Möglichkeit einer günstigen Einwirkung auf den Vater nicht verzweifeln.

Bornhof, welcher des Freundes innern Kampf bei der ersten Begegnung nicht mit erlebt hatte, sah mit Bewunderung die Fassung, ja sogar das Aufdämmern kindlicher Liebe, mit welcher er dem Vater begegnete, der auch jetzt, nachdem das körperliche Wohlbehagen schon seine Wirkung auf den Ausdruck der Züge geübt hatte, immer noch zurückstoßend genug

erschien. Als Georg ihn endlich bat den Kameraden mitzutheilen, daß er seinen todtgeglaubten Vater wieder gefunden habe und ihn nun nach Waldhof begleiten werde, und dies alles mit einfacher Entschiedenheit wie etwas Selbstverständliches behandelte, konnte Bornhof ihm nur mit warmem Händedruck sagen: „Georg, ich wußte wirklich nicht, daß ich noch mehr von dir halten könnte. Ich glaube wahrhaftig, mir sind die Augen naß geworden!“

„Wenn du gestern bei mir gewesen wärest“ sagte Georg mit leisem Kopfschütteln, „würdest du so nicht sprechen. Es war ein schwerer Tag in meinem Leben. Ich mußte mich wieder fragen, wie ich schon mehr als einmal gethan, ob es nicht besser für mich wäre, wenn ich, wie meine Vorfahren, den Acker baute. Kann ich mich jemals zu frischem, freiem Jugendmuth erheben, die Freuden des Lebens ungetrübt genießen wie ihr Andern? Habe ich eine Familie, wie ihr? Gehöre ich einem Volke an, wie ihr? Ich spreche eine Sprache, die mein Vater nicht versteht, ich denke sogar in dieser Sprache und vergesse meine Muttersprache!“

Der Soldat sah die Sprechenden an und horchte auf die fremden Laute. Der etwas bittere Ton und die trübe Miene Georgs ließen ihn glauben, er beklage sich über seine Gegenwart. „Morgen werde ich schon weiter gehen können“, sagte er in seinem halb russischen Lettisch.

„Ihr werdet nicht zu Fuß gehen, Vater“, erwiderte Georg. „Wir miethen einen kleinen Wagen und ich fahre euch selbst nach Waldhof.“

„Georg“, fiel Bornhof ein, „wenn du wieder so traurige Gedanken hast, wie du sie eben ausgesprochen, erinnere dich doch daran, wie viele tüchtige, ja große Männer gerade aus ähnlichen Verhältnissen hervorgegangen sind. Wenn du

wieder schmerzlich fühlst, daß du ohne Familie bist, so vergiß nicht, daß du einen Bruder an mir hast, und wenn du dich gelöst findest von deinem Volke, so erinnere dich, daß Letten und Deutsche in diesem Lande eigentlich nur ein Volk ausmachen und daß es eine schöne Aufgabe ist, von der einen Nationalität zu der andern übergehend, beide mit einander vermitteln zu helfen.

Georg reichte ihm schweigend die Hand. Bornhof erbot sich jetzt, vom Direktor die Erlaubniß zu einer Abwesenheit von wenigen Tagen für ihn zu holen. „Wer ein Interesse daran hat, soll durch mich von der Veranlassung deiner Reise hören. Wenn du zurückkehrst, findest du mehr Freunde, als du jemals gehabt hast“, setzte er hinzu. „Ich freue mich ordentlich darauf das Ereigniß auch den Brüdern Grünthal mitzutheilen, die neulich gezeugnet haben sollen, daß ihr Vater aus dem Bauernstande sei; der Neuberg aber, der in der Nähe ihres Gutes zu Hause ist, erzählt, daß sie dem alten Manne mit der empörendsten Nichtachtung begegnen. Ich hätte beinahe Lust, sie einmal dahin zu begleiten, um sie zu lehren, wie man sich auch gegen ungebildete Aeltern zu betragen hat.“

Bornhof ging, und Georg überredete den Vater auch heute noch der Ruhe zu pflegen, bis er alle Vorbereitungen zu der Fahrt machte. Abends war alles besorgt; am andern Morgen sollte man in der Frühe aufbrechen.

Die Reise wurde in einem kleinen Wägelchen ohne besondere Ereignisse zurückgelegt. Zwar konnte Georg sich eines ängstlichen Gefühls nicht erwehren, wenn der Vater, wie er mehr als einmal that, in einen Krug ging, um durch ein Glas Branntwein an innerer Wärme zu ersetzen, was der Soldatenmantel an dem kalten Novembertage nicht geben konnte; doch schien lange Gewohnheit ihn gegen die Wirkung kleinerer

Quantitäten abgestumpft zu haben, und er saß auf dem ganzen Wege ruhig neben Georg, der ein längeres Gespräch mit ihm zu unterhalten nicht im Stande war. Ein Tornister enthielt die ganze Habe des Soldaten.

Georg wußte nicht recht, wohin er bei seiner Ankunft den Vater zunächst führen sollte; endlich beschloß er im Schulhause abzustiegen und dann sogleich seine Angelegenheit vor Herrn von Norbach zu bringen.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als das kleine Fuhrwerk in Waldhof anlangte. Nach kurzem Gespräch mit dem guten Hartmann und dessen freundlicher Hausfrau, welchen er seinen Vater einstweilen empfahl, ging Georg hinauf ins Herrenhaus. Er hatte in den letzten Sommerferien seinen Wohlthäter und dessen Familie nicht gesehen, da sie, wie schon mehrmals geschehen, wegen Gertruds Gesundheit einige Monate im Auslande zubringen mußten, was sie um so lieber thaten, seit Paul Norbach Zögling einer landwirthschaftlichen Anstalt in Preußen geworden war, von wo aus er die Seinigen in den Bädern besuchen konnte. Georg hatte von Hartmann erfahren, daß er den kleinen Familienkreis in Waldhof um ein Glied vermehrt wiederfinden würde.

Als er sich dem Hause näherte, leuchteten die Fenster ihm freundlich erhellt entgegen, ein Symbol für sein Verhältniß zu den Bewohnern desselben. Was ihn aus seiner Dunkelheit ans Licht gezogen, was ihn aus seiner Verlassenheit mit theuren Banden wieder an Menschen geknüpft, was ihm für die Zukunft Muth und Hoffnung gab, es war in diesem Hause vereinigt. Dieses Haus war der Ausgangspunkt seines ganzen bisherigen, mit Bewußtsein verfolgten Weges; hierher führte ihn alles zurück, was von der Außenwelt bestimmend an ihn herantrat. Heute umwehte ihn rauher Novemberwind, der

Abend war finster, der Himmel umwölkt, sein Herz voll Sorge; aber der Anblick der hellen Fenster wirkte auf ihn wie das freundliche Blinken der Sterne zwischen finsternem Gewölk. So lange dort noch liebevolle Herzen seiner gedachten, durfte er den Muth nicht sinken lassen.

Eine Weile blieb er am Eingange des Hofes stehen. Wie jedesmal, wenn er nach längerer Abwesenheit wiederkehrte, gedachte er auch heute wieder des Tages, da er zum ersten Male hier eingetreten. Im vorigen Sommer, als die Bewohner verreiselt gewesen, hatte er manche stille Stunde seiner Einsamkeit auf den Stufen der großen Haustreppe, unter den alten Binden verbracht, welche heute mit den kahlen Nesten schwarze Striche vor die hellen Fenster zogen.

Georg stieg die Stufen hinauf. Man konnte von der Treppe aus durch eines der Fenster in den Saal hinein sehen, wo sich die Familie Abends zu versammeln pflegte. Er sah die wohlbekannte Gruppe an dem Tische sitzen, auf welchem die gesellige Theemaschine dampfte; die Hausfrau auf dem Sopha an der innern Wand des Zimmers, wie immer, emsig mit einer Arbeit beschäftigt, ihr zur Seite der Gemahl, im bequemen Hausrock, ein Zeitungsblatt in den Händen; am Ende des Tisches aber, in den Lehnstuhl zurückgelehnt, Gertruds zarte Gestalt. Sie hatte die schweren blonden Flechten, welche sonst das liebliche Antlitz einfaßten, zurückgebogen, weil die Wangen in jener fieberhaften Röthe glühten, die in den Abendstunden ihren Zügen eine strahlende Schönheit zu geben pflegte. Doch waren diese Wangen hohler geworden, seit Georg sie nicht gesehen, und die glänzenden Augen lagen tiefer in ihren Höhlen. Die rechte Hand war mit der kleinen Handarbeit in den Schooß gesunken, die linke aber spielte mit den kurzen schwarzen Locken eines dreizehn- bis vierzehnjährigen Mädchens, wel-

ches, neben dem Lehrstuhl sitzend, den Kopf auf die Lehne desselben herabgebeugt hatte. Bei dem Geräusch, welches Georg durch das Oeffnen der Thür machte, fuhr der Kopf empor, und ein paar schwarze Augen sahen mit Befremden auf den Eintretenden.

Auch Georg war äußerlich verändert. Die lang aufgeschossene schwankende Gestalt hatte festere Haltung gewonnen und bewegte sich ohne die Hast der Unsicherheit. Bornhofs anmuthige Außenseite hatte auf Georg die Wirkung gehabt, ihn auf die Vorzüge derselben aufmerksam und ihm deren Aneignung wünschenswerth zu machen, soweit diese von ihm abhängen konnte. Sein natürlicher Ordnungssinn gab der einfachen Kleidung jenes Ansehn der Sorgfalt, welche, ohne die Blicke auf dieselbe zu ziehen, jeden Anstoß vermeidet. Die ernstesten Beschäftigungen des Jünglings, sein selbständiges Leben in der Stadt, besonders aber das erschütternde Ereigniß der letzten Tage gaben seinen Zügen einen viel männlicheren Ausdruck, als er sonst seinen Jahren eigen sein konnte. Sein Gesicht war nicht schön; aber die offene Stirn, welche das jetzt etwas dunkler gewordene blonde Haar schlicht umgab, zeigte hellen Verstand, die blauen Augen hatten eine Vertrauen erweckende Stetigkeit des Blickes, und der Mund, dem man es ansah, daß er selten gelächelt und noch seltner in Geschwägigkeit sich geöffnet hatte, gab dem ganzen Gesichte den Ausdruck ruhiger Festigkeit.

„Georg!“ rief Herr von Norbach bei seinem Eintreten, indem er überrascht aufstand. „Wie kommst du hierher? Ich glaubte dich in Büchern vergraben, zum Examen arbeitend. Was ist geschehen?“ Er schüttelte ihm herzlich die Hand, und Georg begrüßte auch die Damen. Gertrud sah ihn prüfend und ängstlich an; sie fürchtete irgend eine Störung für

die Laufbahn, auf welcher sie ihn mit ihrer Theilnahme zu begleiten nicht aufgehört hatte.

„Ich komme hierher“, erwiderte Georg endlich, und sein Gesicht wurde noch ernster, „weil — weil ich meinen Vater begleiten mußte.“

„Deinen Vater?“ riefen Alle zugleich, „wo hast du ihn gefunden? wo ist er?“

Georg erzählte nun in der Kürze, nicht ohne häufiger als gewöhnlich aufzuathmen, daß er seinen Vater zufällig getroffen, da dieser im Begriff gewesen in die Heimath zurückzukehren; daß er ihn aus seinen Reden erkannt und ihn nun hierher begleitet habe, um sich nach einem Unterkommen für ihn umzusehen. Auf die Frage, wo er denn unterdessen abgestiegen, warum er nicht gleich mit hierher gekommen sei, antwortete Georg, dem in diesem Augenblicke die Luft wieder unendlich weit zu sein schien, welche den rohen Soldaten von den Menschen trennte, denen sein Sohn innerlich am engsten verbunden war, daß er vorläufig im Schulhause anruhe.

Herr von Norbach, welcher ahnen mochte, daß die Erörterung der näheren Umstände des Wiederfindens, nach welchen Mutter und Tochter theilnehmend fragten, manches Peinliche für Georg haben dürfte, führte ihn in sein Zimmer hinüber und wußte hier mit aller Schonung einige Andeutungen über die Persönlichkeit des Vaters zu erlangen. Er sann einige Augenblicke nach, dann sagte er: „Für jetzt darf nichts dich in deinen Studien hemmen; du mußt also so bald als möglich wieder zurück in die Stadt. Morgen werde ich dir sagen können, wie ich für deinen Vater zu sorgen gedenke. Du vertraust mir, nicht wahr?“ Norbach reichte ihm herzlich die Hand hin. Georg konnte mit bebender Stimme nur wenige Worte des Dankes sagen.

„Jetzt bleibst du noch ein Stündchen bei uns“, fuhr Norbach fort, indem er ihn wieder in den Saal führte, „du mußt dich etwas erwärmen und erholen. Wir haben uns lange nicht gesehen, da müssen wir unsere Bekanntschaft erneuern. Hast du schon bemerkt, daß wir eine kleine Hausgenossin mitgebracht haben?“ „Siehst du, Rahel“, sagte Herr von Norbach neckend zu dem schwarzlockigen Mädchen, indem er sich wieder an den Tisch setzte, „dieser junge Mensch ist dein Pflegebruder und, wie du, von Gertrud adoptirt. Er ist aber der ältere Bruder und du mußt Respect haben.“

„Das fehlt mir noch!“ rief Rahel und warf den Kopf zurück mit der Miene eines Kindes, welches gewohnt ist, daß jede Aeußerung desselben bewundert wird. „Ich habe keinen Bruder und will auch keinen!“

„Ach wie gerne hätte ich meinen Bruder hier!“ rief Gertrud. „Wie betrübt war ich, daß er in Berlin zurückbleiben mußte.“

„Ja, den möchte ich auch lieber haben!“ rief das Kind, „wenn man sich Brüder aussuchen könnte.“

Frau von Norbach lachte, Gertrud aber sah Rahel ernst an, und diese sprang auf, lief zu einem Tische am andern Ende des Saales, wo sie ein Buch nahm, mit welchem sie sich in den noch wohlausgestatteten Puppenwinkel des Nebenzimmers setzte.

„Sie werden wissen wollen“, sagte Gertrud zu Georg und lächelte, weil sie ihn nicht mehr Du nannte, was ihn wie eine Veränderung ihres Verhältnisses schmerzlich berührte, ihr aber als Herstellung der Gegenseitigkeit nothwendig erschien, da Georg sie nie so vertraulich angerebet hatte; — „Sie werden wissen wollen, wie wir zu dem Mädchen gekommen sind. Das ist eine recht sonderbare Geschichte.“

„Auch ohne den Namen, hätte ich ihre Herkunft errathen“,

erwiederte Georg. „Wenn man nicht ein Vorurtheil gegen den nationalen Typus ihrer Züge hätte, müßte man sie ein schönes Kind nennen.“

„Sie hat auch die Intelligenz ihres Volks von dem Vater geerbt“, fiel Herr von Norbach ein.

„Wir hielten uns auf der Reise einige Wochen in Berlin auf“, erzählte Gertrud. „Papa hat dort viele Bekannte, Mama aber suchte ihre ehemalige Lehrerin auf, die aus einer der französischen Familien stammte, welche, wegen ihres protestantischen Glaubens aus Frankreich vertrieben, in Preußen Aufnahme fanden. Als sie Kurland verließ, trat sie als Erziehlerin in das Haus eines reichen jüdischen Banquiers. Ein paar Jahre später schrieb sie hierher, daß sie sich entschlossen, einen jüdischen Arzt zu heirathen, der häufig in das Haus kam. Der Glaubensmuth und Glaubenseifer ihrer Vorältern hatte sie so weit verlassen, daß sie sich mit rationalistischen Redensarten über die Glaubensunterschiede beruhigte, und wahrscheinlich Jahre lang mit ihrem Manne lebte, ohne ein Wort über Religion mit ihm zu sprechen.“

„Das war in jener Zeit so häufig“, bemerkte Herr von Norbach, „daß manche Berliner Dame sich nicht bedacht hätte einen Muselman zu heirathen, wenn er Lessings Saladin so ähnlich gesehen hätte, als der Herr Doktor Held, Rahels Vater, vielleicht dem Nathan. Ich habe in meiner Jugend noch die Reste der geistreichen Berliner Judengesellschaft gekannt, für welche Moses Mendelsohns Schriften ein Evangelium waren.“

„So lange es ihr wohl ging“, fuhr Gertrud fort, „war auch die Held mit ihres Mannes Ansichten ganz einverstanden. Als aber die bösen Tage kamen, als sie Wittve wurde, auf sehr spärliche Hilfsquellen angewiesen war, während ihre Gesundheit, durch Kummer erschüttert, immer schwächer und schwä-

Her wurde und sie sogar unfähig machte ihr einziges Kind sorgfältig zu erziehen; da erwachte mit steigender Gewalt die Sehnsucht nach dem verlorenen Glauben, nach dem verscherzten Trost des Christenthums. Jetzt fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie auch ihre Tochter im oberflächlichsten Judenthum hatte aufwachsen lassen.“

„Sie hatte mir schon vor unserer Reise über ihre Klümmernisse geschrieben“, fiel Frau von Norbach ein, „und wir eilten sie in Berlin aufzusuchen. Wir fanden sie geistig und körperlich elend und das Kind, obgleich sehr befähigt und in einer öffentlichen Schule mit Erfolg unterrichtet, voll Eigenwillen und Zügellosigkeit, wenig geeignet ihr ein Trost zu sein.“

„Der Mutter trübe Stimmung“, fuhr Gertrud fort, „entfremdete ihr das lebhafteste Mädchen immer mehr, da die etwas träge Natur derselben sich nur in ohnmächtige Klagen ergoß, und beförderte den Umgang mit mehreren Schulgefährtinnen in den Familien jüdischer Kaufleute und Aerzte. Hier hörte das Kind häufige Ausfälle gegen das Christenthum und besonders Verspottung der gläubigeren Richtung der Neuzeit.“

„Die geistige Regsamkeit war aus diesen Kreisen gewichen“, sagte Norbach, „und nur die anspruchsvolle Aufklärerei geblieben, welche die Glieder desselben zu jenem Mittel Ding von Jude und Christ machten, welches noch jetzt so zahlreich in Deutschland anzutreffen ist. Man giebt die christliche Sittenlehre für die eigne aus, verachtet aber die Glaubenslehre.“

„Die arme Frau konnte den Gedanken an ein möglicherweise nahes Ende bei ihrer Kränklichkeit nicht abweisen“, sagte wieder Frau von Norbach, „und jammerte oft über das Schicksal ihres Kindes, welches sie durchaus dem Christenthume zuführen wollte. Ich schlug vor, das Mädchen in eine protestantische Pension zu thun, wozu wir einen Beitrag gegeben

hätten; aber meine Tochter machte gleich einen andern Plan, so sehr ich, ihrer Gesundheit wegen, gegen denselben eiferte.“

„Einstweilen“, fuhr Gertrud fort, „konnten wir nichts weiter thun, als die unglückliche Frau auf unsere Rückkehr verträsten, wobei wir den Vorschlag machten, uns das Kind für einige Zeit nach Kurland mitzugeben, um es vor allem dem schädlichen Umgang zu entziehen. Die Mutter wollte sich während unserer Abwesenheit prüfen, ob sie stark genug wäre, die Trennung zu ertragen. Wir reisten ins Bad. Als wir wiederkehrten, war sie todt, das Kind eine Waise.“

„Und seitdem habe ich die tägliche Sorge, dich über deine Kräfte angestrengt zu sehen“, fügte die Mutter hinzu.

„Liebe Mama“, erwiderte Gertrud, „es sind ja erst ein paar Monate, daß wir das Mädchen bei uns haben, und ich thue ja nichts weiter, als daß ich es ein wenig in meiner Nähe beschäftige. Später wird ja der gute Hartmann sie unterrichten.“

Georg hatte schweigend zugehört, mit bewundernder Verehrung nur in Gertruds mildes Angesicht geschaut, als sie in so einfacher Weise von dem neuen Liebeswerke erzählte.

Das Mädchen, dem in der ungewohnten Herbststimmigkeit ein Gast doch eine zu interessante Erscheinung war, als daß es lange bei seiner Beschäftigung zu bleiben vermocht hätte, trat wieder herein, setzte sich ohne eine Spur von Schüchternheit an den Tisch, und beobachtete Georg aufmerksam mit den langgeschnittenen dunkeln Augen, die es seiner Abstammung verdankte. Er wurde fast verlegen vor dieser scharfen Beobachtung, und die Dreistigkeit des Kindes berührte ihn unangenehm; doch konnte er nicht leugnen, daß Züge und Gestalt selbst in diesem, der Schönheit sonst so ungünstigen Alter von seltenem Ebenmaß waren.

Nachdem Georg noch auf einige theilnehmende Fragen nach seinem Leben und Treiben in den letzten Monaten Auskunft gegeben und die wiederholte Aufforderung empfangen hatte, die Weihnachtszeit im Korbach'schen Hause zuzubringen, stand er auf, um zu seinem Vater zurückzukehren.

„Der arme Junge!“ sagte Herr von Korbach, als er gegangen war. „Er wird durch des Vaters Anwesenheit noch manches Herzleid haben!“

„Könnte der Vater nicht einstweilen hier im Hofe wohnen?“ fragte Gertrud.

„Es würde sich wohl Platz für ihn finden“, erwiderte Korbach; „denke dir aber die peinliche Lage für den Sohn, wenn er nun zu Weihnachten, ehe er auf die Universität geht, einige Zeit hier im Hause zubringt. Ist der Vater als ordentlicher Mensch zurückgekehrt, so kann sich ein kindliches Verhältniß trotz des verschiedenen Bildungsgrades wohl gestalten. Möglicherweise hat er aber manche üble Gewohnheit mitgebracht, und der Sohn muß sich seiner schämen, wenn auch nicht um seines Standes willen. Es gäbe außerdem für die Dienerschaft viel Versuchung zu schlechten Späßen, wenn sie den Sohn hier bedienen sollte, während sie den Vater in der Herberge kaum für Ihresgleichen ansähe.“

„Du wirst schon Mittel finden, Papa, ihm ein gutes Unterkommen zu schaffen“, sagte Gertrud mit bittendem Blick; und der Vater besann sich, daß in einer einsamen Buschwächterwohnung im Walde, auf einige Werst Entfernung vom Gute, sich wohl Platz für den Zurückgekehrten fände, der ja ohnedies vielleicht in einiger Zeit wieder zu seinem Regimente berufen werden könne.

Am nächsten Morgen kam Georg in Begleitung des Va-

ters wieder. Norbach fand seine Befürchtungen in Bezug auf die Persönlichkeit des Mannes nur zu begründet und freute sich einen Ausweg gefunden zu haben, der die peinliche Lage des Sohnes vorläufig wenigstens erleichtern konnte. Es wurde das Nöthigste in jene Wohnung geschafft; Georg brachte den Vater selbst dahin und erkannte auch in den dort getroffenen Anordnungen wieder die liebevolle Hand, die überall in das Gewebe seines Lebens leitend und ausgleichend eingriff.

Der Soldat, gewohnt ohne sein Zuthun in dieses oder jenes Quartier gesteckt zu werden, fand die Bestimmung über seine Person ganz in der Ordnung und Georgs Frage, ob er zufrieden sei, fast unverständlich. Der Buschwächter ließ sich diese Einquartierung gern gefallen, da man vom Hofe reichliche Lebensmittel zu senden versprochen hatte.

Georg verließ den Vater mit leichterem Herzen, obgleich er sich eines wehmüthigen Gefühls nicht erwehren konnte, wenn er sich vorstellte, wie dieser nun in der Waldeinsamkeit einen Tag nach dem andern in dumpfer Ruhe geschäftlos zubringen würde. Er hatte von dem Vater erfahren, daß dieser in jungen Jahren zu lesen verstanden, und deshalb unter die geringen Habseligkeiten auch jenes lettische Gesangbuch, sein mütterliches Erbtheil, in den Tornister des Soldaten gepackt.

Georg kehrte in die Stadt zurück und wandte nun alle Kräfte an die Aufgabe, welche die bevorstehende Prüfung ihm stellte. Er arbeitete Tag und Nacht und sah auch Bornhof nur selten. Dieser hatte ihm mit Recht vorausgesagt, er würde bei seiner Rückkehr die Zahl seiner Freunde vergrößert finden. Die Mittheilung von dem unerwarteten Wiederfinden des Vaters, von Georgs ernstem Willen die kindliche Pflicht in weitester Ausdehnung zu erfüllen, die Wärme, mit welcher Bornhof Kampf und Sieg seines Freundes in diesem Con-

flift der Geistesbildung mit der Rohheit darstellte, hatte auch den Gegnern des in seiner Schweigsamkeit und Zurückhaltung bis jetzt wenig beliebten Jünglings eine Achtung abgenöthigt, welche bei dessen Rückkehr in ihre Mitte in Blick und Wort der Kameraden hervortrat.

Weihnachten nahte heran; der Tag der Prüfung erschien endlich. Georg erhielt das Zeugniß der Reise für die Universität. Mit diesem trat er aus seinem bisherigen Stande auf eine höhere Stufe des bürgerlichen Lebens. Es war der erste selbständig errungene Sieg über die Ungunst der Verhältnisse. Weder Lehrer noch Schüler hatten daran gezweifelt, daß der stille fleißige Georg diese Aufgabe lösen würde; allgemein aber war die Verwunderung, als an dem Tage, an welchem nach altem Gebrauch einige der abgehenden Zöglinge des Gymnasiums in öffentlicher Versammlung ihre Abschiedsaufgabe in freier Rede lösten, Georg mit äußerer Ruhe, wenn auch bleicher als gewöhnlich, die Rednerbühne betrat, und, von seinem Gegenstande ganz erfüllt und fortgerissen, anfangs zwar noch unsicher und mit bebender Stimme, allmählig aber immer fester und wärmer, in deutscher Sprache, die er als eine später erlernte in der Correctheit der Büchersprache inne hatte, eine Rede über die Aehnlichkeit des historischen Berufs der Deutschen mit dem der alten Griechen hielt.

Er entwickelte in derselben, wie Jene, gleich Diesen, gerade dadurch am meisten für die fortschreitende Bildung der Menschheit wirken konnten, daß sie nicht politisch abgeschlossen in feindlichem Gegensatze zu ihren Nachbarn blieben; wie die Deutschen gleich den Griechen, auch wo sie durch Waffengewalt überwunden wurden, doch die geistigen Beherrscher ihrer Ueberwinder blieben und, deren ganzes wissenschaftliches und künstlerisches Leben mit ihrem Geiste durchdringend, dadurch

ihren bleibenden Einfluß auf die Nachwelt erst recht ausbreiteten und befestigten.

„Wie die Völker des weiten römischen Reichs von Griechenland“, so schloß er mit erhobener Stimme, „so lernen wir alle von Deutschland, und wir schämen uns dessen nicht. Hier, wie im im fernsten Osten, wirkt deutsches Wesen und deutsche Wissenschaft. Wir alle sind geistig Deutschlands Kinder und Zöglinge, wenn auch nicht alle von deutschen Aeltern geboren. Als solche verlassen wir auch diese Vorschule, um immer höher hinauf zu den Quellen des Stromes deutscher Wissenschaft emporzusteigen, welcher, nicht in die engen Grenzen eines Landes gebannt, mit seinen klaren Fluthen weite Gebiete fruchtbar macht. Lasset auch uns aus diesem Strome schöpfen, brüderlich geschaart, nicht neidisch einander die Fluthen trüben; lasset auch uns in unser engeres oder weiteres Gebiet leiten, so viel wir dem mächtigen Strome abgewinnen können, ein Jeder nach seinen Kräften! Den Männern aber, die uns an seine Ufer geführt, sei unser wärmster Dank gebracht. Unser Leben und Wirken im eigenen Mannesalter sei ihnen dereinst das beste Zeugniß ihres Verdienstes.“

Georg schwieg; ein Gemurmeln des Beifalls ging durch den Saal. Er hörte dazwischen Fragen nach seinem Namen und die Antwort, daß er ein Lette sei. Konrad Bornhof kam freudig auf ihn zu: „Das hast du gut gemacht, Georg!“ sagte er herzlich. Auch mehrere andere Kameraden schüttelten ihm die Hand. Die Brüder Grünthal aber standen mit ein paar anderen jungen Leuten unweit davon und sprachen unter einander, indem sie spöttische Seitenblicke auf Georg warfen.

Sechstes Kapitel.

Wenige Tage vor Weihnachten verließ Georg die Stadt in Gesellschaft eines Mannes, der ihm in den leztvergangenen Jahren oft freundlichen Antheil gezeigt hatte, sich ihm aber besonders geneigt erwies, seitdem er seine Vorstudien auf so ehrenvolle Weise beschlossen. Dieser Mann war ein Bruder Herrn von Korbachs, den Georg schon als Knabe oft in Waldhof gesehen hatte, wo er nicht anders als der Onkel Gustav hieß. Er war einige Jahre jünger als sein Bruder, sah aber älter aus als dieser, da er in seiner Jugend kränklich gewesen war. Die Gestalt war schwächlich und fast unter mittlerer Größe, das Gesicht regelmäßig, die Stirn aber nur von spärlichem Haar umgeben; die Augen bedeckte eine blaue Brille, wodurch seine Züge einen düstern Ausdruck erhalten hätten, wenn der Mund, dessen bewegliche Winkel auf die Gewohnheit des Besitzers deuteten, die wunderliche Seite der Menschen und Dinge zu bemerken, nicht so häufig gelächelt hätte. Er lebte in einem nicht unbedeutenden Amte in Mitau und war unverheirathet geblieben, weil er, wie so viele andere Männer, den rechten Augenblick und die rechte Person nicht hatte finden können.

Die Winterreise wurde Beiden durch Gespräche über allgemeine und persönliche Angelegenheiten verkürzt. Auf einige Fragen, welche seine Pläne und Aussichten für die Zukunft berührten, erwiederte Georg:

„Ich habe lange darüber nachgedacht, in welcher Stellung

ich meinen Landsleuten, ich meine den lettischen, am meisten nützen könnte. Mich verläßt das Gefühl nicht, als habe ich an ihnen etwas gut zu machen, mich mit ihnen meines Abfalls wegen zu versöhnen.“

„Machen Sie Sich darum keine Sorge, mein lieber Stein“, sagte sein Reisegefährte. „Wie Sie abgefallen sind, würde jeder einzelne Lette es auch, sobald ihm die Gelegenheit dazu geboten würde. Es ist nun einmal nicht möglich durch scharfes Abgrenzen nach außen eine Gemeinschaft zu schützen, die sich nicht durch innere Selbständigkeit halten kann, deren Glieder immerwährend herausstreben und streben müssen, da innerhalb derselben kein Bildungsfortschritt möglich ist. Wenn Sie mir einen einzigen gebildeten Letten nennen können, der es geworden ist, ohne vorher in einen Deutschen verwandelt zu sein, so will ich an eine Zukunft des Lettenvolks glauben.“

„Ich kann mich selbst freilich nicht als Beispiel für eine entgegengesetzte Behauptung anführen; auch weiß ich mich des eigentlichen Ueberganges nicht mehr zu erinnern; gewiß aber ist, daß ich schon seit langer Zeit in deutscher Sprache denke. Doch bewahre ich warme Liebe für das Volk, aus welchem ich hervorgegangen bin, und möchte das beweisen, indem ich für dasselbe wirke. Durch die Volksschule geschähe das am unmittelbarsten, aber ich fühle die Selbstverleugnung nicht in mir, meine geistige Thätigkeit auf diesen engen Kreis zu beschränken. Da mir die Mittel zum Studiren freundlich geboten werden, will ich mich dem Lehrfach in höherem Sinne widmen. Der Philologe findet jedenfalls vielfache Gelegenheit die aus dem Volke hervordachsenden Kräfte zu pflegen und zu fördern.“

„Es ist brav von Ihnen, daß Sie die Schuld zahlen wollen, die den Stammesgenossen gegenüber auf Jedermann liegt.“

„Als letztes Ziel denke ich mir, ich gestehe es,“ sagte Georg erröthend, „die Möglichkeit einst durch das gedruckte Wort in weiteren Kreisen auf mein Volk und für dasselbe zu wirken. In welcher Sprache das geschehen soll, wüßte ich jetzt noch nicht zu sagen; doch soll mir das Studium der lettischen durch die andern nicht verdrängt werden.“

„Das ist eine Weise des Wirkens, die freilich im Ganzen unabhängig ist von der besondern Berufsstellung und die mit der Zeit in unserem Lande an Bedeutung gewinnen muß, wenn insbesondere die periodische Literatur mehr Eingang bei den Massen findet. Die Wahl eines Berufs bleibt immer die folgenschwerste Entscheidung, zu welcher wir gerade in den Jahren gedrängt werden, da wir den Eindrücken des Augenblicks am meisten unterworfen und noch so gar wenig mit den Schwierigkeiten der einzelnen Berufskreise bekannt sind. Das von Ihnen erwählte Studium gewährt jedenfalls den Vortheil, die Grundlage allgemein menschlicher Bildung zu geben, auf welcher später in der verschiedensten Art fortgebaut werden kann.“

Georg konnte sich gegen den Bruder seines Wohlthäters in mancher Beziehung unbefangener aussprechen als gegen diesen selbst, dem er gewisse Rechte über seine Zukunft zustehen mußte. So kam denn während der kurzen Reise noch Manches zur Sprache, was den jungen Menschen innerlich beunruhigte oder drückte, und die freundliche Art, mit welcher der erfahrenere Mann auf manche scheinbar unwichtige Sache einging, knüpfte ein Band des Vertrauens zwischen den beiden ungleichen Gefährten, welches die Zeit noch befestigen sollte.

Die Ankunft des Onkels Gustav war wie immer ein freudiges Ereigniß in Waldhof. In der That fand auch jedes einzelne Glied des Hauses eine Seite an ihm, die belebend und wohlthwend wirkte. Mit dem Bruder, der selten in die

Stadt kam, verhandelte er die öffentlichen Angelegenheiten und war unerschöpflich in Mittheilungen aus der Geschäftswelt, welcher er durch sein Amt angehörte; der Schwägerin scherzte er manche häusliche Sorge hinweg und wußte ihr außerdem viel Komisches aus der Gesellschaft zu erzählen, auf welche sie mit hausmütterlichem Stolz etwas nichtachtend herabsah; am meisten aber hatte immer Gertrud mit dem Onkel zu besprechen, dessen besonderer Liebling sie war.

Trotz des herzlichen Empfanges, welcher auch Georg zu Theil wurde, fühlte dieser sich doch befangen, da er nun zum ersten Male längere Zeit als Gast in dem Familienkreise verweilen sollte, den er bisher nur aus der Ferne mit Verehrung betrachtet hatte. Ihm wurde das Zimmer angewiesen, in welchem er so manche bittere Stunde bei dem lateinischen Unterrichte verlebt hatte. Jetzt erkannte er, als er es betrat, in der ganzen Anordnung dieselbe Hand, deren freundliches Walten ihm überall fühlbar wurde, wo er in seinem ersten Jugendleben eine Blume der Freude brechen durfte. Gertrud hatte Schreibzeug, Papier und einige Bücher auf einem Tische zierlich geordnet, in den Vordergrund aber eine kleine Photographie gestellt, welche sie selbst, von den Ihrigen umgeben, darstellte.

Georg betrachtete das Bildchen lange mit Rührung, und sein Herz war noch erwärmt, als er hinunterging und zu der Familiengruppe an den Theetisch trat, an dem heute heiteres Gespräch statt der gewöhnlichen Stille herrschte. Ehe er Gelegenheit finden konnte, ein Wort des Dankes an Gertrud zu richten, kam Rahel, die von der Ankunft der Gäste noch nicht erfahren hatte, hereingesprungen, blieb aber an dem andern Ende des Tisches stehen, als ihr scharfes Gehör die Worte, welche der Onkel Gertrud zuflüsterte, vernahm. „Ist das

euer Judenkind?" fragte er. Auf Gertruds Kopfnicken reichte er dem Mädchen die Hand hin, indem er ihr „Guten Abend“ zurief. Rahel aber, statt näher zu treten, machte eine leichte Verbeugung und blieb stehen.

„Oho!“ rief der Onkel, „da bin ich schlecht angekommen. Nun, nun, wir wollen sehen bei näherer Bekanntschaft. Ist man in Berlin so kurz angebunden?“

„In Berlin hat man kein Vorurtheil gegen die Judenkin-
der“, erwiderte Rahel und warf den Kopf zurück. Sie griff zum Milchkrug und goß sich die Milch in eine Tasse, die Hand aber bebte und Einiges goß auf den Tisch. Georg reichte ihr einen Stuhl; sie nickte ihm flüchtig zu und trank hastig ohne die Augen zu erheben. Gertrud knüpfte ein Gespräch mit dem Onkel an, um die Aufmerksamkeit von dem Mädchen abzuziehen, welches indessen rasch wieder aufstand und hinauseilte.

„Die hat ihr Köpfschen für sich, scheint mir“, sagte Onkel Gustav lachend. „Werden deine Erziehungskünste ausreichen, mein armes Trudchen?“

„Das Mädchen hat ungewöhnlich viel Verstand“, fiel Herr von Norbach ein. „Wir müssen uns Alle in Acht nehmen, sie zu verletzen; sie hört mit feinem Ohr aus jedem Worte die Absicht heraus. Im Punkte ihrer Rationalität ist sie besonders empfindlich, seit sie ein paar Mal Aeußerungen über Juden gehört, wie man sie sich hier zu Lande arglos nicht übel zu nehmen pflegt.“

„Ich kann mich so gut in diese Reizbarkeit hineindenken“, sagte Gertrud. „Seit ich durch Rahel aufmerksam geworden bin, fallen mir dergleichen Aeußerungen auch unangenehm auf. Weil wir mit gebildeten Juden nicht leicht in Berührung kommen, haben wir uns nachlässig diese wegwerfende Art

zu sprechen angewöhnt, ohne uns gerade Uebles dabei zu denken.“

„Ist denn das Mädchen wirklich in dem Glauben Israels erzogen und unterrichtet?“ fragte der Onkel.

„Nein; es ist mir eben am schmerzlichsten, daß sie das Hängen an den alten Gebräuchen ihrer Religion eben so lächerlich findet, als den Ernst, mit welchem sich in unsern Tagen die Christen wieder der Kirche zuwenden. In der ersten Zeit besonders fand sie das Stillsitzen sehr lästig, wenn Papa uns die Sonntagspredigt vorlas; auch geschah es ein paar Mal, daß sie aus dem Inhalte derselben irgend Etwas herausgriff und spöttelnd besprechen wollte, was ich ihr ernstlich verweisen mußte. Unser alter Pastor hat mir gerathen das Mädchen erst eine Zeit lang unter uns leben zu lassen, ehe wir versuchen unmittelbar auf ihre Ueberzeugungen einzuwirken.“

„Da hat er Recht“, sagte Onkel Gustav. „Ich müßte mich sehr in meinem Nichts irren, wenn ihr liebes Wesen nicht einen dauernden Eindruck auf das Kind machte, und es dem Christenthum zuwendete.“

„Vielleicht wird ihr religiöses Gefühl auch allmählig durch unsere geistlichen Lieder geweckt, deren Melodien wunderbar auf sie wirken“, fuhr Gertrud fort. „Wir gehen zuweilen hinunter in das Schulhaus, wenn die Kinder dort nach der kleinen Orgel singen. Die Orgeltöne ergreifen sie mehr als alles Andere, und ich habe ihr versprechen müssen, daß sie, wenn die Schulkinder im Frühlinge entlassen werden, von Hartmann die Orgel spielen lernen könne. Ihr Sinn für Musik ist überhaupt sehr lebendig, und da sie darin in Berlin schon sehr gut unterrichtet ist, spielt sie Melodien, die sie gehört hat, mit Leichtigkeit nach. So habe ich sie schon einige Mal einzelne unserer Choräle spielen hören.“

„Ich bin recht gespannt auf die Wirkung, welche der Weihnachtsabend auf sie üben wird“, bemerkte Frau v. Norbach. „Bis jetzt sprach sie davon, wie von jeder andern Kurzweil, und freut sich auf die Geschenke, welche er ihr wohl bringen könnte.“

„Wenn ich etwas fände, was geeignet wäre den Eindruck zu vertiefen!“ sagte Gertrud und stand auf, um Rachel aufzusuchen.

„Wer auf künstliche Weise Eindrücke herbeizuführen sucht, pflegt seinen Zweck zu verfehlen“, meinte der Onkel. „Hat das Kind Zuneigung zu dir gefaßt?“

„O ja, sogar leidenschaftliche“, erwiderte Gertrud; „aber das gerade macht mich besorgt; denn eben so entschieden spricht sich ihre Abneigung aus, die sie auch ohne Gründe für vollkommen berechtigt hält.“

„Jetzt schmolzt der Trostkopf irgendwo im Dunkeln, vermuthet ich“, sagte der Onkel. „Ich muß doch sehen, wie ich mich mit dem Mädchen versöhne, sonst verdirbt mir das Verhältniß die Feiertage.“

Gertrud fand Rachel wirklich allein und unbeschäftigt in ihrem Zimmer, welches nur von dem Ofenfeuer erleuchtet war. Als sie Gertruds freundliche Stimme hörte, sprang sie auf, warf sich der Eintretenden um den Hals und fragte schluchzend: „Du liebst doch das Judenkind, nicht wahr? Du liebst mich doch noch?“

„Gewiß liebe ich dich“, erwiderte Gertrud, „und die Andern thun es auch, sobald du nur freundlich bist, wie gegen mich.“

„Das kann ich aber nicht“, rief Rachel und die Thränen rannen über die glühenden Wangen, „weil sie Alle immer daran denken, daß ich ein Judenkind bin, und weil man hier

die Juden nicht mag. Ich mag aber auch wieder die Christen nicht, wenn sie nicht gut sind wie du.“

„Stille, stille, liebes Herz“, sagte Gertrud besänftigend, und legte den Kopf des Mädchens streichelnd an ihre Brust. „Jetzt ist überall Freude und Friede, denn bald feiern wir den Geburtstag des Herrn, der für uns Alle in die Welt gekommen ist, für Juden und Heiden, für alle Menschen, die früh oder spät doch erkennen müssen, daß es nur einen Heiland giebt. Er aber hat gesagt: „Liebet euch unter einander.“ Darum feiern wir zu Weihnachten ein Fest der Liebe. Das wirst du mir doch nicht verderben wollen mit Zorn und Streit, nicht wahr?“

„Dir will ich ja alles zu Liebe thun“, erwiderte das Mädchen. „Die Andern aber lieben mich auch nicht.“

„Jetzt komm nur mit mir“, sagte Gertrud begütigend, „der Onkel meint es so übel nicht, das wirst du bald erfahren, und gegen Georg Stein darfst du nicht unfreundlich sein, wenn du mir nicht wehe thun willst.“

Rahel ließ sich von ihr das krause Haar aus der Stirn streichen und die gerötheten Augen trocknen, dann hingte sie sich an ihren Arm und ging mit ihr zurück in den Saal, wo unterdessen der Theetisch abgeräumt war. Die beiden Brüder Norbach gingen auf und nieder; Frau von Norbach hatte das Zimmer verlassen und Georg stand, an den Ofen gelehnt, allein. Gertrud brachte allerlei Spielzeug und andere Kleinigkeiten herbei, die, für Hartmanns Kinder bestimmt, noch der bessernden oder vollendenden Hand bedurften. Rahel mußte helfen, auch Georgs Beistand wurde verlangt, und da er aus Schonung vermied sie anzusehen, fand sie bald die gewohnte Lebhaftigkeit wieder.

Die Blicke der beiden Männer wandten sich oft der Gruppe der drei jugendlichen Wesen zu, die einen so grundverschiedenen Ausdruck trugen, obgleich der Eifer der Beschäftigung bald die gleiche Heiterkeit über ihre Züge verbreitete. Ohne es einander zu gestehen, sahen Beide mit Bangen auf Gertruds geröthete Wangen und ihre strahlenden Augen.

„Sollte man nicht glauben, Gertrud sei die blühendste von den Dreien“, sagte Onkel Gustav.

„Wo irgend ein Liebeswerk sie anregt“, erwiderte sein Bruder mit einem wehmüthigen Blick auf die liebliche Tochter, „da hat sie Kraft, Heiterkeit, ja fast Gesundheit. Doch quält mich beständige Sorge um sie, da die Aerzte so ängstlich mahnen jede heftige Gemüthsbewegung zu vermeiden. Als ob das von menschlicher Sorgfalt abhinge!“

Frau von Norbach gefellte sich jetzt zu den beiden Männern, und man ließ das Gespräch fallen, um die Sorge der Mutter nicht zu steigern, die ohnehin geneigt war die Tochter mit Vorsichtsmaßregeln zu quälen.

Der Onkel setzte sich an den Tisch zu Rahel und schlug ihr lächelnd vor, Frieden zu machen. Sie wollte wieder aufspringen, aber Gertruds Hand legte sich leise auf die ihrige und sie blieb sitzen. Jetzt begann er allerlei Kurzweiliges zu erzählen, und sie konnte sich endlich trotz allen Widerstrebens nicht enthalten, recht herzlich mitzulachen.

Die wenigen Tage vor Weihnachten vergingen in jenen Vorbereitungen zu dem Feste, welche einen Theil der Weihnachtsfreude ausmachen. Der Onkel brachte eine gemüthliche Heiterkeit in den kleinen Kreis, während Georgs reges Interesse für alles, was der wissenschaftlichen und politischen Welt angehörte, die beiden älteren Herren zu mancherlei Mittheilungen aus dem Schatze ihrer Erfahrungen und Erinnerungen

veranlaßte, zu welchen sie sich im gewöhnlichen Kreislaufe der Geschäfte und Erholungen selten angeregt fanden. Ist doch auch nichts geeigneter das Geistesleben des Alternden aufzufrischen als die Gegenwart und Lernbegier der strebenden Jugend.

Gertrud und Georg begegneten sich in ihrer jugendlichen Begeisterung für die Werke der Poesie, und wenn ihre weibliche Auffassung sie zuweilen an das Uberschwängliche streifen ließ, gab das auf klassische Vorstudien sich gründende Urtheil des Jünglings diesem eine gewisse Ueberlegenheit, welche ein Gleichgewicht zwischen ihnen herstellte, das weder in ihren Jahren noch in ihren Verhältnissen lag. Gertrud war freudig angeregt und konnte sich dem Einflusse nicht entziehen, welchen auch auf das selbstloseste Gemüth die absichtslose Huldigung einer, wenigstens in gewissen Beziehungen nicht unbedeutenden Persönlichkeit zu üben pflegt. Ihr Gesundheitszustand hatte sie immer von Gesellschaften und dem Verkehr mit jungen Männern fern gehalten; ihr waren deshalb die mannigfachen Erfahrungen junger Mädchen ihres Alters fremd geblieben, welche schon an der Schwelle der Kindheit beginnen und sich mit jedem Jahre im Gesellschaftsleben vervielfältigen.

Wenn sie Abends der Schlaf floh, wenn sie bis lange nach Mitternacht in wachen Träumen lag und jedes Wort, das sie mit Georg gewechselt, sich in ihrer Erinnerung immer und immer wiederholte, schrieb sie das der gewohnten nervösen Erregbarkeit zu, und wenn dann Morgens die Augen der Jünggen mit Besorgniß auf ihren bleichen Wangen ruhten, wenn sie sich gewaltsam aufraffen mußte, die Müdigkeit zu überwinden, die sie fast unbeweglich machte, begriff sie selbst nicht, warum sie gerade in diesen Tagen so viel mehr als gewöhnlich angegriffen war.

Rahel hatte unterdessen mit den beiden Gästen bald Krieg, bald Frieden. Onkel Gustav beobachtete sie mit Aufmerksamkeit und konnte bald bemerken, daß ihr abstoßendes Wesen verschwand, sobald irgend ein Gegenstand sie fesselte und beschäftigte. Sie hatte wenig Wohlgefallen an Georg, dessen äußere Erscheinung sie immerwährend mit dem leichten und gewandten Wesen Paul Norbachs verglich, der ihr in Berlin so ausnehmend gefallen hatte. Sie war unerschöpflich in spöttischen Bemerkungen über den Ersteren. Bald war es seine Gestalt, bald seine Haltung und seine Bewegungen, bald seine Aussprache, bald seine Schweigsamkeit, was ihr auffiel. Georg hatte dieses scharfe und spöttische Beobachten zuweilen bemerkt, und wenn er es auch als kindische Unart hätte gering achten sollen, fühlte er sich doch dadurch befangen, da er, zum ersten Mal für längere Zeit ein Gast in Waldhof, die Freiheit ohnehin noch nicht finden konnte, welche dem geschäftlosen geselligen Zusammensein allein seine Reize giebt. Trotz dem aber näherte sich Rahel und blieb an Georgs Seite, wenn er ein Gespräch führte, welches auch ihren Antheil erregte; ja sie vertheidigte seine Ansicht mit Hestigkeit, als Onkel Gustav einmal, um das Mädchen irre zu machen, allerlei Scheingründe dagegen anführte. Eines Tages sah sie die Herren in eine Schachpartie vertieft und äußerte den Wunsch das Spiel zu lernen. Der Onkel, den das Kind amüßte, erbot sich sie mit den Grundregeln bekannt zu machen und erstaunte über die Leichtigkeit, mit welcher sie sich bald hineinzufinden wußte. Das Spiel wurde bald ihr Hauptvergnügen, regte sie aber leidenschaftlich auf, was wieder vielfachen Stoff zu Neckereien des Onkels gab. In der Bedrängniß geschah es dann nicht selten, daß sie Georg zu Hülfe rief, der sie niemals neckte, sich aber auch überhaupt wenig mit ihr beschäftigte. Wenn

er ihr dann aus der Noth geholfen und sich wieder abwandte, ärgerte es sie, daß sie ihm danken mußte.

So kam der Weihnachtsabend heran. Der Tag war heiter und kalt gewesen und Georg, der schon am Vormittage zu Fuß zu seinem Vater in die Buschwächterwohnung gegangen war, schritt jetzt zurückkehrend rasch auf dem Schneewege daher. Als er aus dem Tannenwalde ins freie Feld hinaustrat, war die Sonne schon gesunken. Nöthlich wölbte sich der Abendhimmel über den beschneiten Dächern der Gutsgebäude und schimmerte zwischen den schwarzen Nestern der Lindenallee hindurch. Der Schnee knisterte unter Georgs Füßen; aus der Ferne hörte er Schlittenglocken und das Bellen der Hunde aus dem nahen Almen-Gesinde.

Georg war wieder mit seinen Gedanken in der fernen Vergangenheit. Er suchte sich, wie er so oft schon gethan, wieder ein Bild seines Lebens zu machen, wie es sich hätte gestalten müssen ohne jene Begegnung mit den Kindern aus Waldhof. Sein Vater, dem durch Gertruds Vermittelung reichlichere Nahrung für die Festtage zugekommen war, während der Sohn nicht gewagt hatte aus fremden Mitteln eine Weihnachtsgabe zu bringen, lebte scheinbar zufrieden. Dennoch konnte Georg nur mit Schmerz an die Freundlosigkeit eines Daseins denken, welches nur durch die auf langjährige Beschwerden folgende dumpfe Ruhe eine Art von Befriedigung erhielt. Es wollte sich kein Band gegenseitiger vertraulicher Mittheilung zwischen Vater und Sohn knüpfen lassen; es blieb bei Fragen und kurzen Antworten.

Der Soldat hatte gesehen, daß der Sohn ihm von sich aus nichts zuwenden konnte; das machte ihn immer gleichgültiger gegen denselben. Von dem, was die Zukunft diesem

bringen konnte, hatte er einen zu unvollkommenen Begriff, um daran Hoffnungen zu knüpfen. Dagegen sann Georg vergebens darüber nach, wie er diesem öden Menschenleben einen belebenden und erwärmenden Strahl zuwenden könnte. Er fand nur Empfänglichkeit für das Behagen körperlichen Genusses in seiner rohesten Gestalt. Das machte ihn traurig und muthlos.

In dieser Stimmung trat er in das Haus und wollte hinauf in sein Zimmer gehen, als aus einer Seitenthür Rahel hervorsprang. „Gut, daß Sie kommen“, rief sie ihm entgegen, „Gertrud wartet schon lange auf Sie, um die Lichter an den Baum zu kleben. Sie sind lang genug dazu. Es wird heute Abend einen Hauptspañ geben! Ich habe so etwas nur von ferne gesehen. Als die Weihnachtsbäume im vorigen Jahre brannten, führte mich Mama die Straße hinauf.“

„Nun“, erwiderte Georg, indem er den Ueberrock auszog, „gefiel Ihnen das nicht?“

„Es war ganz lustig anzusehen, und ich begreife noch nicht, warum Mama so schrecklich traurig von dem Spaziergange nach Hause kam. Aber gehen Sie nur schnell zu Gertrud; ich darf nicht hinein.“

Georg trat in den halbdunkeln Saal. Gertrud saß vor dem nur theilweise geschmückten Tannenbaume. Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt und sah durch das Fenster auf die Schneefläche. „Ach da sind Sie endlich, Georg!“ rief sie ihm entgegen, „ich warte schon lange auf Sie. Ich habe die Arbeit wohl angefangen, bin aber schnell müde geworden. Da saß ich und dachte an den ersten Weihnachtsabend, den Sie bei uns zubrachten, nachdem Sie hier so lange krank gelegen.“

„Es war nicht der erste und nicht der letzte Abend, an

dem mein Herz von Dank gegen Sie erfüllt war, Fräulein. Ich habe Ihnen das bisher noch nie sagen können“, fuhr Georg fort und seine Stimme bebte. „Das Gefühl lag mir zu tief für Worte. Jetzt werde ich bald noch weiter hinaus in die Welt. Wenn ich einmal ein Mensch werde, der nützen kann, so denken Sie, daß ich Ihrer Güte nicht unwürdig sein wollte.“

„Guter Georg!“ sagte Gertrud, und die Thränen traten ihr in die Augen. „Haben Sie denn ganz vergessen, was Sie einst für mich gethan und gelitten haben?“

„Da hatten Ihre Wohlthaten schon längst angefangen“, erwiderte Georg. „Der erste Strahl, der in mein Leben fiel, war Ihr erstes freundliches Wort. Sehen Sie, Fräulein“, fuhr er lebhafter fort, „ich habe noch der Jugendfreuden nicht viele gehabt, mir liegt noch jetzt Vieles gar schwer auf dem Herzen; aber wenn ich mit dem Glücklichsten meiner Kameraden tauschen könnte, ich thäte es nicht. Ihnen danke ich alles, alles, was ich bin und werden kann. Das ist meine Art von Glück! Ich beneide keinen Andern!“

Gertruds Thränen fielen auf ein Tannenreis, welches sie spielend in der Hand hielt. Die bewegte Stimme des Jünglings war ihr ins Herz gedrungen. Beide schwiegen lange. An dem dunkeln Tannenbaum vorbei, der in der Mitte des Zimmers stand, warf der eben hervortretende Vollmond sein sanftes Licht auf Gertruds Gestalt. Sie richtete sich endlich auf, ging auf Georg zu und reichte ihm die Hand.

„Sie können es nicht wissen, Georg, wie wohl Sie mir gethan durch Ihre Worte. Mein Leben ist in einen engen Kreis gebannt; auch meine Jugendfreuden sind nicht die der Andern; aber ich kenne ihren Werth und möchte sie nicht missen. Wir müssen Freunde bleiben, Georg. Ich werde Sie

im Geiste begleiten, wenn Sie fortgehen. Denken Sie in trübten Stunden der Sorge, daß Sie nicht allein sind.“

Georg drückte Gertruds zarte Hand an seine Lippen. Sie entzog ihm dieselbe sanft und verließ leisen Schrittes den Saal, wie geisterhaft über den mondbeschienenen Fußboden gleitend. Der Jüngling blieb an die Stelle gefesselt stehen und sah auf den hellen Schein, den sie zurückgelassen zu haben schien. Da verdunkelte sich das Zimmer. Eine Schneewolke verdeckte den Mond. Georg trat ans Fenster und hoffte ihn wieder zu erblicken, aber immer dichter zogen sich dunkle Massen am Himmel zusammen.

Die Thür öffnete sich und Frau von Norbach trat herein. „Noch im Dunkeln!“ rief sie verwundert und zündete mit dem Lichte, welches sie trug, zwei andere seitwärts auf einem Tische stehende an. „Der Baum noch nicht fertig! Wo ist denn Gertrud?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie wieder hinaus, die Tochter zu suchen. Georg aber trat zu dem Baum, die begonnene Arbeit fortzusetzen. Gertrud kam nicht wieder; statt ihrer sandte Frau von Norbach die Dienerschaft zu Hülfe, welche bald unter Georgs Anleitung das Nöthige zu Stande brachte.

Unterdessen lief Rahel unruhig aus einem Zimmer ins andere. Gertrud hatte sie in diesen Tagen weniger an sich gezogen und weniger beachtet als sonst; da trat die alte trozige Weise wieder mehr hervor. Als ihr jetzt Onkel Gustav begegnete und sie mit der Ungeduld neckte, mit welcher sie der Bescheerung entgegensah, wandte sie ihm verdrießlich den Rücken und ging in Gertruds Zimmer, wo diese eine Weile mit geschlossenen Augen ausgeruht hatte.

„Was man hier immer vom heiligen Christ spricht!“ rief Rahel noch ärgerlich, „als ob euer Christus sich viel um die

Sachen kummert, die man einander schenkt! Dein Onkel glaubt auch immer, ich sei ein kleines Kind, und spricht so mit mir; das mag ich aber einmal nicht!“

„Rahel“, sagte Gertrud und legte ihre Hand auf die Stirn des Mädchens, welches sich vor dem Sopha, auf dem sie lag, auf den Teppich gesetzt hatte, „so mußt du nicht reden. Wir wissen so gut wie du, daß die Sachen unter dem Weihnachtsbaum von Menschen kommen; aber die Liebe, die diese Gaben austheilt, die hat der heilige Geist den Menschen ins Herz gelegt, und darum danken wir doch für alle Weihnachtsfreude ihm als dem Geber. Diese Liebe wird auch in dein Herz endlich einziehen, du armes Kind, und Zorn und Verdruß daraus verdrängen.“

„Aber kannst du denn alle Menschen lieben?“ fragte Rahel dringend.

„Ich möchte es können und ringe darnach“, erwiderte Gertrud, „und ich habe gefunden, daß man die Menschen liebt, sobald man ihnen Gutes hat erweisen können oder auch nur erweisen wollen. Der Heiland selbst liebt uns ja auch deshalb so warm, weil er uns so unendlich wohlgethan.“

„Wenn du das alles von dem heiligen Christ glauben kannst“, sagte Rahel, „warum kann ich es nicht? Ich möchte es jetzt doch gerne glauben, wie du.“

„Gott wird dir selbst dazu helfen, liebes Kind, wenn du ihm bittend entgegenkommst. Du mußt es nur recht von Herzen wünschen, dann hast du schon einen Theil davon.“

Rahel blickte eine Weile sinnend vor sich hin: „Du mußt mir alles erzählen, was du von eurem Christus glaubst“, sagte sie endlich, „eigentlich weiß ich doch noch nichts von ihm.“

Gertrud zog das Kind mit Innigkeit an sich, und die Hoffnung, hier einer Seele den Weg zum Licht zu zeigen,

verscheuchte alles eigne Wünschen, Fürchten und Hoffen, alle Gedanken, welche in diesen letztvergangenen Tagen beunruhigend in den stillen Frieden ihres Herzens gedrungen waren.

Jetzt hörte man aus dem Saal das erste Klingeln der Weihnachtsglocke. Während Vater und Mutter noch beschäftigt waren die letzte ordnende Hand an die Bescherung zu legen, trat Gertrud mit Rahel, die an ihrem Arm hing, zu dem Onkel und Georg, die bei spärlicher Beleuchtung in einem Nebenzimmer saßen.

„Jetzt wird sich's zeigen, wer von uns das artigste Kind gewesen ist“, sagte der Onkel scherzend; „ich glaubte, die stolze Kleine würde gar nicht mehr wiederkommen, so verächtlich sprach sie von der Bescherung.“

Gertrud fühlte Rahels Arm wieder zucken; in diesem Augenblick aber wurde noch einmal geklingelt, die Thüre des Saales ging auf, und im strahlenden Lichte stand der Christbaum da.

Wer unter allen, die den Weihnachtsbaum brennen sehen, hat nicht die Weihe des Familienlebens empfunden, welche die vielen kleinen Flämmchen zu eben so vielen Symbolen der kleinen Freuden macht, welche täglich und stündlich an dem immergrünen Baume des häuslichen Lebens flimmern und leuchten sollen! Wer hat nicht empfunden, wie der Weihnachtsbaum das ganze Jahr erhellt mit seinen Strahlen der Vorfreude und Nachfreude; wie er Segen spendet durch das liebevolle Bemühen, welches er hervorruft; wie er die Liebe der Zusammengehörigen pflegt durch den Dank, womit er die Herzen erfüllt!

Wohl dem Hause, wo man es versteht den Baum zu schmücken, wie das häusliche Leben. Es braucht nicht der schimmernden und blitzenden Dinge, welche die Gegenwart ihm

umhängt, weil ihr die Lichter nicht Glanz genug geben und weil der dunkle Hintergrund ihr nicht behagt; es braucht nicht der künstlichen Blumen und papiernen Ketten und Sterne, die den Baum dem Aushängeschild eines Ladens ähnlich machen und seinem dunkeln Grün stehen wie der bunte Maskeradenstaat einem freundlich ernstern Gesicht. Ließe man den Flitterstaat des zerstreuenden Weltlebens nicht in die Häuser bringen; schmückte man den grünenden Baum des Familienlebens mit den funkelnden Lichtern geistiger Freuden und mit den Früchten fröhlicher, tüchtiger Arbeit, dann brauchte es des Flitters der sogenannten Vergnügungen nicht, der Dinge nicht, die da glänzen, aber nichts werth sind, wonach die Kinder die Hände ausstrecken, die sie aber bald als leeren Schein wieder wegwerfen.

In seiner ursprünglichen Einfachheit, mit zahllosen Lichtern und rothwangigen Aepfeln stand der Baum auf einem großen Tische in der Mitte des Zimmers, hoch mit dem Gipfel, welcher nach Gertruds Anordnung ein leuchtendes Kreuz trug, bis an die Decke reichend. Ein freudiges Ah! war Rahels erster Ausruf; dann sah sie sich nach Gertrud um, die zu Vater und Mutter geeilt war und in ihren Armen den Namen des entfernten Bruders nannte. Der Dunkel stand ihnen zur Seite; es war die natürlich geschlossene Gruppe der Familie. Auf der andern Seite die beiden Fremden, das Mädchen und der Jüngling, von wohlwollenden Menschen zwar aufgenommen und liebevoll versorgt, dennoch allein in diesem Augenblicke. Georg fühlte das und seine Züge waren ernst; er zog sich zurück und lehnte seitwärts in einer Fensterbrüstung. Er dachte des Vaters in der einsamen Waldhütte!

In Rahel dagegen flammte die ganze Lebhaftigkeit ihrer Natur wieder auf. Man hörte einen Ausruf der Bewunderung nach dem andern. Dazwischen umarmte sie Gertrud, welche

sie nun an ihren Platz führte, wo sie zahlreiche Zeichen liebevoller Sorgfalt in allerlei schönen Gaben fand. Jetzt streckte Gertrud ihre Hand auch gegen Georg aus und winkte ihn an ihre Seite. „Hier ist Ihre Bescherung“, sagte sie, „mein Bruder ist nicht hier, Sie müssen seine Stelle einnehmen.“

Er näherte sich und sah einen Zettel mit seinem Namen auf einem ganzen Haufen nützlicher Dinge, die zu seiner Ausstattung für die Abreise gehörten. Dankend näherte er sich Frau von Norbach, der er die dargebotene Hand küßte, während sie die andere freundlich auf seine Schulter legte. „Du bleibst nun einmal unser Pflegesohn, mein Junge“, sagte Herr von Norbach, als Georg auch ihm danken wollte. „Nimm's an, wie die andern Kinder thun.“

„Mein Weihnachtsgeschenk“, sagte Gertrud leise, indem sie ein versiegeltes Papier unter die Sachen schob, die zu Georgs Bescherung gehörten. „Es würde sich hier nicht gut ausnehmen. Öffnen Sie es später und vergessen Sie nicht, daß Sie meines Bruders Stelle einnehmen!“

Georg wollte sprechen, sie aber legte den Finger an die Lippen und ging langsam und müde zu den Keltern hinüber an das andere Ende des Saales, von wo man sich an dem Anblicke des Baumes erfreuen konnte. Der Vater winkte sie an seine Seite und umfaßte sie zärtlich, als sie in den Lehnstuhl sank.

Onkel Gustav hatte Rahel unterdessen fortwährend beobachtet. Ihr Wesen war ihm noch in vieler Beziehung räthselhaft, während ihre Schönheit, die durch ihr leidenschaftliches Auffahren zuweilen noch erhöht schien, ihn immer wieder anzog. Er näherte sich ihr auch jetzt wieder und sah, wie sie die empfangenen Geschenke mit Wohlgefallen betrachtete.

„Nun, die verschmähten Gaben des heiligen Christ sind doch nicht so übel?“ sagte er lächelnd und hob ein Stück nach dem andern in die Höhe.

„An den Sachen liegt mir nichts“, erwiderte sie und trat zurück. „Ich freue mich nur über den schönen Baum.“

„So, so? Da könnten wir wohl ohne Weiteres die hübschen Dinge den Andern anbieten, denen sie mehr Freude machen.“

Rahel antwortete nicht mehr, wurde aber roth vor Zorn und hielt ein leichtes Zäckchen, welches sie noch eben mit Wohlgefallen betrachtet hatte, an eines der untern Richter des Baumes, indem sie rief: „Da haben Sie's!“

Im Nu fuhr die Flamme in das leichte Zeug, ergriff dann auch Rahels weiten Ärmel, in einer Sekunde auch ihr Kleid. Onkel Gustav stürzte auf sie zu, um die Flamme zu löschen; sie aber wandte sich heftig nach der andern Seite zu Georg, welcher zum Glück so viel Besinnung hatte, eine wollene Decke von einem nahen Tische zu reißen, von welchem ein paar Porzellanvasen klirrend zu Boden fielen, und sie um das Mädchen zu schlagen, dem die Flamme schon um das Gesicht spielte. In der Angst drückte sie den Kopf fest an Georgs Brust, und er hielt sie eng umfaßt, um das Feuer zu ersticken.

Unterdessen waren auch alle die andern unter dem Baume liegenden Sachen in Brand gerathen, und die Flamme erhob sich in einer prasselnden Pyramide bis an die Decke des Zimmers. Ein Schrei des Entsetzens tönte vom Ende des Saales herüber. Gertrud hatte aufspringen wollen und war ohnmächtig in des Vaters Arme gesunken. Von allen Seiten stürzte die Dienerschaft herbei. Das Feuer wurde mit einiger Anstrengung gelöscht; aber — das Schlimmste war geschehen. Die Angst, welche Gertrud ergriff, als sie die Flamme vor Rahel in die Höhe schlagen sah und Georg mit ihr hinter

derselben verschwand, hatte jene Wirkung hervorgebracht, vor welcher die Aerzte immer so ängstlich gewarnt hatten. Sie lag jetzt völlig regungslos, während die Mutter sich in athemloser Hast um sie bemühte. Dem Vater zog ein brennender Schmerz das Herz zusammen, als er sie hinsinken sah. Die Erinnerung an den Ausspruch der Aerzte fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele und lähmte alle seine Bemühungen um die Tochter. Der Dunkel stand wie versteinert daneben und suchte den Gedanken niederzukämpfen, daß sein kleiner Streit mit dem Kinde die Ursache alles Unheils gewesen. Rahel aber kniete laut jammernd vor dem Sopha, auf welches der Vater die noch immer leblose Gestalt seines Kindes niedergelegt hatte, und benetzte Gertruds herabhängende Hand mit ihren Thränen. Georg stand todtenbleich in einiger Entfernung und starrte auf die Gruppe.

Der noch eben in heller Weihnachtsfreude strahlende Saal war in wüster Unordnung. Der Baum, welchen man beim Köfchen vom Tische herabgerissen hatte, lag rauchend auf dem Boden, ein Theil der noch glimmenden Weihnachtsbescherung daneben.

„Sie schlägt die Augen auf!“ rief der Vater endlich. Ein tiefer Athemzug rang sich aus Gertruds Brust hervor, während sie ängstlich nach dem Herzen griff. Befremdet sah sie die Umstehenden an; „Georg! Rahel!“ rief sie darauf mit schmerzlich zusammengezogenen Brauen. Georg näherte sich und sie lächelte als sie ihn unverletzt sah; aber Rahels Anblick erschreckte sie aufs Neue.

„Ach du armes Kind“, rief sie, „wie siehst du aus!“ — Wirklich war das Mädchen arg entstellt: die schwarzen Loden waren an der einen Seite verbrannt, die übrig gebliebenen durcheinander gewöhlt. Eine große Brandwunde war an der

Schläfe sichtbar, das Gesicht halb geschwärzt. „Meine Schuld, meine Schuld!“ wiederholte sie fortwährend unter krampfhaftem Schluchzen. „Es ist ganz recht, daß es so fürchterlich schmerzt. Nun wirst du krank werden, und alles ist meine Schuld!“

Frau von Norbach hätte dieselbe Anklage ausgesprochen, wenn das Mädchen nicht schon so schmerzlich die Folgen ihrer kindisch raschen That empfunden hätte. Während sie sich noch um Gertrud bemühte, rief sie den Umstehenden zu, wie sie die Brandwunden zu behandeln hätten. Das Dienstpersonal lief hin und her, das Nöthige herbeizuschaffen, während Onkel Gustav in rasender Eile dahinjagte, den Arzt für Gertrud zu holen.

Unterdessen sollte die Kranke mit dem Sopha, auf welchem sie lag, in ihr eigenes Zimmer gebracht werden. Zwei Diener faßten das obere Ende, Georg trug am Fußende, der Vater ging zur Seite um sie in ihrer Lage zu erhalten. Gertruds Blick fiel auf sein Gesicht, über welches große Thränen rannen. „Vater, noch nicht!“ flüsterte sie und versuchte zu lächeln. Georg fühlte seine Kniee beben.

Nach langem, peinlichem Harren kam endlich der Arzt. Alles hing an seinen Mienen, als er an die Kranke herantrat. Bei aller Selbstbeherrschung, die lange Gewohnheit ihm gegeben, konnte er doch seine Besorgniß nicht ganz verbergen. Er wünschte allein zu bleiben, um seine Beobachtungen ungestört machen zu können. Der Vater ging langsam hinaus, nachdem er Gertruds bleiche Stirn mit seinen Lippen berührt hatte. Als er in den Saal hinaustrat und Georg ihm in gespannter Erwartung entgegenkam, breitete er seine Arme aus. Georg stürzte an seine Brust und Beide weinten bitterlich. Sie hatten das arme Kind nicht gesehen, welches vor Schmerz wimmernd in einer Ecke saß.

„Ich möchte zu Gertrud“, rief Rahel schluchzend. „Ich muß zu ihr, ich kann es nicht ertragen ohne sie!“ wiederholte sie in leidenschaftlichem Schmerze.

„Armes Kind!“ sagte Norbach, indem er zu ihr ging und seine Hand auf ihren herabgebeugten Kopf legte, „du wirst noch mehr ertragen müssen! Warte noch eine kleine Weile, dann gehen wir wieder zu Gertrud.“

„Was sagt der Doctor?“ fragte jetzt hastig hereintretend seine Frau, welche unterdessen das Nöthigste angeordnet hatte, und wollte in das Zimmer der Kranken eilen.

„Laß sie noch ein wenig allein, liebe Louise,“ sagte Norbach und versuchte ruhig zu scheinen. „Bleibe hier bei uns, wir sitzen alle zusammen. Da kommt auch der Bruder!“ Er reichte ihm die Hand und drückte die seine bedeutungsvoll. „Wir bleiben hier bis der Doctor kommt.“

So saßen sie lange, und Niemand sprach mehr als einige halbblaute Worte. Endlich trat der Arzt aus dem Krankenzimmer. Er war sehr ernst und hatte auf die ängstlichen Fragen der Mutter kein tröstliches Wort zu sagen. Der Vater fragte nicht mehr. Jetzt gingen beide Aeltern zu der Tochter. Der Arzt hatte kopfnickend die Erlaubniß dazu gegeben.

Rahel war unterdessen vergessen. Da fielen Georgs Blicke auf das Kind, welches noch immer in einer Ecke saß und den Kopf mit beiden Händen wiegte. Er machte den Arzt auf sie aufmerksam. Die Brandwunden wurden untersucht und nicht unbedeutend gefunden. Rahel litt den Verband und schien überhaupt den äußern Schmerz gering zu achten gegen die innere Qual, welche sie fast überwältigte. Georg suchte ihr mitleidig Trost zuzusprechen; aber das vermehrte nur die Heftigkeit ihrer Vorwürfe gegen sich selbst.

„Da wird wohl eine Erinnerung an den heutigen Abend

bleiben“, sagte der Arzt, sich zu Onkel Gustav wendend, nachdem er seine Verordnungen gemacht hatte. Die näheren Umstände des Vorfalles, welcher so folgenschwer die Weihnachtsfreude unterbrochen hatte, waren ihm schon unterwegs mitgetheilt worden. Die beiden Männer gingen jetzt in ernstem Gespräch in das anstoßende Zimmer.

Georg blieb an einem Fenster des Saales stehen und sah in die graue Nacht hinaus. Der Mond war vollständig von Schneewolken bedeckt, kein einziger Stern sichtbar. Auch in sein Herz wollte kein Hoffnungsstrahl fallen. Es war ihm, als sollte er, nun erst völlig allein, in das öde Leben hinaustreten, ohne jenes Bewußtsein, welches ihn so tröstlich bisher begleitet hatte, daß ein liebevolles Auge ihm auf seiner Bahn folgte.

Unterdessen war die Dienerschaft erschienen, um der wüsten Unordnung im Saale ein Ende zu machen. Beim Fortschaffen der halbverbrannten Sachen fand sich unter wollenen Stoffen, welche nicht so leicht Feuer gefangen hatten, jenes Papier noch unverfehrt, welches Gertruds Weihnachtsgeschenk für Georg enthielt. Ein Diener reichte es ihm, nachdem er die Adresse gelesen. Es enthielt eine Banknote und die Worte: „Lieber Georg, wenn Sie mein Bruder sein wollen, darf ich Ihre Sorgen theilen. Die kleine Summe ist für Ihren Vater bestimmt. Benutzen Sie dieselbe, wie es Ihnen gut scheint.“

Gertrud hatte in weiblichem Zartgefühl errathen, daß Georg von den Mitteln, die zu seiner Existenz ausgesetzt waren, nichts als sein volles Eigenthum betrachtete. Dieses Errathen seiner innersten Gedanken rührte ihn tief. Eine unendliche Sehnsucht zog ihn zu ihr. Warum hatte er ihr nicht noch mehr gesagt, als er vor einigen Stunden allein ihr gegenüber stand? Warum ihr nicht sein ganzes Innere offen dargelegt, daß sie daran erkenne, wie sein Gefühl für sie alles in sich

schließe, was andere Jünglinge mit tausend Banden an Heimath und Familie fesselt.

Der Abend verging in unheimlicher Stille. Der Arzt ging öfters in das Krankenzimmer, die Aeltern verließen es kaum. Die Nacht indessen, während welcher niemand ein Auge geschlossen hatte, verging ruhiger als man erwarten durfte.

Es war ein gar ernster Tag in diesem Hause, der sonst so heitere Weihnachtstag. Gegen Abend waren die grauen Schneewolken weggezogen und ein matter Strahl der untergehenden Winter Sonne fiel röthlich auf die Wand in Gertruds Zimmer, ihrem Bette gegenüber. Rahel war allein bei der Kranken. Sie saß auf einem Schemel, ganz nahe bei dem Lager und hatte die verbundene Stirn auf dasselbe gelegt. Gertrud ließ ihre Hand sanft auf dem Kopfe des Mädchens ruhen. „Rahel“, sagte sie endlich leise, „hast du auch recht daran gedacht, daß heute Weihnachten ist?“

„Ach! ich kann gar nichts Anderes denken, als daß du krank bist und daß ich die Schuld daran trage!“ rief Rahel, und wieder traten ihr die Thränen in die vom vielen Weinen schon gerötheten Augen.

„Nicht doch“, erwiderte Gertrud. „Wäre ich nicht schon krank gewesen, so hätte mir der kleine Unfall nicht geschadet. Siehe, Rahel“, fuhr sie fort, „ich bin recht krank und doch habe ich Weihnachtsfreude. Wüßtest du, was für ein herrliches Fest wir Christen damit feiern, du hättest eine rechte Sehnsucht unsere Freude zu theilen. Sage mir heute, hast du noch immer kein Verlangen unsern Glauben näher kennen zu lernen? Fühlst du noch immer dasselbe Widerstreben Christin zu werden?“

„Ja, wenn ich mit dir leben und sterben könnte!“ erwiderte Rahel und drückte ihre heißen Lippen auf Gertruds Hand. „Ich möchte so werden wie du! Aber das kann ich niemals, niemals!“

„Willst du mir wenigstens versprechen, dich in unserer Religion unterrichten zu lassen, unsern Heiland und seine Lehre kennen zu lernen? Ich kann es dir jetzt sagen, wie sehr deine verstorbene Mutter gewünscht hat, du möchtest dich wieder dem von ihr verlassenen Glauben zuwenden, wie sie gehofft hat, du würdest bei uns Liebe für das Christenthum gewinnen.“

„Wenn alle Christen wären wie du“, sagte Rahel. „Du verachtest auch die Juden nicht. Wenn aber so von den Juden gesprochen wird, wie ich es so oft gehört habe, dann will ich gerade Jüdin bleiben.“

„Siehst du“, sagte Gertrud, und ihre Stimme wurde noch leiser, — „es ist möglich, daß ich nicht lange mehr hier bleibe. Ich bin recht krank und es wäre mir ein großer Trost, zu denken, daß du bei den Aeltern bleibst — wenn ich gehe.“

Rahel brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und verbarg ihr Gesicht in den Decken des Bettes. Gertrud lag eine Weile schweigend und mit geschlossenen Augen. Endlich sagte sie: „Willst du mir eine Freude machen, so spiele das schöne Lied: „Wie schön leuchtet der Morgenstern.“ Vor einigen Tagen hörte ich es von dir.“

Rahel stand auf, um zu gehen, wandte sich aber noch einmal und sank vor dem Bette auf die Kniee, flüsternd: „Ich will ja alles thun, was du willst, alles, alles!“

Sie ging hinaus, und in vollen Accorden hörte Gertrud die herrliche Melodie erklingen. Der Vater kam aus seinem Zimmer, in welches er sich für einige Augenblicke zurückgezogen hatte, um Fassung zu gewinnen, zu der Kranken zurück, welche auch die Mutter dringend gebeten hatte, ein paar Stunden auszurufen. Er fand Gertrud mit gefalteten Händen liegen, den matten Blick dem Fenster zugewandt, durch welches sie in das allmählig verschwindende winterliche Abendroth schaute.

„Morgen leuchtet wieder das Morgenroth, Vater“, sagte sie und führte seine Hand, mit welcher er nach ihrem Puls gefühlt, an die Lippen. „Jetzt ist mir viel wohler. Wenn der Anfall wiederkehrt, wirst du bei mir sein, nicht wahr?“

Der Vater nickte schweigend und setzte sich nieder. Das Zimmer wurde immer dunkler. Ganz leise und abgebrochen sprach die Kranke noch mehrmals. Der Vater hatte immer nur ein stummes Kopfnicken. Noch manchen still gehegten Wunsch legte sie ihm ans Herz, Wünsche frommer Liebe und Sorge. „Vater“, sagte sie endlich stockend, „könnte der Georg nicht einen Theil davon bekommen, was du mir einmal zuwenden würdest, wenn ich noch lange lebte? Es wäre so schön, wenn er auch ein Eigenthum hätte. Es muß sehr schwer sein, immer in Abhängigkeit zu leben.“

„Mein Kind, mein Liebstes, brich mir nicht das Herz“, sagte der Vater mit bebenden Lippen. „Ich verspreche dir das Eine: alle die du lieb hast, sollen dich segnen, lebend oder — —“

„Danke, Vater, danke! der Georg aber besonders. Du weißt nicht — wie lieb ich ihn gehabt habe. Auch für Rahel werdet ihr sorgen, nicht wahr? Sie will sich taufen lassen, behaltet sie bei euch, wenn ihr könnt.“

Der Vater gab wieder ein Zeichen des Bejahens. Gertrud lag nun in stillem Frieden. Sie sprach an dem Abend wenig mehr. Leise gingen die Thüren aus und ein; im ganzen Hause hörte man kein lautes Wort, keinen lauten Schritt. So verging auch noch die zweite Nacht und ein Theil des folgenden Tages. Als es wieder Abend wurde, war ihre sanfte Seele dem Körper entflohen.

Siebentes Kapitel.

Am letzten Tage des Jahres brannten die Lichter noch einmal, wie an dem verhängnißvollen Christbaum, an einer ganzen Reihe von Tannenbäumen, welche im Saale aufgestellt waren. Ein Sarg, auf dem grüne Kränze lagen, stand in der Mitte und viele trauernde Menschen umher. Die gebeugten Aeltern, denen die Freude ihres Lebens dahingesunken war, trugen den Schmerz stille, wie man es thut in der zweiten Hälfte des Lebens. Die Jugend aber glaubt das Unerhörte zu erfahren, wenn ihr der Gegenstand entrisen wird, an den sie das Herz gehängt, wenn das Band zerreißt, durch welches sie sich für die Ewigkeit mit dem geliebten Wesen verbunden glaubte.

Georg empfand jenen brennenden Schmerz, der ihn erst recht zum Bewußtsein der ganzen Größe seines Verlustes kommen ließ. Gertruds Erscheinung hob sich für ihn in jene Lichtregion, an welche kein irdisches Wünschen und Begehren mehr reicht; er meinte aber auch sein Herz für immer jenen veredelnden Gefühlen verschlossen zu haben, wie sie Gertrud in ihm geweckt und genährt, jenen Gefühlen, die in der idealen Welt beginnen und mit der Leidenschaft endigen. So stand er an Gertruds Sarge, als wäre nun des Lebens besserer Theil schon zu Ende und es bliebe nur die Zeit des Strebens und Ringens, des Wirkens und Schaffens für Andere, ohne eignen Antheil und eigne Hoffnung.

Wie fühlt sich die Jugend dem Ende des Lebens so viel

näher, als das reifere Alter; wie ist sie scheinbar so viel schneller bereit die eignen Ansprüche an Glück und Freude aufzugeben, wenn das Leben kaum angefangen hat ihr seine Geheimnisse zu erschließen! Wie viele dachten schon in der schönsten Frühlingszeit des Lebens, wenn eine einzelne Hoffnung ihnen fehlte: „Ich wollt' es wäre Schlafenszeit und alles wäre aus!“ — und sie haben seitdem doch noch mehr als einmal einen neuen Morgen jubelnd begrüßt und sich auch wieder getäuscht, aber sich doch immer weniger nach der Schlafenszeit gesehnt, weil sie ihnen so sicher näher rückte!

Rahel weinte sich täglich die Augen roth und quälte sich unablässig mit Vorwürfen, daß sie die nächste Veranlassung zu dem über das Haus gekommenen Unglück gewesen. Vergebens sagte man ihr zum Trost, daß Gertruds Gesundheitszustand schon seit längerer Zeit alles fürchten ließ; sie blieb dabei, daß sie ihren Tod herbeigeführt habe und daß Jedermann im Hause sie jetzt hassen müsse. Statt aber, wie sonst, in dieser Voraussetzung die Berechtigung zu eigener Feindseligkeit zu finden, nahm sie jetzt als verdiente Strafe geduldig hin, was sie als Gleichgültigkeit oder Unfreundlichkeit auslegte. Sie hatte bisher nie daran gedacht nach den Wünschen und Bedürfnissen Anderer zu fragen; jetzt zeigte sich zunächst das Bestreben, dem betrübteten Aelternpaar irgend eine kleine Mühe unbemerkt abzunehmen, irgend einen kleinen Dienst zu verrichten. Sie blieb dabei zurückhaltend und scheu und ließ sich nur selten bewegen, längere Zeit in der Gesellschaft der Uebri- gen zu bleiben. Wenn, wie es in der nächstfolgenden Zeit oft geschah, theilnehmende Freunde und Bekannte das Haus besuchten, bat sie oft mit Thränen, man möge sie nicht zwingen sich zu zeigen.

Dem Onkel Gustav war ihr Zustand am verständlichsten,

da er ähnliche Gedanken zu überwinden hatte. Vergeblich wiederholte er sich, daß in Gottes Weltordnung die unbedeutendste Handlung unseres Lebens der Ausgangspunkt wichtiger Ereignisse werden kann, für die wir die Verantwortung nicht mehr zu tragen vermögen; er hätte dennoch Jahre seines Lebens hingegeben, wenn er jene Herausforderung des kindischen Zornes seiner kleinen Gegnerin hätte ungeschehen machen können. Das tiefste Mitleid zog ihn jetzt zu dem Kinde, welches mit der noch nicht geheilten Brandwunde im Gesicht, mit dem der verbrannten Locken wegen fast geschorenen Kopfe und dem scheuen Blick der rothgeweinten Augen ein immerwährender stiller Vorwurf für ihn war; aber wenn er sich ihr nähern wollte, wich sie ihm aus, ohne jedoch, wie früher, in Blick und Wort übermüthigen Trotz zu zeigen.

Georg war jetzt der Einzige, zu dem Rachel hätte Vertrauen fassen können. Seit sie an seiner Brust die drohende Flamme verlöschen gefühlt hatte, war ihr zu Muth, als könnte er ihr auch ferner Schutz und Beistand gewähren, und sie hätte sich ihm genähert, wenn er in seiner eignen tiefen Niedergeschlagenheit ihre schüchternen Versuche bemerkt hätte.

In den Tagen, da es in Waldhof kein anderes Gespräch gab als Erinnerungen an die Verstorbene, eröffnete Herr von Norbach Georg, was sie für ihn gewünscht und erbeten. Der Vater fand einen schmerzlichen Trost darin, bis ins Einzelne alles auszuführen, was die geliebte Tochter jemals gewünscht und begonnen. War sein Vermögen doch für den einzigen Sohn ein mehr als reichliches Erbe. Georg sollte nicht nur die für die Studienzeit nöthigen Mittel jetzt selbständig besitzen; er sollte auch die Möglichkeit haben, sich nach Vollendung derselben für den erwählten Beruf in jeder Weise vorzubereiten. Eine längere Reise ins Ausland sollte für ihn den Ueber-

gang zu dem thätigen Leben des männlichen Alters vermitteln und ihm an Welt- und Menschenkenntniß zuführen, was er zur Vollendung der eignen Bildung wie für seinen dereinstigen Wirkungskreis bedürfen würde.

Was zu jeder andern Zeit, auf andere Weise empfangen, Georg als der überraschendste Glückswechsel erschienen wäre, machte jetzt seinen Schmerz nur noch tiefer. War aus der Welt, die ihn jetzt so reizlos anschaute, für ihn doch die Seele gewichen, die im Scheiden noch die Fülle der liebevollsten Sorgfalt über ihn ausgeschüttet hatte. Durch das Erbe, welches ihn zu einem unabhängigen Menschen machte, fühlte er sich zugleich vereinzelt. Er hörte dadurch auf, der Gegenstand der Sorge noch lebender Menschen zu sein. Es mußte sich für die Zukunft, das fühlte er, allmählig auch das Band lösen, welches ihn jetzt noch an dieses Haus, an diese Familie knüpfte. So warm auch die Dankbarkeit für alles, was er hier empfangen, in seinem Herzen lebte, mußte er hier doch allmählig ein Fremder werden. Frau von Norbach hatte aus Pflichtgefühl für ihn gesorgt, ihr Gemahl aus Liebe für die Tochter deren Schützling in jeder Weise gefördert; Paul aber hatte ihm nie nahe gestanden und war ihm jetzt durch die Entfernung noch mehr entfremdet.

Langsam schlichen die Tage der Trauer dahin; endlich kam der Zeitpunkt, da Georg zur Universität abreisen sollte. Er war am Vorabend noch bei dem Vater gewesen um Abschied zu nehmen. Es war ihm jetzt möglich, denselben mit den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu umgeben, für welche er allein empfänglich war. Herr von Norbach wollte dem noch rüstigen Manne zu einer Art von Thätigkeit verhelfen, indem er ihm einen besonderen Theil des Waldes zur Ueberwachung anwies. Mit dem nächsten Frühling sollte er

daher ein tiefer im Walde liegendes Häuschen beziehen. Georg mußte sich sagen, daß dies die wünschenswertheste Stellung für ihn sei, da außer ihm noch ein Knecht mit Weib und Kind das kleine Gebäude bewohnen und auch die Besorgung seines kleinen Haushalts übernehmen sollte. Nach seiner Weise befriedigt, sah der Vater den Sohn scheiden, der ihm bis zuletzt als eine fremdartige Natur gegenüber gestanden hatte.

Auch von dem guten Hartmann hatte Georg schon Abschied genommen, an den ihn ein herzliches Gefühl der Dankbarkeit knüpfte und den er auch in den traurigen Weihnachtstagen häufig besucht hatte. Der brave Schulmeister konnte in dem Ausbau seiner Häuslichkeit, in der Freude an seinen Kindern, in dem sichtbaren Glücke seines in voller Gesundheit thätig wirkenden Weibes ohne Bedauern die Reime des Ehrgeizes erstickend sehen, welcher auch ihm einst eine andere Laufbahn vorpiegelte. Sein Wirken in der Gemeinde wurde von Norbach bereitwillig unterstützt, und es zeigten sich bereits erfreuliche Früchte desselben. An den weitem Fortschritten und der Entwicklung seines ehemaligen Zöglings nahm er den lebhaftesten Antheil. Georg wurde dagegen durch Hartmanns wissenschaftliche Aufmerksamkeit oft angeregt, die neuen Gebiete des Studiums, die sich ihm mit jedem Jahre eröffneten, auch diesem in gedrängter Uebersicht einigermaßen zugänglich zu machen.

Dagegen war der Schullehrer für Georg der Vermittler, der ihn mit dem eigentlichen Volksleben, mit dem Ideenkreise des Bauernstandes in Verbindung erhielt. Oft hatten beide in ernstern Gesprächen die ferne Möglichkeit besprochen, daß Georg einmal in dem zu erwählenden Berufe den ehemaligen Standesgenossen die Schuld zahlte, welche er dadurch auf sich genommen zu haben glaubte, daß er ihrer Gemeinschaft sich entzogen hatte. Was er an geistigen Gütern dafür erwor-

ben, sollte, das war sein Zukunftstraum, einmal denen zu gute kommen, welchen er durch seine Abkunft angehörte.

Als Georg, aus dem Schulhause zurückkehrend, wieder in das Haus trat, klang aus dem Saale ganz leise die Melodie: „Wie schön leuchtet der Morgenstern.“ Er trat hinein und sah Rahel am Klavier sitzen, den Kopf auf den linken Arm gestützt, während sie mit der rechten Hand die Töne des Liedes spielte. Stundenlang konnte sie jetzt so sitzen und die Melodie verschiedener Choräle spielen; auch sah man sie wohl zuweilen in Gertruds Gesangbuche nach den Worten zu ihren lieben Melodien suchen. Als Georg hereintrat, hörte sie auf zu spielen und sah ihn schweigend und fast finster an.

„Wiederholen Sie mir doch zum Abschiede noch einmal dieses Lied“, bat Georg und blieb vor ihr stehen.

„Nun werden Sie auch fortgehen“, sagte Rahel, „und es wird hier immer stiller werden, immer stiller und einsamer. Zuletzt bleibe ich ganz allein mit Gertruds Aeltern, die so traurig sind und doch gewiß immer daran denken, daß ich die Schuld an dem Unglück trage und daß das Judenkind ihnen nichts als Unheil gebracht hat!“

„Sie quälen sich ohne Unterlaß mit diesen Gedanken, Rahel, und Sie thun sehr unrecht daran. Wenn Sie sich jetzt fremder hier fühlen als sonst, so kann ich das sehr gut begreifen, denn mir ist's ebenso um's Herz. Wir fühlen beide, daß wir nicht den allerkleinsten Theil der Lücke auszufüllen vermögen, welche der Tod gerissen. Wir empfinden das noch neben unserem Schmerz, und das macht uns zuweilen bitter.“

„Mich hat aber niemand, niemand mehr ein wenig lieb! Ich kann das nicht lange ertragen!“ rief Rahel leidenschaftlich und verfiel in heftiges Schluchzen. Sie verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen und stützte die Stirn auf das Notenpult.

Georg war von Mitleid gerührt. „Armes Kind!“ sagte er und stand eine Weile schweigend vor ihr. „Haben Sie denn auch selbst noch jemand lieb?“ fragte er dann. Rahel sah auf zu ihm und der ernste Ausdruck seines Gesichts erinnerte sie daran, daß auch er einsam und verlassen war.

„Sie haben doch noch Ihren Vater“, sagte sie endlich, „mir sind beide Aeltern gestorben.“

„Armes Kind“, erwiderte er, „daß auch ich Ihnen noch beneidenswerth erscheine! Fassen Sie Muth, Rahel! Gertruds Aeltern werden Sie lieb gewinnen, wenn Sie nur süßsam und sanft sein wollen. Es ist doch sehr gut, daß jemand bei ihnen bleibt, da Paul nicht kommen soll. Sie werden noch oft so traurig sein wie heute, noch oft denken, daß niemand Sie mag. Versuchen Sie dann recht viel für Andere zu thun und zu sorgen. Das kann auch ein Kind, das that Gertrud schon in Ihrem Alter. Glauben Sie mir, das wird helfen.“

„Wenn Sie doch wenigstens hier bleiben könnten!“ sagte Rahel.

„Ich wäre Ihnen ein schlechter Gefährte“, erwiderte er traurig lächelnd. „Jetzt werden wir uns lange nicht sehen, und wenn Sie wieder heiterer sind, werden Sie mich auch eben so wenig gern haben wie früher. Ich nehme Ihnen das auch nicht übel und wünschte von Herzen, daß Sie nicht so allein bleiben, weil Sie so viel verloren haben.“

„Warum auch der Paul nicht kommen soll!“ rief Rahel. „Er war immer so angenehm in Berlin. Wenn er käme, wäre es nicht so schrecklich stille hier.“

Georg schwieg; er wußte, weshalb Paul nicht kam.

Herr von Norbach hatte beschlossen in Begleitung seiner Frau und Rahels Waldhof für längere Zeit zu verlassen und

ins Ausland zu gehen. Das Bedürfniß den Sohn wiederzusehen, in seiner Nähe zu leben, war bei der Mutter jetzt lebhafter als jemals; den Vater brachten noch andere Gründe dazu. Er hatte zu spät seine Aufmerksamkeit der Erziehungs- und Unterrichtsweise zugewandt, welche Herr Weiß bei seinem Sohne in Anwendung gebracht, zu spät erkannt, daß von wachsendem Interesse an den Wissenschaften sich keine Spur zeigte, die Neigung zu Gemächlichkeit, Vergnügen, zu dem oberflächlichsten Lebensgenuß dagegen immer mehr hervortrat. Der früher von dem Vater gehegte Wunsch, ihn in den heimischen Lehranstalten den regelmäßigen Gang nehmen zu lassen, fand in dem Mangel tüchtiger Vorbereitung unerwartete Hindernisse. Das vorgerückte Alter des Jünglings ließ ihm den Eintritt in eine der untern Klassen zu demüthigend erscheinen; so erlangte er endlich von dem Vater die Zustimmung zu seinem Wunsche, eine landwirthschaftliche Anstalt in Deutschland zu besuchen, um sich dort zu seinem künftigen Berufe, der Verwaltung der väterlichen Güter, vorzubereiten.

Der Vater hatte im Laufe der Jahre den Maßstab, welchen er selbst noch aus Deutschland mitgebracht, nicht mehr anwendbar gefunden und theilte jetzt in Bezug auf die Bildung der jüngeren Generation seiner Standesgenossen die allgemeine Resignation, indem er sich damit beruhigte, daß man ein tüchtiger Landwirth sein könne auch ohne gelehrte Bildung. Man hatte sich freilich damals schon gewöhnt mit dem Worte „gelehrt“ alles zu bezeichnen, was sich irgend über das Wissen des Schulknaben erhob.

Während des letzten Winters, als schon die Sorge um die Tochter das Herz der Aeltern drückte, liefen Berichte über den Sohn ein, welche ihnen das Herz noch schwerer machten. Mit der Abneigung gegen jede ernstere Beschäftigung war den

Versuchungen, welche den Vermögenden von allen Seiten loften, Thür und Thor geöffnet. Andere leichtsinnige junge Leute drängten sich an ihn. Anfangs konnte man die Zerstreuungen, denen sie sich hingaben, noch harmlos nennen; Paul aber sah sich veranlaßt mehr Ausgaben zu machen, als der ihm ausgesetzte Wechsel gestattete. Um die entstandenen Lücken ausfüllen zu können, versuchte er zu spielen, gewann anfangs, spielte weiter und erfuhr dann den Glückswechsel, welcher schon Tausende ins Verderben gezogen. Das erste Mal, als er diese Erfahrung machte und seine Baarschaft zu gering war, um die Spielschuld zu bezahlen, fand er in der Entfernung von den Aeltern den Muth, den Fehltritt zu gestehen. Auf der Mutter Drängen folgte die Hülfe schneller, als er selbst zu hoffen gewagt hatte. Die brieflichen Vorstellungen des Vaters wirkten zwar für kurze Zeit, doch bald kamen Berichte dritter Personen an die bekümmerten Aeltern. Es sollten neue Schulden bezahlt werden; zugleich flöhte der Umgangskreis, in welchem Paul sich bewegte, ernstliche Besorgnisse ein.

Weihnachten mit dem plötzlich hereinbrechenden Unglück war gekommen. Die tiefgebeugten Aeltern klammerten sich mit der ganzen Hoffnungsbedürftigkeit der menschlichen Natur an das einzige noch lebende Kind. Sie wollten den Sohn anfangs kommen lassen, bedachten aber doch später, daß damit eine weitere noch mögliche Ausbildung abgeschnitten war, und entschlossen sich zu ihm zu gehen, in seiner Nähe den Schmerz um die Verlorene zu tragen, sich ihm auf dem abschüssigen Wege, den er betreten, entgegenzuwerfen, ob er vielleicht sich halten ließe.

Rahel sollte als Gertruds Vermächtniß mit ihnen gehen. In Deutschland sollte sie christlichen Religionsunterricht und endlich die Taufe empfangen, die sie jetzt selbst begehrte. Der

mächtige Eindruck, den der Trauerfall auf sie gemacht, der Verlust des Wesens, das sie mit der ganzen Heftigkeit ihrer leidenschaftlichen Natur geliebt htte, der innerlich nagende Vorwurf, daß ihre Unbesonnenheit das Unglück beschleunigt, wenn nicht herbeigeführt hatte, ließ sie eine brennende Sehnsucht nach dauerndem Trost empfinden. Sie hatte gesehen, in welchem himmlischen Frieden Gertrud dem letzten Augenblick entgegengegangen war; sie sah täglich, wo die trauernden Aeltern Trost suchten und fanden, und setzte nun auch ihre ganze Hoffnung auf denjenigen, der versprochen die Mühseligkeiten und Beladenen zu erquickten.

Georg bezog die Landesuniversität. Die Erlebnisse der letztvergangenen Zeit waren nur zu geeignet ihn zurückzuhalten, selbst wenn sein Temperament ihn getrieben hätte, sich mit voller Jugendlust an der nengewonnenen Freiheit in den Strudel des Studentenlebens zu stürzen. Er nahm auf Konrad Bornhofs Zureden so viel Theil an dem öffentlichen Leben der Studentenwelt, als für die Zukunft durchaus nöthig erschien, wahrte sich aber dagegen das Recht, Versammlungen zu bloß geselligen Zwecken nur so oft zu besuchen, als Neigung und Stimmung ihn treiben würden.

Hier, wie früher auf dem Gymnasium, wurden zuweilen spottende Stimmen laut, welche die Ausnahmestellung nicht gestatten wollten, fanden aber Widerspruch bei vielen der bisherigen Bekannten Georgs und wirkten nicht wie sonst wohl nachtheilig, weil die Freundschaft Bornhofs, der allen Forderungen an Studentenansehn entsprach, ihn vor dem Rufe, ein bloßer Bücherwurm zu sein, schützte.

Georg hatte den Freund in der Ferienzeit nicht gesehen, obgleich dessen väterliches Gut nur wenige Meilen von Wald=

hof entfernt lag. Die Besitzer beider Güter hatten keinen unmittelbaren Verkehr mit einander, was sich noch aus jener Zeit herschreiben mochte, da der Waldhöfische nicht geneigt sein konnte, Frau von Bornhof, den Gegenstand seiner lange genährten Neigung, als das Weib eines Andern zu sehen. In späteren Jahren fand sich weder in dem Charakter noch in den Interessen beider Männer jene Uebereinstimmung, welche ein freundschaftliches Band zwischen ihnen hätte knüpfen können. So war denn auch Konrad Bornhof ganz fremd im Norbachschen Hause; Georg aber hatte ihn wegen der eingetretenen Ereignisse nicht besuchen können, wozu Konrad ihn eingeladen, obgleich sein Vater solche „demokratische Freundschaften“ nicht eben sehr gern sah.

Georgs lettische Herkunft war in keiner Weise ein Grund zu irgend einer Zurücksetzung auf der Universität. Ist doch die Studentenzeit die einzige im Männerleben, in welcher die Träume von jener Gleichheit zur Wirklichkeit werden, die man vergeblich in das bürgerliche Leben einzuführen sucht, von jener Gleichheit, welche keinem äußeren Verhältniß gestattet, einen Einfluß zu gewinnen, wie er nur der Persönlichkeit zugestanden wird. Das ist, neben dem wissenschaftlichen Gewinn, die segensreichste Einwirkung auf das spätere Leben, von welcher auch diejenigen noch Vortheil ziehen, die sich jenes Gewinnes nicht rühmen können. Wo die Söhne eines Landes eine solche Zeit mit einander verlebt haben, wird sich das Band der Zusammengehörigkeit nie ganz zerreißen lassen, wie ungleich auch später die Verhältnisse sein mögen.

Weniger befriedigt in dieser Beziehung als Georg, waren die beiden Brüder Grünthal. Diese fanden, auf der Universität nicht weniger als auf der Vorschule, die Ausgezeichneteren und Angeseheneren unter ihren Genossen wenig geneigt nähe-

ren Umgang mit ihnen zu pflegen. Was in ihren abstoßenden persönlichen Eigenschaften seinen Grund hatte, schoben sie auf den Gegensatz der Nationalitäten, auf den Hochmuth der Deutschen den Letten gegenüber. Sie versuchten durch sogenanntes flottes Leben und bedeutenden Geldaufwand eine Rolle zu spielen, doch brachten sie es nur dahin, daß der weniger gesinnungstüchtige Theil der Landsleute sie benutzte, ohne sie deshalb mehr zu schätzen.

Der ältere der beiden Brüder, von welchem der andere sich eigentlich nur leiten ließ, war nicht ohne bedeutende Gaben. Auf dem Gymnasium waren seine Fortschritte rasch gewesen, und die Lehrer hatten nicht Ursache gehabt an seinem Betragen als Schüler viel auszusetzen. Sein Verhältniß zu den Kameraden war Sache der jungen Leute geblieben. Er war, was die geistigen Waffen betraf, kein zu verachtender Gegner, und Bornhof, welcher unter den Studenten bald eine hervorragende Stellung hatte, fand keine Ursache ihn bei irgend einem Conflict zu schonen. Wenn das arrogante Wesen der beiden Brüder die Landsleute ärgerte, mochte wohl Mancher eine Anspielung auf frühere Umgangskreise nicht unterdrücken, um sie in die Schranken der feineren Sitte zurückzuweisen. Dies wurde von ihnen aber stets als Beweis nationaler Feindseligkeit ausgebeutet und in diesem Sinne mehreren andern Studenten lettischer Herkunft dargestellt, um diese als Partei um sich zu schaaren.

Georg hielt es anfangs für seine Pflicht sich dem Umgange auch dieser Stammesgenossen nicht zu entziehen. Er versuchte es mit Gründen, die er in der eignen Lebenserfahrung gefunden, die feindliche Gesinnung, welche sich immer mehr festzusetzen drohte, zu bekämpfen. Wie es Vermittlern zu geschehen pflegt, wurde er von der Partei, welche er zu

versöhnen strebte, für unaufrichtig angesehen, während er von der entgegengesetzten Seite den Vorwurf hörte, daß er zu viel Zugeständnisse mache.

„Du verlierst Zeit und Mühe mit den Leuten“, sagte Bornhof eines Tages zu Georg, als von dem Treiben der Brüder Grünthal und ihrer Anhänger die Rede war.

„Und doch“, erwiderte Georg, „kann ich das Gefühl nicht unterdrücken, daß ich mich einer gewissen Untreue schuldig mache, wenn ich ihre Ideen und Bestrebungen gar nicht theile. Wenn sie von Belebung des Nationalgeistes sprechen, brauchen sie dieselben Ausdrücke, welche der Deutsche dem Fremden gegenüber im Munde führt. Ich weiß, daß sie Unrecht haben, und kann doch den eignen Wunsch nicht unterdrücken, mich ganz einer Nation angehörig zu fühlen.“

„Ich begreife sehr gut den Widerspruch, in welchen man geräth, wenn man die Sehnsucht, sich als Theil eines großen Ganzen zu fühlen, in seinen Verhältnissen nicht befriedigt findet. Wir leiden in gewissem Sinne alle darunter. Wie der Letzte Nationalgefühl haben möchte, und doch keiner eigentlichen Nation angehört, so möchten wir baltische Deutsche Vaterlandsgefühl haben und schwanken zwischen der Scholle, die wir als Colonisten erworben haben und dem großen Staate, dem wir angehören. Sollte uns da nicht unsere beiderseitige unbefriedigte Sehnsucht zu einer Gemeinschaft vereinigen? — sollten wir uns nicht wenigstens als Landsleute, als Kinder eines Bodens eins fühlen? Und wenn von der Muttersprache die Rede ist, haben wir nicht fast alle in den ersten Lebensjahren mit unsern Müttern nur lettisch gesprochen? Da seid Ihr“, schloß Bornhof lächelnd, „uns in späteren Jahren dafür doch schuldig, auch unserer Sprache die Ehre zu geben.“

„Diese Genugthuung habt Ihr freilich in reichlichem

Maße“, erwiderte Georg, „denn auch in jenen Kreisen, die das gebildete Lettenthum vertreten wollen, wird nicht vorzugsweise lettisch gesprochen.“

Durch Georgs ganze Studienzeit zog sich dieser Zwiespalt, der zwar nicht zu einer völligen Aussonderung der Vertreter des Lettenthums führte, die Stellung derjenigen aber sehr schwierig machte, welche die Einigkeit der Landsleute erhalten wissen wollten. Georg fand einen Ersatz für manches daraus hervorgehende Mißverhältniß in seinem wachsenden Eifer für das Studium, welches er erwählt hatte und welches ihn in den Stand setzen sollte, dereinst in der Zeit männlichen Wirkens seinem Volke den wahren Weg einschlagen zu helfen, so daß die Errungenschaften aller Völker zu seinem Eigenthum würden, statt aus dem Boden einer kümmerlichen Nationalität eine Ernte zu erwarten, wo nicht gesät war.

kehrte Georg in den ersten Studienjahren während der Ferien nach Kurland zurück, so verbrachte er dieselben, da Norbachs im Auslande blieben, theils bei dem braven Hartmann, theils mit einzelnen seiner Freunde bei deren Familien. So wurde er erst mit dem Leben und dem Ideenkreise des gebildeten Mittelstandes in Kurland, mit den sogenannten Literaten, dem bürgerlichen Gelehrten- und Beamtenstande, näher bekannt, aus welchem er in Waldhof nur den alten Pastor und den vielbeschäftigten Arzt zuweilen zu sehen Gelegenheit gehabt hatte.

Einer seiner Universitätsfreunde führte ihn in das gemüthliche häusliche und gesellige Leben eines kinderreichen Pastors ein, ein Leben, welches ihm bis dahin ganz fremd geblieben war, mit seiner eigenthümlichen Mischung von Comfort und Einfachheit, von Muße und Arbeit, von Heiterkeit und Ernst. Lebenslustige Söhne kehren aus dem zwischen Ueber-

fluß und Entbehrungen schwankenden Studentenleben zu dem väterlichen Heerd zurück, wo die Langentbehrten von den Geschwistern jubelnd begrüßt, sich von der Mutter gern wieder verwöhnen und pflegen lassen, während sie dem Vater, nach kurzem Bericht über die Studien, durch allerlei Erzählungen aus dem Leben und Treiben der Studentenwelt die eigene Jugend wieder zurückrufen, es auch wohl geduldig anhören, wenn „der Alte“ seine Zeit höher stellt und von allerlei damals erlebten Dingen etwas weitläufig erzählt. Entschädigt sie doch die lautlose Aufmerksamkeit, mit welcher die jüngeren Brüder ihren Erzählungen lauschen und die wichtige Miene, mit welcher diese die unvermeidlichen Lächer in der Farbenmütze betrachten. Die jugendlichen Töchter des Hauses, welche im Vaterhause erzogen worden, treten durch die Kameraden der Brüder zuerst in gesellige Beziehungen zur Männerwelt, zwar ohne die Sicherheit und Glätte der Städterinnen, aber mit dem Reize gesunder Natürlichkeit und jungfräulicher Schüchternheit.

Georg fühlte sich frei und wohl in diesen Kreisen, in welchen seine lettische Herkunft nicht den mindesten Anstoß gab. Er war Student und damit den Söhnen des Hauses vollkommen ebenbürtig. Bornhofs Umgang war Georg in der Ferienzeit gewöhnlich entzogen, da er mit den Seinigen ins Bad zu gehen pflegte. In die Mitte der Studienzeit der beiden Freunde fiel der Tod von Konrads Vater, welcher die Familie nicht unvorbereitet traf, da ihm längere Leiden und daraus hervorgehende hypochondrische Stimmung vorausgegangen waren. Konrad, obgleich schon volljährig, setzte seine Studien fort, während ein Verwandter des Hauses sowohl die Verwaltung der Güter, als auch die Leitung der übrigen Geschäftsangelegenheiten übernahm.

Das letzte Studienjahr sollte beginnen und Georg war anfangs entschlossen die letzten Sommerferien in Dorpat zu verbringen, um an Arbeitszeit zu gewinnen. Indessen hatten sich Kriegsgerüchte verbreitet und es hieß, alle auf unbestimmte Zeit beurlaubten Soldaten würden zu ihren Regimentern berufen werden. Im Besitze der nöthigen Mittel, wollte Georg versuchen, die noch übrigen Dienstjahre des Vaters abzulösen, und eilte nun doch nach Hause, um die Sache gehörigen Orts einzuleiten. Er sah seinen Vater und hatte zum ersten Mal das Gefühl, daß dieser die liebevolle Sorgfalt, welche ihn getrieben, wirklich empfand. Es schien überhaupt, als ob das Leben in der Waldesstille, bei friedlichen Beschäftigungen, ihn dem einfachen Landmanne wieder ähnlicher gemacht habe, als dem rohen Soldaten, der er gewesen. Georg erkannte diese Veränderung als eine wahre Erleichterung seines eigenen Verhältnisses zu dem Vater an und war um so eifriger, das Geschäft der Ablösung zu betreiben, welches ihn auf einige Tage in die Stadt rief.

Es war ein glühend heißer Sommer. Die schon seit mehreren Wochen herrschende Dürre hatte über Gärten, Feld und Wald jene gelbliche Färbung verbreitet, welche die Sonnenstrahlen noch glühender erscheinen läßt und Menschen und Thieren das Gefühl des Durstes giebt, welches selbst die Pflanzen auszudrücken scheinen. Jeden Abend ging die Sonne wolkenlos unter und erhob sich eben so rothglühend am nächsten Morgen wieder. Alle kleinen Gewässer waren ausgetrocknet, die Brunnen sogar begannen hier und da zu versiegen. Täglich sah man über dem Walde, der von allen Seiten den Saum des Horizontes bildete, Rauchwolken aufsteigen, wenn die Luft durch einen leichten Wind klar genug wurde, den Blick in die Ferne zu gestatten. Von allen Seiten liefen Nach-

richten ein, daß bald hier bald da der Wald brenne, und alle Arbeitskraft der umliegenden Güter ward durch die Anstrengung des Löschens in Anspruch genommen. Die geringste Unvorsichtigkeit, hier und da wohl auch absichtliche Veranstellung der Landleute, welche auf dem durch Waldbrand gereinigten und gedüngten Boden reichlicheren Graswuchs für ihre Heerden erwarten, brachten unberechenbaren Schaden.

Schon sah man weite Strecken in den Tannenwäldern verwüthet, die Bäume mit schwarzen Stämmen und rothbraunen Nadeln, einige wenige mit noch grünen Gipfeln. Allen Buschwächtern war die größte Wachsamkeit anempfohlen.

Georgs Vater wohnte schon seit zwei Jahren in einer neugebauten Hütte im dichtesten Forst. Innerhalb der kleinen Waldlichtung war ein Feld aufgerissen und ein Kartoffelgarten eingezäunt; eine etwas weiter liegende Waldwiese gab zur Ernährung einer Kuh und eines Pferdes das nöthige Heu. Ein Knecht und dessen Weib besorgten die kleine Feldwirthschaft, der Soldat hatte die Bewachung des umliegenden Waldes. Noch war der Brand nicht in seinen Bezirk gedrungen. Mit militairischer Genauigkeit machte er seine tägliche Runde.

Auch heute hatte Andrei (so hieß er für Alle, da er selbst keinen Familiennamen hatte und den seines Sohnes kaum kannte) seinen Rundgang bei Tagesanbruch begonnen und kehrte erschöpft in der Mittagszeit in die Hütte zurück. Der Knecht hatte morgens sein Mittagsbrod mitgenommen, da er den ganzen Tag auf dem entfernten Heuschlage zu arbeiten hatte; sein Weib hatte unterdessen mit Ungeduld auf Andrei's Rückkehr gewartet. Seit gestern lag ihr zweijähriger Knabe im heftigsten Fieber. Sie wußte, daß an diesem Tage der im nächsten Städtchen wohnende Arzt in Waldhof zu finden war, und wollte dahin eilen, um Arznei zu holen. Mit der auch

dem Kohesten eignen Liebe für Kinder hatte Andrei den Kleinen schon oft gehütet, wenn die Mutter beschäftigt war; sie bat ihn also auch jetzt in der Nähe zu bleiben, während sie den Gang that.

Das Kind lag in halber Betäubung und regte sich wenig. Nachdem Andrei eine Weile in der kleinen Stube gefessen hatte, während die raschen Athemzüge des Kleinen unverändert blieben, ging er wieder ins Freie hinaus, warf sich ganz in der Nähe der Hütte auf den trocknen Waldboden und fiel in jenen tiefen Schlaf, den der Soldat im Felde lernt. Später, als er es gewollt, erwachte er und erschreckt, als er die Luft mit brandigem Harzgeruch und dichtem schwärzlichen Rauch erfüllt fand. Er sprang auf und rannte nach verschiedenen Seiten in den Wald hinein, konnte aber die Richtung nicht erkennen, aus welcher die Rauchwolken kamen, da nicht der leiseste Wind die Zweige der Bäume in seiner Nähe bewegte. Alle Buschwächter hatten gemessene Befehle, bei den ersten Anzeichen des Brandes den nächstwohnenden Bauern Nachricht zu geben, damit sie sich zum Löschen sammelten. Das Pferd, dessen er dazu bedurfte, war von dem Knechte auf jene Waldwiese geführt worden, um das schon trockene Heu unter Dach zu bringen. Andrei schwankte, ob er erst dahin laufen, oder gleich nach der andern Seite den Weg zu den nächsten Bauerhöfen einschlagen sollte. Das Letztere schien ihm die schnellste Hülfe zu versprechen.

Er lief in der brennenden Hitze, vergeblich sich nach aufflammendem Feuer umsehend, von dichtem Rauch umgeben, den bekannten Weg. Endlich begegnete er einigen Leuten, die der Rauch schon von der Arbeit aufgeschreckt hatte, die aber auf seinen Ruf warteten, um zu wissen, nach welcher Richtung sie sich zu wenden hätten. Auf Andrei's Ruf vertheilten sie

sich eilig in den Wald, um den Ausgangspunkt des Brandes zu suchen. Er selbst lief auf dem Wege nach der Hütte zurück, weil ein Gedanke an das kranke Kind ihm durch den Kopf fuhr. Auf halbem Wege fand er den Rauch schon so dicht, daß er kaum fünf Schritte weit sehen konnte.

Endlich zuckte in dem schwarzen Qualm hier und da im Wege ein Flämmchen über den moosbedeckten Boden und reckte sich an dem Stamme eines Baumes hinauf. Andrei rannte vorwärts, so schnell seine Füße ihn trugen. Jetzt glimmte und glühte es überall auf der einen Seite des Weges; je weiter er kam, desto rascher flogen helle Flammen von Baum zu Baum. Endlich sprang eine Flamme an herüberhängenden Zweigen auf die andere Seite des Weges. Andrei lief athemlos durch eine brennende Gasse. Noch eine Wendung des Weges und er war bei der Hütte.

Er blieb entsetzt stehen. Eben hatte das Feuer, vom nahen Waldebrande her, an allerlei Holzwerk und Holzspähnen, die vom Bau liegen geblieben waren, bis zur Hütte herangezogen, den aus trocknen Stäben bestehenden Zaun des Gärtchens ergriffen und sich schnell bis zu dem Schindeldach erhoben, welches eben in hellen Flammen stand. Ihn jammerte des verlassenen Kindes. Er sprang in die Hütte, wo er, von schwarzem Rauch umhüllt, kaum das kleine Lager fand. Das Kind regte sich nicht. Andrei nahm es in die Arme und eilte der niedrigen Thüre zu. In dem Augenblicke krachte es über ihm. Ein Balken der Decke, dessen Ende schon verkohlt war, glitt von der stützenden Wand herab; Andrei stieß heftig mit der Stirn gegen denselben und fiel betäubt zurück. Da stürzte die ganze andere Seite des Daches herab; prasselnd ergriff das gierige Feuer die Wände und — die Hütte war nur noch ein brennender Trümmerhaufen, als der Knecht in fliegender

Eile vom Heuschlage herangeritten kam, durch das Geschrei der Löschen im Walde und das sich rasch verbreitende Feuer aufgeschreckt. Bis zu einem kleinen Waldbach flog die Gluth unaufhaltsam weiter; sobald man aber ungefähr die Richtung des Brandes erkannt hatte, war hierher auch die ganze Anstrengung der Löschmannschaft gerichtet worden. Man entfernte in möglichster Eile, was nur an Reisig und Lagerholz in dem schmalen Bette des fast ausgetrockneten Baches lag; einige Fichten, welche sich herabneigten, wurden gefällt, Moos und Haidekraut in der Nähe aufgerissen. Der fastigere Graswuchs am Rande der kleinen Wasserrinne hielt den Brand am Boden auf, und niedriges Laubholz zog die Flamme weniger an als harzige Fichten. Die Blätter bräunten sich; aber das Feuer wurde immer weniger sichtbar in dem schwarzen Rauch.

Reitend kamen nun auch die Wirthschaftsausseser des Gutes herbeigeilt, endlich auch der Förster, welcher ziemlich entfernt von diesem Theile des Waldes wohnte und in diesen Tagen schon auf verschiedenen Seiten hatte thätig sein müssen. Er fragte nach Andrei, dem er die Bewachung dieses Waldbezirks anvertraut hatte. Die zuerst zum Löschen Aufgerufenen berichteten, ihn schnell in der Richtung nach der Waldhütte zurücklaufen gesehen zu haben. An diese erinnerte man sich jetzt. Auf dem noch glühenden Boden liefen Einige hinüber. Die Hütte war ein Schutthaufen; das Feuer zehrte nur noch an einigen Balkenresten, die um den Ofen und Schornstein her lagen. Der jammernde Knecht suchte mit einer Stange dieselben auseinander zu reißen. Als die Herbeigekommenen ihm Beistand leisteten, fand man menschliche Ueberreste unter den Trümmern.

Der Kartoffelgarten, dessen Umzäunung noch brannte, bot in der Mitte ein einziges grünes Fleckchen in dieser allge-

meinen Zerstörung. Hier standen die herbeigelaufenen Bauern um den armen Knecht her, als sein Weib in athemloser Angst auf dem Sandwege zwischen rauchenden Baumstämmen, an denen die Flammen nicht mehr hafteten, herbeilief. Die geängstigte Mutter hatte lange auf die Bereitung der Arznei warten müssen, war dann zwar rasch, aber nicht von böser Ahnung getrieben, heimwärts gegangen, bis sie in die Nähe des brennenden Waldes kam, wo sie das ganze Entsetzen der drohenden Gefahr ergriff. Noch dachte sie an die Möglichkeit, daß der Soldat das ihm anvertraute Kind fortgetragen habe. Aus dem rauchenden Walde stürzte sie, beim Anblick des Trümmerhaufens laut aufschreiend, auf die Gruppe im Kartoffelgarten zu, und fiel jammernd zu Boden, als sie ihren Mann mit einer Geberde der Hoffnungslosigkeit von dem Stein, auf dem er gesessen hatte, aufstehen sah.

Am wolkenlosen Himmel sank die Julisonne hinter den rothbraunen Wipfeln der Bäume immer tiefer hinab; der den Wald verfinsternde Rauch wurde dünner, und die schwarzen Stämme sahen wie höllische Riesenschaaren, wie die Urheber der allgemeinen Zerstörung aus. Noch glimmte und glühte es an vielen Stellen am Boden, und wieder hatten sich die Bauern zerstreut, um überall, wo es nöthig war, Sand aufzugraben und damit die Gluth zu erstickern. Immer weiter entfernten sie sich von der Stelle, wo die Hütte gestanden hatte; der Förster hatte sie in Reihen geordnet, die regelmäßig vorrücken mußten. Allmählig verhallte das Rufen; immer stiller wurde es um die Stätte her, wo das jammernde Aelternpaar in dumpfer Trauer in dem verödeten Garten saß.

Tief erschüttert stand Georg einige Tage später an dem Sarge, welcher die Ueberreste des Verunglückten einschloß. Wie geläutert durch die That der Aufopferung und des Muthes,

wie sie sich nach den Aussagen des Weibes, so wie nach der Thatsache, daß Andrei kurz vor dem Einsturz der Hütte dahin zurücklaufend gesehen worden war, darstellte, stand die Persönlichkeit des Bates jetzt vor Georgs Seele. Er machte es sich jetzt zum Vorwurf, daß er sich nicht enger an ihn geschlossen, nicht noch eifriger gesucht hatte, die erstarrten Keime edlerer Menschlichkeit in ihm zu beleben. An der Flamme, welche dem Leben des Vaters ein Ende gemacht hatte, erwärmte sich die ganze Fülle der kindlichen Liebe, welche Georg ihm hätte entgegenbringen können, wenn auch nur ein Strahl geistigen Verständnisses zwischen ihnen möglich gewesen wäre.

Aufrichtig und dauernd war Georgs Trauer. Ganze Tage brachte er an der Brandstätte in tiefer Einsamkeit zu, mit Ernst sich prüfend, wie viel er bisher den Segen genüßt, der ihm durch seine Erziehung zu Theil geworden. Je mehr er durch erweiterten Umgang den wohlthätigen Einfluß und das unschätzbare Glück des Familienlebens kennen gelernt hatte, desto klarer wurde es ihm, daß seine Existenz in jeder Beziehung andere Stützen haben müsse, als die anderer Jünglinge. Ihm fehlte die Familie, ihm fehlte das Volksbewußtsein, ihm fehlte alles, was gewöhnlich zu den Vorbedingungen gesunder Entwicklung gerechnet wird; und doch fühlte er in seiner Brust die Quellen einer geistigen Lebenskraft, die noch über das eigene Ich hinaus zu wirken vermag, einer Kraft, die ihm nicht Ruhe ließ zu dumpfem Betrauern seiner Vereinsamung, sondern ihn hinaustrieb in die Welt der Thätigkeit, auf einen Berufsweg, den er, an den Ruheplätzen des Genusses vorüber, zu einem höheren Ziel verfolgen müsse.

Georg kehrte auf die Universität zurück. Seine ganze Energie wandte sich auf die Vollendung seiner Studien. Immer eifriger wurden indessen die Bemühungen Grünthals eine zahl-

reiche Partei für seine Auffassung des Lettenthums zu bilden, Bemühungen, die er vergebens an einige der Tüchtigsten unter den Studenten verschwendete, welche aus seinem Volksstamme hervorgegangen waren. Als vollständig Gleichberechtigte in die Corporation aufgenommen, fanden sie innerhalb derselben nicht den geringsten Grund zu einer Feindseligkeit, wie Jene sie immer mehr hervorkehrten, und überließen, nachdem sie vergeblich versucht hatten ein besseres Verhältniß herzustellen, die ganze mühsam zusammengebrachte Gesellschaft ihrer gallfüchtigen Stimmung, die sich jetzt schon zuweilen in anonymen Artikeln verschiedener Zeitschriften Luft machte.

Bornhof erfuhr endlich auch von allerlei Verdächtigungen, die Grünthal gegen Georgs Charakter zu verbreiten suchte. Gleichgültig gegen Angriffe, die ihn selbst von jener Seite treffen mochten, war er doch empört über die listig ausgesponnenen Intriguen gegen den Freund, dessen innere Kämpfe in Beziehung auf die Pflichten gegen seine Stammesgenossen er kannte. Da auf die Forderung einer Erklärung eine zweideutige Antwort erfolgte, war ein Duell die unvermeidliche Folge. Georg erfuhr vorläufig nichts von der eigentlichen Ursache des Zwistes; es hieß, Bornhof sei durch die Anmaßungen der Partei überhaupt gereizt worden.

Das Duell fand statt, und Beide wurden verwundet, Bornhof jedoch unbedeutender als sein Gegner. Die Gesetze gegen den Zweikampf waren gerade damals aufs neue verschärft worden, das Geheimniß ließ sich nicht vollständig bewahren; so war die Folge, daß Beide die Universität verlassen mußten. Bornhof kehrte vorläufig nach Kurland zurück, Grünthal, dem ohne das Universitätsexamen in der Heimath keine Carriere offenstand und der des Vaters Geldmittel schon zu stark angegriffen hatte, um sich auf dieselben verlassen zu können,

wandte sich nach Petersburg, wo er, wie so viele Andere, deren Studien keinen normalen Gang genommen, als Hauslehrer in ein reiches russisches Haus trat. Mit seinem Abgange hörte das gewaltsame Geltendmachen des Lettenthums einstweilen auf. Sein Bruder, der sich nur von ihm hatte leiten lassen, fand es unbequem auf eigne Hand Propaganda zu machen.

Noch zurückgezogener als bisher verlebte Georg das letzte seiner Universitätsjahre. Nach abgelegtem Examen kehrte er nur auf kurze Zeit in die Heimath zurück, um von dort aus die Reise zu unternehmen, welche ihm wie ein heiterer Hintergrund manche dunkle Stunde erhellt hatte. Bornhof war schon vor ihm ins Ausland gegangen, um seine unterbrochenen Studien in Berlin fortzusetzen.

In Waldhof erfuhr Georg, daß Herr von Norbach, mit dem er zwar zuweilen Briefe wechselte, aber doch keine regelmäßige Correspondenz unterhielt, in diesem Jahre noch verschiedene Reisen machen und erst im nächsten mit dem Sohne zugleich zurückkehren würde.

Ein frischer Lebenshauch wehte unsern Georg an, als er endlich frei und unabhängig in die Welt hinaustreten konnte, die er zum ersten Male mit dem Gedanken betrachten durfte: „Auch mir gehört deine Schönheit! Auch ich habe Ansprüche an jene Genüsse und Freuden, welche Natur und Kunst dem empfänglichen Menschengenisse bieten! Auch ich habe meine Feiertage in dem ernstesten Arbeitsleben, auch ich meine sonnenhellen Stunden!“

Voll innigen, wehmüthigen Dankes gedachte Georg in guten und bösen Tagen des Schutzgeistes seiner Jugend, jenes engelguten Wesens, welches noch weit über seine Lebensgrenze hinaus die Saat edler Freuden zu streuen gewußt hatte.

Achtes Kapitel.

Wer an einem heitern Maitage zwei junge Leute in lebhaftem Gespräch unter den Linden in Berlin raschen Schrittes dahin wandeln sah, hätte in dem Einen derselben Georg Stein nicht leicht wieder erkannt, wenn auch des Andern schlanke Gestalt und lachendes Gesicht den um ein paar Jahre gereiften Bornhof bald erkennen ließen. Die zum ersten Male ungetrübt, erwachende Lebensfreude hatte Georgs Zügen ein vollkommen verändertes Gepräge gegeben, seinem Gange eine Elasticität, seinen Bewegungen eine Raschheit, die sie nie gehabt. Mit lebhafter Aufmerksamkeit lauschte er dem Berichte seines Freundes über das Leben und Treiben der großen Stadt, wie über die vielfachen Bewegungen in den wissenschaftlichen Kreisen. Beide hatten außerdem Interesse genug an den Weltbegebenheiten, um auch den lebendigen Zusammenhang dieser mit allem, was sie umgab, zu verstehen.

„So zufrieden ich bin“, sagte Bornhof, „jetzt hier zu sein, bedaure ich doch nicht, die ersten Studienjahre auf unserer baltischen Universität verlebt zu haben. Man muß sich hier mit aller Kraft die Dinge vom Leibe halten, die uns fortwährend von der Wissenschaft ab und dem Leben zuführen wollen.“

„Ich begreife, daß die Interessen sich hier vervielfältigen“, erwiderte Georg, „dafür wirkt die Anregung zum Studiren aber auch viel mächtiger.“

„Ganz recht, die Wirkung ist da, aber auch die Gegen-

wirkung. Da höre ich einmal einen wundervollen Vortrag über römische Geschichte von unserem berühmten Historiker und gehe nach Hause mit der festen Absicht, mich in Studien über diesen Gegenstand zu vertiefen; im Schaufenster eines Buchladens aber erblicke ich unterwegs die neueste vielbesprochene Broschüre über Verhältnisse der Gegenwart. Ich verschlinge sie, ja ich hole mir noch Zeitungen zusammen, welche die verschiedenen Meinungsrichtungen vertreten, lese alles, was auf diesen Gegenstand Bezug hat, und bald sind in meinem Gedächtnisse die Gracchen verdrängt von den Kreuzzeitungsrittern. Ein anderes Mal höre ich einen Vortrag über altdeutsche Literatur und brenne vor Begier, die Nibelungen im Urtext zu studieren; an der nächsten Straßenecke lese ich aber, daß die reizende Gofsmann ihr Gastspiel in einem Birch-Pfeifferschen Schauspiel beginnt. Ich gehe Abends hin, bin entzückt und bringe zwei Wochen lang bei den jämmerlichsten Literaturprodukten zu, weil die Schauspielerin mir gefällt. Jetzt, zu Anfange des Semesters, bin ich mühsam in eine einigermaßen wissenschaftliche Stimmung gekommen; um Gotteswillen stecke mich jetzt nicht mit deinem Enthusiasmus für Kunst oder Natur an!“

„Nun, was die letztere betrifft“, sagte Georg lachend, „so könnte ich dich höchstens zu einem Spaziergang in den Thiergarten verlocken, den doch das ganze gelehrte Berlin ohne Schaden verträgt. Ich mache aber auch wirklich nur Ansprüche auf deine Abende, da ich dir nicht zumuthen will, Bildergalerien und andere Kunstsammlungen mit mir zu durchlaufen, was außerdem nicht sehr belehrend für uns beide sein dürfte, da wir in Bezug auf Kunstkennerchaft uns einander wohl nichts vorzuwerfen haben.“

„Daran erkenne ich meinen Landsmann!“ rief Bornhof lachend und schlug ihm auf die Schulter. „Das Schlimmste

ist, daß mein Geschmack noch immer in die Irre zu gehen scheint, obgleich ich doch schon Einiges gesehen, was zu meiner Kunstbildung hätte beitragen können. Ich habe aber das Unglück, daß mir im Durchschnitt die neueren Kunstwerke besser gefallen als die alten; das soll ein großer Fehler sein, doch weiß ich mir nicht zu helfen.“

„Nun“, sagte Georg lächelnd, „ich habe wenigstens den guten Willen, sehen zu lernen, und hoffe, daß uns die Organe dazu doch nicht völlig abgehen.“

„Bei Familienportraits und Baumanns Thierstücken erzo- gen, traue ich den meinigen wenig zu“, sagte Bornhof. „Die Zeit muß noch kommen, da wir auch der Jugend schon zu Hause Kunstwerke zeigen können. Dann wird man sich schämen zu gestehen, was uns beiden jetzt die Wahrheitsliebe ab- zwingt, und was so viele unserer reisenden Landsleute sich selbst verbergen möchten.“

Die Freunde trennten sich; Bornhof ging ins Collegium, Georg ins neue Museum, wo er, wie er sich vorgefetzt, die Dinge vorläufig nur auf sich wirken ließ; doch zog es ihn fast täglich dahin und er fühlte seine Empfänglichkeit für Ge- nüsse dieser Art schneller zunehmen, als er selbst zu hoffen gewagt hatte. Auf's lebhafteste angeregt kam Georg jeden Abend zum Freunde, mit dem er dann einen Gang durch irgend eine der im Frühlingschmuck prangenden Gartenanlagen der nächsten Umgebung machte, oder sich an irgend einem freund- lichen Plätzchen im Freien in Gespräche vertiefte, welche aus der Gegenwart oft in die Zukunft hinüberschweiften, wie es die Weise der Jugend ist.

Länger als er es anfangs gewollt, ließ sich Georg in Berlin fesseln, und heiterer als er es jemals für möglich ge- halten, bewegte er sich in dem ihm so neuen Bewußtsein, daß

er sich den Gewinn, welchen ihm die Reise bieten sollte, diesmal weniger durch Anstrengung als durch Empfänglichkeit für die verschiedenartigen Eindrücke der Außenwelt anzueignen habe. Endlich entschloß er sich zur Abreise. Bornhof gab ihm das Geleit zum Bahnhof und sagte beim Scheiden: „Ich stehe nicht dafür, daß ich dich nicht irgendwo überrasche, wenn mir der Studieneifer wieder ausgeht oder der Schwarm der reisenden Landsleute mich mit fortreißt. Du mußt mir wenigstens zugeben, daß es eine unglaubliche Standhaftigkeit wäre, wenn ich den ganzen Sommer hier bliebe, da ich kein anderes Reisehinderniß hätte als meinen Willen.“

Georg lächelte, und doch war sein Blick ernst, denn er dachte an die Schrankenlosigkeit, welche die sogenannten Glücklichen dieser Erde so oft von dem Wege zu einem höheren Ziele ablenken läßt, so frisch und kräftig sie denselben auch betreten haben mochten.

Georg hatte von Norbach und dessen Reiseplänen nichts weiter erfahren können, als daß er im Laufe des Sommers mit den Seinigen aus Italien, wo er den Winter zugebracht, zurückkehren und nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten in Deutschland im Herbst in der Heimath eintreffen sollte. Georg hoffte von andern Landsleuten früh oder spät Nachricht über den Weg einzuziehen, den er gewählt habe, und nahm sich vor, dann ungesäumt die Familie aufzusuchen, an die ihn alle seine Jugenderinnerungen und die wärmste Dankbarkeit knüpften.

Nach einer Reise von mehreren Wochen, welche Georg durch die lieblichsten Gegenden des schönen Deutschlands geführt und ihm Auge und Herz für die herrliche Gotteswelt recht eigentlich erst geöffnet hatte, kam er nach München, um hier, umgeben von Werken der Kunst, jene in Berlin begonnene Bildung seines Geschmacks und Urtheils zu fördern. Jeder

Tag führte ihn in eine jener Kunstanstalten, welche dem Beschauer in dankenswerther Weise eine Uebersicht der Leistungen neuerer Zeit geben, ohne ihn mit älteren Werken unbekannt zu lassen. Wenn auch der feinere Schönheitsinn in jeder Bildergalerie von dem Anschein einer schulmäßigen Mustersammlung verletzt wird, so bietet die Mannigfaltigkeit und der Werth der Gegenstände doch den erfreulichsten Gewinn.

Kaulbachs sinnvolle Gemälde übten eine besondere Anziehungskraft auf Georg aus. Wie schon oft vorher führte ihn eine seiner Morgenwanderungen in die Pinakothek. Er trat in den Saal, wo vor dem großen Gemälde der Zerstörung Jerusalems sich die Menge der Beschauer zu sammeln pflegt. Wie er zu thun gewohnt war, um sich den Eindruck der Kunstwerke durch kein Geschwäg stören zu lassen, hielt sich Georg in einiger Entfernung und hastete die Blicke auf die Schaar der von Engeln geleiteten Christen, die ihn wehmüthig an Gertrud erinnerte, welche diese Gruppe in einem Kupferstich in ihrem Zimmer hatte. Da trafen halbblaut gesprochene Worte sein Ohr, wie von einer bekannten Stimme.

„Sie verstehen es gründlich, mich um jeden ernsteren Gedanken zu bringen“, sagte eine junge Dame, welche Georg den Rücken zugekehrt hatte. Die Gestalt war unter modischen Umhüllungen fast unsichtbar, aber ein etwas hoch getragener Kopf, den ein weißer kleiner Strohhut mit wallender schwarzer Feder bedeckte, unter welchem eine Fülle glänzend schwarzen Haares in einem feinen Netze auf den Nacken hing, zog die Blicke auf sich. Ein junger Mann, mit einem Damen-Plaid auf dem Arm, stand neben ihr und antwortete ebenfalls halbblaut, mit lächelnder Miene: „Ich kann doch unmöglich zulassen, daß Sie in trauriger Stimmung heute ins Thea-

ter gehen, wo ein Stück zum Todtlachen gegeben wird. Auch müssen Sie ja milde sein, da wir so lange schon hier stehen. Ich weiß alle die Figuren schon längst auswendig. Der laufende Jude hier links gleicht einem alten Krämer, von dem ich als Knabe oft Chokolade kaufte, auf ein Haar. Sie müssen ja das Original, den alten Aaron, auch in Waldhof gesehen haben.“

Georg fuhr auf, als der Name Waldhof sein Ohr berührte. Da er aber den alten Norbach nicht unter den Anwesenden sah, blieb er unschlüssig stehen. Jetzt wandte sich die junge Dame zu ihrem Begleiter, so daß auch Georg ihr Gesicht sehen konnte. Ihre Lippen zuckten, als sie mit bebender Stimme sagte:

„Keine Scherze über diesen Gegenstand! Sie wissen, das ist meine wunde Seite. Die Figur des Juden, der Ihnen nur kindische Erinnerungen weckt, ist mir eine tief tragische Gestalt, und ich begreife die fortziehenden Christen nicht, daß sie das unfägliche Elend, welches sie hinter sich lassen, nicht in ihrer Seligkeit stört, daß sie sich nicht einmal nach den flehenden Kindern umsehen!“

„Nun, machen Sie sich auch weiter keine Sorge um das gemalte Unglück und kommen Sie zurück zu meinen Aeltern, die schon in den Eingangssälen auf uns warten.“

Die junge Dame war Rahel; Georg wußte, daß sie jetzt Anna hieß, wie Gertrud gewünscht hatte, deren zweiter Name es war. Er erkannte sie, obgleich die Veränderung ihn überraschte, welche mit ihr vorgegangen. Sie war größer geworden, und die sonst so beweglichen Züge hatten, in diesem Augenblicke wenigstens, den Ausdruck fast düstern Ernstes. Die früher fast zu lebhaften Farben waren gemildert und ließen die Haut dagegen etwas bräunlicher erscheinen. Leise Schatten

unter den länglich geschnittenen dunkelen Augen gaben denselben einen sanfteren Ausdruck als sie früher gehabt.

Georg konnte sich in diesem Augenblicke nicht entschließen, die alte Bekanntschaft zu erneuern und folgte den beiden Gestalten mit den Blicken, als sie dem Eingange zuzogen. Da fiel ihm ein, daß er den Augenblick benutzen müsse, um sich Norbachs Wohnung bezeichnen zu lassen. Er eilte also auch hinaus und fand die kleine Gesellschaft im Begriffe aufzubrechen.

Herr von Norbach sah Georg einen Augenblick betroffen an, als dieser grüßend auf ihn zutrat. „Georg! alter Junge!“ rief er endlich freudig überrascht und umarmte ihn herzlich. „Ich hätte dich wahrhaftig kaum erkannt. Nun, das ist ja prächtig, daß wir dich getroffen. Komm nur gleich mit uns. Du mußt doch in unserm Hotel wohnen.“

Auch Frau von Norbach, welche er bedeutend gealtert fand, begrüßte Georg freundlich, während Paul ihm leichtthin die Hand reichte und flüchtig fragte, wohin er zu reisen gedenke. Anna verneigte sich, besann sich aber dann und reichte ihm die Hand, indem sie lächelnd sagte: „Wir sind ja wohl auch alte Bekannte?“ Georg berührte die dargebotene Hand, aber da er an Umgang mit Frauen wenig gewöhnt war, fühlte er seine alte Blödigkeit zurückkehren und wußte nichts Passendes zu sagen. Herr von Norbach knüpfte im Hinausgehen ein Gespräch mit ihm an und ließ sich von seinen Erlebnissen und Plänen erzählen, bis sie den Gasthof erreichten, in welchen Georg sich überzusiedeln versprach, als er jetzt Abschied nahm.

„Ich hätte nicht gedacht“, sagte Frau von Norbach, „daß der Georg einmal so gut aussehen würde.“

„Nach einem Bücherwurm sieht er doch noch immer aus“, erwiderte Paul, indem er, die große Treppe hinaufsteigend, einen Blick in den großen Spiegel auf dem Treppenabsatz warf.

„Ein braver Junge! Ich freue mich doch sehr ihn zu sehen“, sagte Herr von Norbach, dem die Erinnerung an die Tochter und alles was in Beziehung zu ihr gestanden hatte, noch immer die Stimme beben machte. „Erinnern Sie sich noch, Anna, mit welcher Geistesgegenwart er Ihnen an jenem unglücklichen Weihnachtsabend zu Hülfe kam?“

„Gewiß“, erwiderte sie, „und ich schäme mich noch, daß ich vorher so oft unartig gegen ihn gewesen war. Wir konnten uns nicht recht vertragen, aber es mag wohl meine Schuld gewesen sein, denn ich wüßte ihm in der Erinnerung nichts vorzuwerfen.“

„Da muß er ein Lamm gewesen sein“, sagte Paul scherzend, während Anna sich ans Fenster setzte und seine Aeltern ins Nebenzimmer gingen um auszuruhen. „Sie haben sonst für die Fehler der Menschen ein sehr gutes Gedächtniß.“

„Das kommt vielleicht von meinem künftigen Berufe“, sagte Anna etwas bitter lächelnd.

„Schon wieder spielen Sie auf dergleichen an“, fiel Paul ein. „Es ist doch schon lange beschlossen, daß Sie mit uns nach Kurland gehen. Ich halte es wahrhaftig im Winter in dem alten Hause nicht aus, wenn ich mit meinen beiden Alten allein dort wohnen soll.“

„Da werde ich also zum Winterzeitvertreib mitgenommen, nicht wahr?“ erwiderte Anna und ihre Lippe zuckte.

„Wer sagt denn das?“ fuhr Paul fort. „Sie wissen doch, daß die Aeltern immer davon gesprochen haben, daß Sie mit uns nach Kurland gehen. Aber seit Sie aus der Pension zurückgekehrt sind, sind Sie so empfindlich und mißtrauisch, daß man nicht mehr weiß, wie man über diese Dinge sprechen soll.“

„Ich soll wohl glauben“, sagte Anna halblaut, „daß Ihre

Mutter mich aus lauter Liebe mit sich nehmen will und Ihr Vater mich nicht entbehren kann. Beide haben drei Jahre ohne mich gelebt, nachdem ich ihnen im ersten Jahre ihres Aufenthalts im Auslande recht unbequem gewesen bin. Beide wollen mich nur bei sich behalten, weil sie meinen, es sei ihre Pflicht; aber ich kann ihnen das aus Dankbarkeit ersparen. Ich habe in der Pension so viel lernen können, daß ich die Möglichkeit habe, meinen Unterhalt selbst zu erwerben. Weiter darf und will ich ihnen nicht zur Last fallen.“

„Wenn Sie nur gegen Mama etwas zuvorkommender und gegen meinen Vater etwas offener sein wollten, würden Sie sich bald besser einleben“, sagte Paul, und dachte im Stillen, daß sie auch für seine Aufmerksamkeiten mehr Dankbarkeit zeigen könnte.

„Und dazu müßte ich wohl immer heiter und gesprächig sein, damit sich auch der Sohn amüsiren könne“, sagte Anna, und Paul wußte nicht ob sie scherze, denn der Mund lächelte, während die Augen voll Thränen waren. „Ich fürchte, zur Gesellschafterin taue ich am allerwenigsten“, setzte sie hinzu, „und mag den Versuch nicht einmal machen. Nach Kurland will ich überhaupt nicht, Sie wissen warum.“

„Wenn Sie nicht selbst immer daran erinnerten, daß Ihr Vater ein Jude gewesen, würde niemand mehr daran denken, denn wer sieht Ihnen das an?“

„Da würde es Ihnen wohl gefallen, wenn auch ich meine Herkunft wie eine Schande betrachtete und zu verbergen suchte? Nein, so weit bin ich nicht gekommen! Ich bin Christin geworden und danke Gott dafür, aber ich verachte meine Stammesgenossen nicht und werde es nie verleugnen, daß ich zu ihnen gehörte.“

„Da müßten Sie freilich in Kurland sehr vertraut mit

unserem Branntweimbrenner und mit allen Krämern werden, denn andere Juden werden Sie wohl auf dem Lande nicht finden. Auch wüßte ich nicht, wie Sie es in unseren Städten anfangen sollten, jüdische Bekanntschaften zu machen.“

„Das ist eben ein Grund, weshalb ich nicht nach Kurland gehen kann, wo solche Unmöglichkeiten noch gerechtfertigt sind. Viel eher könnte ich an einem Orte leben, wo es gar keine Juden giebt, als da, wo ich ihnen überall begegne und doch die Verwandtschaft mit ihnen verleugnen soll.“

„Sie glauben wohl, daß Ihre Stammesgenossen Ihnen sehr freundlich entgegenkommen werden, wenn Sie mit ihnen verkehren wollten?“ fragte Paul. „Sie haben sich im Gegentheil durch Ihren Uebertritt gerade den Haß derselben zugezogen.“

„Das ist's ja eben, was ich immer so schmerzlich empfinde und worüber ich mich da viel eher trösten kann, wo ich nicht, wie in Kurland, die äußerlich bevorzugte Stellung habe.“

„Das ist ein sonderbarer Geschmack“, sagte Paul. „Diese schwärmerischen Ideen würden Ihnen bald vergehen, wenn Sie in der That tauschen sollten.“

Anna sah ihn eine Weile schweigend an. Sie fühlte in diesem Augenblicke, daß, trotz anscheinender Vertraulichkeit, nicht eine einzige Seite ihres Wesens Verständniß bei dem jungen Manne fand. Sie hatten, als Anna mit seinen Aeltern nach Deutschland gekommen war, ein Jahr als Hausgenossen mit einander in Berlin gelebt, da Paul wieder in das häusliche Leben gezogen werden sollte, um den Gefahren, welchen er erlegen war, für die nächste Zukunft wieder einigermaßen entzückt zu werden. Anna hatte damals einen heitern Gefährten und, für ihren frühreifen Verstand, auch eine genügende Gesellschaft an dem fast zwanzigjährigen Jüngling gefunden, welcher seinerseits die Abwechslung zu schätzen wußte, welche

durch das lebhaftes Kind in das durch die Trauer der Aeltern noch sehr getrübt häusliche Leben kam.

Nach Jahresfrist fand Frau von Norbach indessen die Aufgabe zu schwierig, ein heranwachsendes Mädchen, zumal eines mit so feurigem Temperament und so ungerügten Neigungen und Gewohnheiten, dessen ganzes Wesen dem ihrigen so ganz entgegengesetzt war, zu leiten, und es wurde beschloffen, Anna in eine der besten Erziehungsanstalten Berlins zu thun.

Hier blieb sie drei volle Jahre, und ihr reger Geist fand in dem reichlich gebotenen Lehrstoff befriedigende Nahrung, ihre Talente eine Ausbildung, welche über das Gewöhnliche hinausführte. Vor ihrer Aufnahme in die Anstalt hatte der Uebtritt des jungen Mädchens zum Christenthum stattgefunden, nachdem sie von einem würdigen Geistlichen auf dem Lande, in dessen Hause sie längere Zeit zubrachte, sorgfältigen Religionsunterricht empfangen und mit allem Feuer ihrer Natur aufgenommen hatte.

Bei aller Hingabe an den neugewonnenen Glauben war der jungen Christin indessen eine fast peinliche Empfindlichkeit für jede Kränkung geblieben, welche ihren bisherigen Glaubensgenossen widerfuhr, und eine krankhafte Reizbarkeit ließ sie jedes auch absichtslos ausgesprochene Wort schmerzlich empfinden, welches in irgend einer Beziehung eine Verspottung des Judenthums enthielt. Mancherlei Reibungen mit den Mitschülerinnen konnten nicht ausbleiben, und eine isolirte Stellung, welche ihren Grund theils in jener Empfindlichkeit, theils aber wohl auch wirklich in dem Vorurtheil hatte, welches auch die Jugend schon den Juden entgegenbringt, mußten dazu beitragen, das lebhaftes Aufflammen jugendlicher Heiterkeit zu unterdrücken. Als gleich im Anfange Anna sich mit Wärme an ein junges Mädchen aus angesehenener Familie, welches sie

durch glänzende Eigenschaften bestach, anschließen wollte, gab ihr dieses zu verstehen, daß ihr eh einmaliges Judenthum ein näheres Verhältniß hindere. Diese Erfahrung steigerte die Schroffheit in Annas Betragen gegen die andern jungen Mädchen.

Mit desto größerem Eifer ergriff sie, was ihr im Unterriht Ersatz für manche Entbehrung versprach, und fing bald an, die stillen Freuden der Einsamkeit zu kosten. Ihre Bücher wurden ihre liebste Gesellschaft, und da sie, ohne Verwandte, keinen Umgang außerhalb der Pension hatte, lebte sie bald in einer Ideenwelt, über welche sie die Wirklichkeit oft vergaß. Dieses Zurückziehen in sich selbst brachte bald eine Schüchternheit in Annas ganzes Wesen, welche man bei dem Kinde oft vermist hatte, die sie jetzt aber oft mehr stolz und verschlossen als blöde erscheinen ließ.

Unterdessen verging die Zeit unmerklich, und Anna hatte schon zwei Jahre in der Pension verlebt, als Norbachs wieder einmal nach Berlin kamen, diesmal mit der Absicht sie austreten zu lassen und bei sich zu behalten. Sie waren überrascht von der körperlichen und geistigen Entwicklung des Mädchens, dessen Auge hell ausleuchtete, als ihr mitgetheilt wurde, daß sie eine beabsichtigte Reise nach Italien mitmachen solle. Desto mehr erstaunten sie, als Anna schon nach wenigen Tagen bat, sie doch noch ein Jahr in der Pension zu lassen, damit sie weit genug fortschreiten könne, um einmal als Lehrerin, insbesondere durch Musikunterricht, selbst für ihren Unterhalt sorgen zu können.

Herr von Norbach nahm diese Bitte anfangs scherzhaft und bemühte sich die Reize eines Aufenthalts in Italien mit den lebhaftesten Farben zu schildern; niemand errieth, daß Anna in den wenigen Tagen, während welcher sie doch nur einige Stunden täglich bei ihnen zugebracht, deutlich durchge-

fühlte hatte, daß weder Herr von Norbach noch seine Frau mit sich selbst darüber einig waren, welche Stellung sie in ihrem Hause dem jungen Mädchen geben würden, welches den kindlichen Ton ihnen gegenüber nicht zu finden wußte, der doch allein das Verhältniß der Abhängigkeit wohlthätig verhüllen konnte. Frau von Norbach bemühte sich immer recht freundlich gegen Anna zu sein, da sie des der Mutter gegebenen Versprechens keinen Augenblick vergaß; aber sie konnte nicht hindern, daß Beide, sobald sie allein mit einander waren, eine peinliche Empfindung überschlich, die kein traulicheres Gespräch aufkommen ließ. Sie wußten einander nichts zu sagen, wenn die gewöhnlichsten Fragen und Antworten gewechselt waren; wie sollten da Beide nicht ungern an längeres Zusammenleben denken?

Hätte Norbach die eigentlichen Motive zu Annas Bitte errathen, so wäre er mit warmem Herzen dem jungen Gemüthe zu Hülfe gekommen, das sich damit hätte gewinnen lassen. Als er aber, bei seinen Fragen an die Vorsteherin über den Charakter ihres Zögling, viel des Lobes über Annas Lernbegier und ihre Ausdauer hörte; als auch die Lehrer bedauerten eine Schülerin zu verlieren, die zu noch größeren Hoffnungen berechtigete; da fand es am Ende auch Norbach ganz angemessen, sie ihre Talente noch weiter ausbilden zu lassen. Er ahnte nicht, daß sie heiße Thränen vergoß, als sie, dem Alltagsleben zurückgegeben, des schönen Italiens gedachte und all der Freuden, die sie sich selbst versagt hatte.

Seitdem war nun wieder ein Jahr vergangen. Norbach kehrte mit den Seinigen — denn Paul war den Aeltern nach Italien gefolgt — nach Deutschland zurück, mit der Absicht einige Monate später die Reise in die Heimath anzutreten. In München beschloß er sich längere Zeit aufzuhalten, weil er ein

Jahr seiner Studienzeit hier verlebt hatte und sich der vielfachen Erinnerungen, die der Ort auffrischte, freuen wollte. Er schlug seiner Frau vor, auch Anna hierher kommen zu lassen, damit sie nach vollendeter Erziehung auch einiger Reise- freude genieße, ehe sie mit ihnen das einförmige Leben in Kur- land beginne; denn von der Ausführung des Vorsatzes, welchen Anna bei dem letzten Zusammensein ausgesprochen, sich selbständig ihren Unterhalt zu erwerben, war kaum noch die Rede gewesen.

Anna wurde aus der Pension mit Ehren entlassen, und die Vorsteherin fand leicht eine passende Reisegeellschaft für sie nach München. Hier war sie einige Zeit vor dem Zusam- mentreffen mit Georg angekommen, nicht ohne durch den be- lebenden Einfluß der Reise schon in eine angenehmere Stim- mung versetzt worden zu sein, als sie selbst erwartet hatte.

Paul begrüßte sie mit alter Vertraulichkeit und ließ sich gern an öffentlichen Orten in Gesellschaft des schönen jungen Mädchens sehen, dessen Herkunft und Lebensgeschichte ihm in der Fremde niemand abfragte.

Täglich wurde nun eine oder die andere Kunstsammlung besucht; Anna wurde des Sehens und des Bewunderns nicht müde; den Abend verbrachte man im Theater, für welches Frau von Norbach die größte Vorliebe hatte. Anna schwelgte in diesen Genüssen mit der ganzen Empfänglichkeit ihrer Na- tur und hätte reicheren Gewinn aus der Anschauung der Kunstwerke gezogen, wenn nicht Paul in seiner scherzhaften, auf der Oberfläche der Dinge hingleitenden Weise jedes Ver- tiefen verhindert hätte. Da er sich auf keinen Ideenaustausch über das Gesehene einließ, trat seine Unbekanntschaft mit die- sen Gebieten nirgend auffallend zu Tage. Mit einem Scherz knüpfte er alles an die Wirklichkeit, die er vorläufig noch so

angenehm fand, daß er das Verweilen im Reiche der Phantasie nicht begriff.

Während das Gespräch der jungen Leute stockte, rief Frau von Norbach aus dem Nebenzimmer Anna zu, daß es Zeit sei sich für die table d'hôte anzukleiden. Bald darauf ging man in den Speisesaal, wo die kleine Gesellschaft die gewohnten Plätze einnahm. Etwas verspätet trat auch Georg herein, für den Norbach ein Couvert hatte aufbewahren lassen. Er begrüßte den jungen Mann lettisch, wie es reisende Kurländer unter einander häufig thun, weil es einen eigenthümlichen Reiz hat eine Sprache zu sprechen, welche von der Umgebung nicht verstanden wird. Georg antwortete unbefangen und setzte auch das Gespräch in dieser Sprache fort, obgleich er bemerkte, daß Anna ihr halblautes Geplauder mit Paul zuweilen unterbrach, um auf die fremdartigen Laute zu horchen, die ihr während ihres kurzen Aufenthalts in Kurland nicht vertrauter geworden waren.

Ein neben den Kurländern sitzender Reisender, welcher schon seit einigen Tagen diesen Platz einzunehmen pflegte und eine Bekanntschaft angeknüpft hatte, wie man sie auf Reisen so häufig durch Fragen und Auskünfte über die beiderseitigen Heimathsverhältnisse eine Zeit lang interessant findet, hörte aufmerksam eine Weile zu und sagte endlich: „Ich bemühe mich vergebens zu errathen, welche Sprache Sie mit einander sprechen.“

„Das glaube ich gern“, erwiderte Norbach. „Außerhalb Kur- und Livlands ist unser Lettisch wohl auch nirgend einheimisch.“

Mit jener Unkenntniß der Verhältnisse unserer deutschen Ostseeprovinzen, die in dem deutschen Mutterlande so gewöhnlich ist, that der wißbegierige Fremde jetzt alle jene

Fragen, welche die Bewohner dieser Provinzen so gewohnt sind im Auslande zu hören. Als im Laufe des Gesprächs auch dessen erwähnt wurde, daß fortwährend so viele Letten, sobald sie einige Bildung erlangt hätten, den Deutschen zugeführt und als Ihresgleichen von denselben anerkannt würden, meinte der Reisende, es lasse sich der Stammesunterschied doch wohl überall erkennen. „Wer unter uns“, schloß er endlich, „würde nicht als Germane erkannt werden, das Fräulein vielleicht ausgenommen, welches so südliche Augen hat.“ Georg lächelte und bewies dem Fremden seinen Irrthum, indem er sich einen germanisirten Letten nannte; Anna aber erröthete, und sagte erst nach einer Pause mit sichtbarer Ueberwindung: „Sie haben Recht mich für keine Deutsche zu halten, denn ich bin jüdischer Herkunft.“

„Ho! Ho!“ lachte der Fremde, „und deshalb wollen Sie keine Deutsche sein, mein schönes Fräulein? Nein! so leicht kommen Sie von uns nicht los. Mein Großvater war auch ein Israelit, und doch kann ich Ihnen versichern, daß noch niemand an meinem Deutchthum gezweifelt hat.“

„Es ist auch wunderbarlich genug“, sagte Korbach, „daß man von einer jüdischen Nationalität doch nur in Bezug auf die Religion spricht, die doch sonst nicht als unterscheidendes Merkmal in dieser Beziehung gilt. Eine eigene Sprache sprechen die Juden nicht mehr, ein jüdisches Land, ein jüdischer Staat besteht seit Jahrtausenden nicht mehr, auch eigne Sitten wohl nur so weit sie mit Religionsgebräuchen zusammenhängen. Wie die Nationalität bei ihnen mit der Religion verschwindet, so bei den Letten mit der Sprache, da sich sonst bei diesen noch weniger körperliche und geistige Eigenthümlichkeiten nachweisen lassen als bei den Juden.“

„Es haben sich in den letzten Jahren“, sagte Georg, „so

viele schon fast vergessene Völker-Bruchtheilchen wieder als Ganzes geltend machen wollen, daß man sich endlich wohl über den Begriff vereinigen sollte, den wir mit dem Worte „Nation“ verbinden. Historisch hat es im Grunde anfänglich nirgend große Nationen gegeben; sie sind erst geworden durch große Staaten. Ist der Engländer, bei dem das Nationalgefühl vielleicht am meisten berechtigt erscheint, denn etwas Anderes als das Produkt einer vielfach wiederholten Mischung? und wer erkennt noch in Deutschland die vielen Völkerspitter der Vorzeit?“

„In Deutschland hat freilich die Theilung in verschiedene Staaten mit verschiedener Regierung und abweichenden Schicksalen die völlige Verschmelzung der einzelnen Stämme gehindert, die indessen durch das Band einer völlig gleichartigen Schriftsprache geeint sind.“

2121
...
„Ich habe“, fuhr Georg fort, „mit fast schmerzlicher Anstrengung Jahre lang alles hervorgesucht, was sich irgend für die Fortdauer des Lettenvolks geltend machen ließ, und mir endlich doch gestehen müssen, daß es bestimmt ist, mit dem Kulturvolke zu verschmelzen, mit dem es auch die Religion gemein hat. Wenn ich auch alles moderne Gerede von selbständiger Entwicklung bei Seite lasse, so muß ich doch als Bedingung nationalen Fortschritts die Möglichkeit anerkennen, die einmal empfangenen Einflüsse zu eigenthümlicher Gestaltung zu benutzen und durch dieselben innerlich und äußerlich zu wachsen. Diese Möglichkeit aber sehe ich bei den Letten nicht, welche als Volk zu unbedeutend sind. Es gehört nun einmal zu dem Begriffe einer Nation auch eine größere Anzahl von Individuen.“

!!!
...
„Und dennoch“, sagte Norbach, „haben sich, wie ich höre, in der Zeit meiner Abwesenheit sogar die zweitausend Liven,

welche einen Küstenstrich Kurlands bewohnen, als selbständiges Volk geltend machen wollen.“

„Das wäre ihnen selbst schwerlich eingefallen“, erwiderte Georg. „Es lag ganz außerhalb ihres Ideenkreises, bis sie in unsern Tagen gewissermaßen neu entdeckt wurden, als gerade Veränderungen in ihrer materiellen Lage einige Unruhe bei ihnen erzeugt hatten. Der Umstand, daß sich eine eigene Sprache bei ihnen erhalten hat und daß sie als Seeleute und Fischer wenig Verkehr mit den ackerbautreibenden Letten in ihrer Nähe haben, wurde ausgebeutet, um ihnen eine lebensfähige Nationalität zuzusprechen. Gelehrte Forschungen über ihre Sprache wurden dadurch erschwert, daß keine Schrift in derselben existirt; so hat man denn die Sache wieder fallen lassen und die Liven treiben ruhig ihre Fischerei wie vorher.“

„Wunderbar bleibt doch der Sonderungstrieb“ sagte der Fremde, „der plötzlich über einen Theil der Menschheit gekommen zu sein scheint, neben der Sehnsucht nach Einheit, welche einen andern Theil ergriffen hat.“

„Darin ist die natürliche Reaction wohl nicht zu verkennen, welche auf die lange herrschende Periode des Weltbürgerthums folgen mußte“, erwiderte Norbach. „Mir scheint die Sehnsucht nach ausgesprochener Nationalität auch mit der neu erwachten Thatkraft der Völker zusammen zu hängen. Der Deutsche z. B. fand, so lange er vorzugsweise in der Welt der Ideen lebte, das Weltbürgerthum ganz angemessen, denn der Philosoph kennt nur den Menschen als solchen; er muß die Schranken der Nationalitäten, der Stände- und Berufskreise für äußere Zufälligkeiten erklären. Unsere praktische Zeit faßt erst wieder die Kräfte zusammen, die sie benutzen will. Sie eint Vieles, was getrennt, und trennt, was gebunden war.“

Das Gespräch der Männer hatte die Aufmerksamkeit ihrer Tischnachbarn erregt. Es wurden auch von diesen verschiedene Fragen nach den Zuständen der Ostseeprovinzen gethan, die so spät erst den Antheil des Mutterlandes zu erregen angefangen haben; der erweiterte Kreis aber ließ ein näheres Eingehen auf den Gegenstand nicht weiter zu, und man erhob sich bald, da man für den Nachmittag noch einen Gang in das königliche Schloß beabsichtigte, um die Nibelungen- und Homersäle zu sehen. Georg schloß sich auf Herrn von Norbachs Aufforderung der kleinen Gesellschaft an.

Paul, der es nicht gern sah, wenn Anna den Gesprächen seines Vater mit Georg ungetheilte Aufmerksamkeit zuwandte, suchte sie unterwegs auf gewohnte Weise mit allerlei Scherzen zu unterhalten, nicht ohne zuweilen auch eine spöttische Bemerkung über den jungen Landsmann einfließen zu lassen. Sie fühlte das Unpassende dieser Bemerkungen vollkommen, da Georgs Wesen zu einfach war, um dem Spotte viel Spielraum zu lassen, konnte sich aber doch nicht enthalten, über die Art von Witz zu lachen, die Paul geltend zu machen wußte.

Vor den Gemälden im Schlosse mußte er es sich wieder gefallen lassen, unbeachtet zu bleiben, während Anna aufmerksam zuhörte, als Georg, mit genauer Kenntniß der Dichtungen, seine Bewunderung der Darstellung in warmen Worten aussprach, indem er lebhaft von einem Gemälde zum andern ging. Als er vor einem derselben stehend den Arm erhob, um auf den Jüngling Siegfried zu zeigen, der in entzücktem Staunen Chrimhilden entgegen sieht, und seine eignen Augen leuchtend von dem Gemälde sich zu Anna wandten, fiel ihr die Verwandtschaft seiner eignen Erscheinung mit jenen Bildern auf, und sie sah ihm sinnend nach, als er zu sprechen aufgehört und sich wieder zu einem andern Gemälde gewandt hatte.

Herr von Norbach rief ungeduldig zu den homerischen Bildern, die ihm die ganze Vorliebe seiner Jugend für die Griechenwelt ins Gedächtniß riefen. „Wir sollten doch eigentlich“ sagte er, als die Andern herbeigekommen waren und bewundernd vor den ersten Bildern stehen blieben, „mehr Wohlgefallen an jenem germanischen Typus der Nibelungenbilder haben, und doch zieht es uns unwiderstehlich zu diesen südlichen Gestalten.“

„Ich denke, man fühlt sich gewöhnlich von dem angezogen was man selbst nicht besitzt“, erwiderte Anna, erröthete aber, als Norbach lächelnd einfiel: „Nun, da müßten Sie schon zu jenen Bildern zurückkehren; ist doch Ihr eignes Colorit in diesem Augenblicke wie aus diesen Gemälden genommen.“

Georg folgte vergleichend mit den Augen und fand, daß die jetzt erhöhten Farben dem jungen Mädchen eine fast glänzende Schönheit verliehen. Die Narbe, welche sie an der Schläfe trug, fiel ihm jetzt erst ins Auge und rief ihm jenen Augenblick ins Gedächtniß, da sie an seiner Brust Rettung vor der Flamme gesucht. Diese Erinnerung brachte ihn fast in Verwirrung, als er fortfahren mußte, die Einzelheiten der homerischen Dichtung an den Bildern zu erläutern, während Annas dunkle Augen mit gespannter Aufmerksamkeit an seinen Lippen hingen.

Frau von Norbach, deren Liebe für den Sohn alle andern Neigungen und Rücksichten beinahe ausschloß, hatte mit innerlicher Unzufriedenheit gesehen, wie er sich tagelang ausschließ- lich mit Anna beschäftigte und fast kein Wort für sie übrig behielt. Sie freute sich daher, als er sich heute wieder mehr zu ihr hielt, und ging, müde von dem langen Stehen, mit ihm dem Eingange zu, wo sie, auf einem Sessel ausruhend, die Uebrigen erwartete. Sie nahm auch seinen Arm, als endlich Alle sich zum Aufbruch rüsteten.

Das begonnene Gespräch wurde im Gehen fortgesetzt und Georg verhehlte seine Unkenntniß in Sachen der bildenden Künste nicht. Herr von Norbach und Anna, Ersterer durch oft wiederholte Anschauung, Letztere durch eigene Anlage dem Verständniß näher, wechselten nun die Rollen mit Georg und wurden durch diesen Austausch in so heitere Stimmung versetzt, daß bald ein vertraulicherer Ton zwischen ihnen herrschte, als es sonst wohl geschehen wäre. Man verabredete für die nächsten Tage wiederholte Besuche der Kunstsammlungen. Norbach versprach die Bekanntschaft mit ein paar namhaften Künstler zu vermitteln. Er sowohl als Anna empfanden das eigenthümliche Vergnügen, dessen wir genießen, wenn wir etwas, was uns wohlgefällt, auch Andern zu bewundern geben oder gar Andere es bewundern lehren. Frau von Norbach blieb, der Ermüdung wegen, oft zu Hause, und Paul, den die Kunstsammlungen an sich längst gelangweilt hatten, suchte an andern Orten Ersatz für die Unterhaltung mit der hübschen Hausgenossin.

Mehrere Wochen waren auf diese Weise für Georg pfeilschnell vergangen. Sein Verhältniß zu seinem Wohlthäter war herzlicher als jemals. Dieser fand in dem Enthusiasmus seiner beiden jugendlichen Begleiter die Begeisterung seiner Jugend wieder, die in der Einförmigkeit des heimathlichen Lebens geschlummert hatte, und fühlte sich verjüngt in ihrer Gesellschaft. Anna hatte im Umgange mit diesen beiden Männern zum ersten Male das Gefühl, daß ihr hier kein Vorurtheil entgegentrete, theilte sich deshalb selbst freier mit und kehrte, da sie keine Veranlassung zum Mißtrauen fand, auch die eignen schroffen Seiten weniger hervor.

Georg mußte sich bald gestehen, daß er in Gefahr war, seine Ruhe zu verlieren. Der fortgesetzte Umgang mit einem

schönen jungen weiblichen Wesen, in einer Umgebung, die ganz geeignet war die Schwächen der menschlichen Natur zurücktreten zu lassen und die edleren Seiten derselben hervorzuziehen, so wie sie dazu beitrug durch das gemeinschaftliche Interesse, welches sie weckte, die hemmenden Schranken zu heben, welche Georg in dem Mangel geselliger Gewandtheit gefunden haben würde, hatte der Wirkung auf sein Herz nicht verfehlt. Er faßte zwar den ernstlichen Vorsatz, keine Gedanken- und Gefühlsrichtung in sich aufkommen zu lassen, die ihn von seinem unmittelbaren Zwecke, sich auf jede Weise für seinen künftigen Beruf tüchtig zu machen, ablenken konnte, fand aber doch die Versuchung größer, als er geahnt hatte, sich von der Hand der Schönheit auf den blumigen Pfad des Genusses führen zu lassen, welcher ihm hier in seiner edleren Gestalt erschien. Wenn er seiner nahen Abreise erwähnte, redete ihm Norbach eifrig zu noch länger zu bleiben, und Anna äußerte unbefangen ihr Bedauern.

An einem Tage, als Georg sich vorgesetzt hatte, nun den Abschied nicht länger hinauszuschieben, kehrte er eben mit seinen Landsleuten von einer Ausflucht in die Umgegend in den Gasthof zurück, als ein Omnibus mit neuangekommenen Reisenden in den Thorweg fuhr. Aus dem Wagen sprang zuerst ein junger Mann, welcher einem der wartenden Kellner ein paar Worte zurief. „Es ist nur noch Platz im Nebenhanse oder im dritten Stock“, erwiederte dieser. „So hoch Sie wollen“, rief dieselbe Stimme, deren Klang Georg einen Ausruf der Ueberraschung entlockte, „aber nicht nebenan, ich hasse alles Nebenan!“ In einem Augenblick stand Georg vor dem Reisenden. „Bornhof! wie kommst du hierher?“ rief er freudig und schüttelte ihm die Hand.

„Nun, das ist ja prächtig, daß ich dich noch hier finde!“

erwiederte dieser. „Ich fürchtete schon, du wärest bereits in den Gletschern und ich müßte dir nachsetzen. Aber was sagst du dazu, daß ich wieder nicht studieren kann? Es war in Berlin vor Hitze nicht auszuhalten. Studenten sollen zwar schweigen, das ist ihr Beruf; aber den Herren Professoren ging es ebenso; sie wurden immer matter und matter. Wenn einem da einfällt, daß man in ein paar Tagen mitten in den Gletschern sein kann, und eine Handvoll Thaler dem geplagten Individuum noch zu Gebote stehen, so wird die Sehnsucht nach Naturschönheiten zum peinlichsten Verlangen; man nimmt sich vor, bei dem ersten frischen Luftzuge zurückzukehren und — ist hier. Ich hoffe du freust dich?“

Georg schüttelte ihm statt aller Antwort noch einmal herzlich die Hand. Bornhof sah sich nach dem Kellner um und reichte ihm die Nummer seines Gepäcks. „Nach Nr. 40!“ rief dieser dem Hausknecht zu, und lief die Treppe hinauf; die jungen Leute folgten ihm.

„Nun erzähle mir, wie es sich fügte, daß du noch hier bist“, sagte Bornhof, als sie das angewiesene Zimmer betraten.

„Die Waldhösschen sind hier“, sagte Georg, welcher fühlte, daß ihm das Blut dabei ins Gesicht stieg.

„Wirklich!“ erwiederte Bornhof, „da muß ich mich dem Alten doch auch vorstellen; aber das Söhnchen ist wohl auch hier?“

„Ja wohl“, sagte Georg. „Auch Anna Held ist da“, setzte er hinzu, indem er aufstand und sich etwas im Zimmer zu schaffen machte.

„Das hübsche Judenkind? Nun, das ist doch schön von den Norbachs, daß sie sie nicht im Stiche lassen. Wohnen sie hier, in diesem Gasthof?“

Georg nickte. Unterdessen wurden die Sachen gebracht und Kaffee bestellt. Während Bornhof sich umkleidete, mußte

Georg dessen Fragen über seinen hiesigen Aufenthalt beantworteten, was ihn zuweilen wieder verlegen machte, da der Freund sich immer auf's Neue verwunderte, ihn noch in München getroffen zu haben. Endlich war Bornhof angekleidet und eingerichtet. Der Kaffee wurde eiligst eingenommen.

„Was nun?“ fragte Bornhof fröhlich, „wohin?“

„Wir hatten einen Gang durch den englischen Garten verabredet“, sagte Georg, „im Theater giebt's heute nichts Besonderes.“

„Gut“, rief Bornhof, „ich bin dabei! Da kann ich gleich die Landsleute begrüßen. Gehen wir hinunter; ich muß ihnen doch vorher einen Besuch machen.“

Die jungen Leute traten in den kleinen Salon, welcher zu Norbachs Wohnung gehörte. Bornhof war noch nie anders als freundlich empfangen worden und bewegte sich deshalb mit einer Unbefangenhait und Leichtigkeit, um die ihn Georg auch heute beneidete, da er, voll von den mannigfachen Gedanken, die ihn schon seit mehreren Tagen beschäftigten, wenig zur Unterhaltung aufgelegt war. Nach dem ersten einleitenden Gespräche mit Herrn und Frau von Norbach wandte sich Bornhof mit einem Blick auf die am Fenster sitzende junge Dame zu Georg und winkte ihm, ihn derselben vorzustellen. Dieser that es und Bornhof machte nun gleich die Unterhaltung allgemein und erzählte lachend, wie er der Versuchung erlegen, seine Studien zu unterbrechen.

Anna sah zu den jungen Leuten auf und es fiel ihr auf, wie Georgs Züge, die ihr bisher zwar nicht schön, aber durch Wort und Gedanken belebt, doch angenehm und nicht unbedeutend erschienen waren, neben dem von Geist und Fröhlichkeit strahlenden Gesicht des Freundes in den Schatten traten, wie seine Gestalt, die in ruhiger Haltung kräftig und wohl-

gebildet erschien, neben dem schlankeren Freunde der Anmuth entbehrte. Das blonde Haar Georgs legte sich schlicht um seine offene Stirn, während Bornhofs dunkle Locken die Schönheit des edelgebildeten Kopfes noch erhöhten.

Paul, welcher unterdessen einen Bekannten besucht hatte, trat jetzt auch herein. Er hatte Bornhof als Knaben gesehen und die Bekanntschaft wurde erneuert. Man sprach von andern reisenden Landsleuten, von weitern Reiseplänen, von den Bewegungen in der innern Politik Aurlands und von den beunruhigenden Ereignissen in Polen und Litauen. Norbach dachte daran, seine Rückkehr nach Aurland zu beschleunigen.

Paul war überrascht von dem vertraulichen Ton des glänzenden jungen Mannes gegen den Bauernsohn und wurde unwillkürlich selbst freundlicher gegen Georg, den er bisher zu übersehen sich bemüht hatte. Als er sah, daß Bornhof auch gegen Anna die Courtoisie der feineren Welt an den Tag legte, dachte er sich, er wisse wohl nicht, wer sie sei, doch bewog ihn das, als älterer Bekannter der jungen Dame, die er in den letzten Tagen gerade nicht gesucht hatte, eine gewisse Vertraulichkeit geltend zu machen.

Herr von Norbach erinnerte an den beabsichtigten Spaziergang; der schöne Abend lockte ins Freie. Bald war die Gesellschaft in den gewundenen Gängen des Gartens. Bornhof ging an der Seite Norbachs, welcher über die neuesten politischen Vorgänge Aurlands mit dem jungen Landsmann sprach, dessen Familie in der Heimath bedeutende Besitzungen hatte. Frau von Norbach hatte, wie sie zu thun pflegte, den Arm ihres Sohnes genommen und Georg ging neben Anna her. Er hatte bisher kaum einmal allein mit ihr gesprochen und konnte nicht gleich einen Gegenstand der Unterhaltung finden. Auf ihre Fragen über seine Bekannt-

schaft mit Bornhof kam die Rede natürlich auch auf dessen Persönlichkeit, und Georg wurde immer lebhafter, als er mit der ganzen Wärme seiner Freundschaft dessen seltene Eigenschaften pries.

Anna hatte sich alle männliche Vortrefflichkeit bisher nur unter sehr ernster Außenseite denken können, männliche Schönheit nur mit einem ernsten oder gar schwermüthigen Ausdruck, männlichen Geist in wissenschaftlichen und philosophischen Formen und männlichen Charakter in großen Thaten und Werken. Sie war mißtrauisch gegen das gewinnende Aeußere des jungen Mannes und erwartete jene leichtfließende Unterhaltung, welche das heitere, bewegliche Wesen desselben anzukündigen schien. Georgs Schilderung paßte nicht zu dieser Vorstellung; auch das Gespräch der hinter ihnen gehenden Männer klang eifrig und ernst. Anna wandte einen Augenblick den Kopf und sah Bornhof in lebhafter Rede stehen bleiben, als vergesse er, wo er war.

Die Gesellschaft kam zu einem kleinen Kaffeehause, wo sie sich in einem Blumengärtchen niederließ und Erfrischungen bestellte. Die Unterhaltung wurde wieder allgemein und Bornhof die Seele derselben. Er schilderte die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Berliner Kreise mit einer Heiterkeit, die sich bald den Zuhörern mittheilte. Indessen konnte sich Anna einer peinlichen Empfindung doch nicht erwehren, als er bei seinen Schilderungen geflissentlich vermied, der Juden zu erwähnen, die doch einen so bedeutenden Theil der Einwohnerschaft Berlins ausmachen.

Während der Unterhaltung waren einige Personen in das Gärtchen getreten, deren Erscheinung die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregte. Die Toilette der eintretenden Damen war auffallend durch jene Uebertreibung der Moden,

welche von dem guten Geschmacke vermieden wird. Die etwas kleinen, gedrunghenen Gestalten wurden durch die Ausdehnung ihrer Crinolinen zu wandelnden Pyramiden, und die Gesichter, welche unter thurm hohen Hüten an lebhafter Farbe mit den Blumen derselben wetteiferten, waren fast durch die riesengroßen Bauschleifen unter dem Kinn versteckt. Diese Damen, welche die Aehnlichkeit der Züge leicht für Mutter und Tochter erkennen ließ, waren von zwei Herren begleitet, von welchen der ältere das Ansehen des Familienhauptes sichtlich beanspruchte, während der jüngere sich durch die Artigkeiten, welche er beiden Damen erwies, als Fremder kenntlich machte.

Was die Physiognomie der Eintretenden schon verrathen hatte, wurde durch ihren Ton bald bestätigt. Es waren reisende Israeliten, die, aus den böhmischen Bädern kommend, noch eine moderne Reisetour vorhatten. Die laut geführte Unterhaltung derselben drehte sich meist um die mannigfachen Genüsse und Vortheile, die man sich auf Reisen für geringes Geld verschaffen könne. Die Damen rühmten die Wohlfeilheit der eingekauften Modewaaren, die Herren die guten Speisen und Weine in dem Hotel, welches sie bewohnten. Es wurden die Preise der Heimath verglichen, und die Gesellschaft unserer Kurländer erfuhr, daß sie Landsleute vor sich sah.

„Kann man doch auf Reisen leben wie ein Baron“, sagte der ältere der beiden Juden. „Fragt einen doch keiner, wie man heißt und was man ist, wenn man nur bezahlt.“

„Der Herr Bäermann sieht auch gar nicht wie ein Israelit aus“, fiel die Frau ein, indem sie den jüngeren Herrn, welcher seinen Schnurbart wohlgefällig strich, freundlich ansah, „und seit er in Berlin wohnt, spricht er auch so berlinisch, daß es eine Freude ist.“

„Ach, wenn wir doch auch in Berlin leben könnten!“

seufzte die Tochter. „Alle Tage Schauspiel und Musik im Freien und Spazierengehen!“

„Dho!“ rief der Vater, „alle Tage Feiertag, das geht nicht. Erst gewonnen, dann ausgegeben. Hätten wir können reisen, wenn ich nicht das gute Geschäft hätte gemacht mit dem Seehöflichen Herrn? Noch ist gute Zeit bei uns; noch können die Herren nichts machen ohne uns Israeliten. Hat doch der Thalhöfliche Herr gesagt: „Isaaksohn, was werde ich machen, wenn du fort bist?“ und der Wahlsche hat gefragt: „Kommst du auch nur zeitig wieder im Herbst?“ Und ich muß auch bald zurück; ich habe versprochen dem Herrn von Dornau, ihm zu schaffen recht billig ein Gut zu kaufen; da muß ich herumfahren zu Diesem und Jenem. Zuletzt hat man dann ein gut Stück Geld. Kann ich machen wieder ein gutes Geschäft, so sollst du haben eine Brosche von Korallen, und Ohrgehänge dazu!“ sagte er schmunzelnd, indem er sich zu der Tochter wandte, welche trübselig erwiderte:

„Aber unterdessen muß ich wieder sitzen im Städtchen in dem alten niedrigen Hause, und wenn ich spazieren gehe, verderbe ich mir die Kleider auf den schmutzigen Straßen, und die besten kann ich gar nicht einmal anziehen, weil die Andern neidisch sind, die immer schon sagen: „Was des Isaaksohn seine Tochter die Nase hoch trägt!“ Und wie wir wegreisten, haben sie Alle gesagt, der Vater müsse wieder ein Geschäftchen an der Grenze haben, weil er reise, als ob er ein kranker Herr wäre.“

„Laß sie reden, Leonore“, sagte die Mutter. „Das ist alles nur Neid und schadet uns nicht. Der Herr Hauptmann hat doch gesagt, wenn er uns sieht, will er immer den Hut abnehmen, weil er denkt, es sind zwei von den adeligen Damen aus der Umgegend ins Städtchen gekommen.“

Auch der junge Mann äußerte galant, es wäre diese Verwechslung sehr begreiflich, und die beiden Damen hörten mit sichtlichem Vergnügen, daß man sie für das, was sie waren, unmöglich halten könne.

Unwillkürlich hatten Norbach und seine Gesellschaft bei der Annäherung der Fremden geschwiegen. Als das Gespräch derselben so laut geführt wurde, sagte Paul halblaut zu der neben ihm sitzenden Mutter: „Ob wir nicht als Landsleute mit ihnen anbinden? Das wäre amüsant.“ Doch er besann sich, als er in Annas hochroth glühendes Gesicht sah. Diese hörte mit der peinlichsten Empfindung der charakteristischen Unterhaltung zu und wünschte sich weit weg von hier. Georg errieth, was sie bewegte, da er sich schon seit einiger Zeit gewöhnt hatte, alles, was ihn umgab und ihm begegnete, in Bezug auf sie zu denken, und sann auf einen Vorwand, um zum Weggehen aufzufordern. Bornhof half Allen, indem er an allgemein Menschliches anknüpfte.

Er stand auf, ging unbefangen auf die Gesellschaft zu und sagte grüßend: „Ich höre, Sie sind Aurländer; darf ich fragen, ob Sie kürzlich erst unsere Heimath verlassen haben? Man schreibt mir von der Bedrängniß vieler Gutsbesitzer an der litauischen Grenze, die durch zersprengte Rebellenhaufen beunruhigt werden. Das Gut Wandau, auf welchem meine Mutter lebt, ist in der Nähe der Grenze und Herr von Norbach hier wird auch besorgt sein für Waldhof.“

„Ah! der Waldhöfische Herr ist auch hier!“ rief Isaaksohn aufspringend. „Habe auch einmal gehabt ein Geschäft in Waldhof, so lange der Herr waren im Auslande. Das ist der junge Herr Baron“, fuhr er fort auf Paul zeigend, „und das ist wohl das gnädige Fräulein?“ fragte er mit einem Blicke auf Anna. Diese schüttelte den Kopf, und der Alte

sah Paul schmunzelnd an, als müsse sie dann in andern engen Beziehungen zu der Familie stehen.

Herr von Norbach sprach weiter von den Nachrichten aus Kurland, man theilte sich die allseitigen Besorgnisse mit; der Israelit aus Berlin erzählte wie Bornhof von den dort herrschenden Befürchtungen für die an Polen grenzenden Provinzen. Man sprach von der Rückreise auf der oft gefährdeten Eisenbahn durch die aufständischen Gegenden, und die kleinen Lächerlichkeiten des äußeren Wesens der jüdischen Landsleute waren darüber vergessen. Isaaksohn schloß damit, daß er sich glücklich schätzen würde, mit der Gesellschaft des Herrn Barons die bedenkliche Fahrt zu machen, und Norbach versprach ihm gutmüthig sein Eintreffen in Berlin an eine von ihm gegebene Adresse zu melden.

Die Gedanken des ganzen Kreises hatten sich auf die öffentlichen Angelegenheiten gerichtet. Man disputirte über die mögliche Auflösung der schwierigen Verhältnisse, bis endlich der sinkende Abend zum Ausbruch mahnte, nachdem die jüdische Gesellschaft längst in die Stadt zurückgekehrt war.

Georg begleitete Bornhof auf sein Zimmer. Das Gespräch wandte sich natürlich auf die eben verlassenen Landsleute. Bornhof sprach mit lebhaftem Wohlgefallen von Anna's äußerer Erscheinung und fragte endlich, ob sie die Waldhöfchen wirklich nach Kurland begleiten werde. Georg hatte sich bisher nicht entschließen können die Verhältnisse des jungen Mädchens direkt zu berühren, glaubte aber aus den allgemeinen Gesprächen schließen zu können, daß von einer Trennung vorläufig nicht die Rede sei.

„Sie thut mir sehr leid“, sagte Bornhof. „Dort kann sie sich unmöglich einleben, dort wo schon jeder Fremde eine mißliche Stellung hat, weil alles nach Ständen und Familien

zusammenhält, wie viel mehr ein junges Mädchen ohne Verwandte; und nun gar eine ehemalige Jüdin! Jeder Krämer, der ins Haus kommt, wird ihr peinliche Gefühle verursachen, und nun vollends die unzähligen Redensarten, die wir in Bezug auf die Juden im Munde führen! Auch stehe ich nicht dafür, daß unsere Damen nicht ihre Näschen rümpfen, wenn sie irgendwo einen Besuch macht.“ Georg schwieg, fühlte aber schon bei dem Gedanken an die möglichen Kränkungen, denen Anna entgegen ging, den Zorn in seinem Innern aufsteigen.

„Der alte Norbach wird gut gegen sie sein“, fuhr Bornhof fort, „und seine Frau wird sie wenigstens absichtlich nicht verletzen; aber der Sohn wird ihr nur den Hof machen, wenn er allein zu Hause mit ihr ist. Ich wäre im Stande sie zu warnen, so fremd sie mir ist. Wenn sie Zartgefühl hat, wird sie das Leben in Kurland unter solchen Umständen nicht ertragen.“

Georg kämpfte mit der falschen Scham, die ihn hinderte sich dem Freunde offen anzuvertrauen. Er überwand sich endlich so weit, daß er die Nothwendigkeit beklagte, die ihn gerade jetzt aus Anna's Nähe trieb und ihm die Pflicht auferlegte jedes persönliche Interesse jetzt abzuweisen, um sich ganz der Vorbereitung für seinen Beruf widmen zu können. Bornhof errieth mehr als Georgs Worte ausdrückten. Er schonte die Bewegung des Freundes. „Du hast wieder Recht,“ sagte er und reichte ihm die Hand, „sei aber nicht zu streng gegen dich selbst. Man braucht auch auf dem Wege der Pflicht den Blumen nicht fühllos vorüber zu gehen, die ihn schmücken. Man nimmt sie lieber mit sich und pflanzt sie daheim in sein Gärtchen. Weiß das Mädchen von deinen Gefühlen?“

„Ich glaube es nicht“, erwiderte Georg, „auch habe ich keine Hoffnung, so freundlich sie mit mir ist, weil sie fühlt, daß sie keinem Vorurtheil bei mir begegnet. Durste ich in meinen

Verhältnissen auch nur versuchen ihre Neigung zu gewinnen? Was habe ich ihr zu bieten, da ich selbst noch heimatlos bin, noch nichts gethan habe, mir ein Haus zu gründen.“

„O du schwerfälligster aller Steine auf dieser schwerfälligen Erde!“ rief Bornhof. „Ich glaube wahrhaftig, du bist zu gewissenhaft einem schönen Mädchen in die Augen zu sehen, ehe du sagen kannst: „Mein Fräulein, ich habe ein Haus mit so und so viel Zimmern, Küche und Keller, eine Einnahme von so viel Rubeln, und einen Charakter mit gewissen guten Eigenschaften, was ich mit genügenden Beweisen belegen kann.“ Nein, mein alter Freund, die Mädchen sind nicht so vorsichtig, glaube mir. Sage der Anna Held: „Ich bin ein zuverlässiger Mensch und habe Sie lieb. Wollen Sie mich nehmen, wenn ich einmal ein Haus habe?“ Das haben sie lieber. Du magst meinetwegen einige Ueberschwänglichkeiten hineinmischen.“

„Jetzt könnte ich noch keinenfalls so fragen“, sagte Georg, „selbst wenn ich glaubte, sie könnte mir gut werden. Sie weiß zwar von mir und meinem Leben durch Norbachs, kennt mich aber persönlich nur so viel sie mich hier gesehen. Sie ist schön und klug, kann ich mir einbilden, daß unter allen Männern ich ihre Neigung zu gewinnen vermöchte? Heute Abend z. B. hat sie kaum hingehört, wenn ich sie anredete.“

„Heute war sie sichtlich verwirrt durch das Zusammen treffen mit jener Judenfamilie, die ihr gerade keine Lust machen konnte, sich als stammverwandt zu bekennen.“

Die Freunde trennten sich spät. Am andern Morgen ließ Norbach ihnen sagen, er habe Briefe aus Kurland erhalten. Beide erschienen in seiner Wohnung und erfuhren, daß man allerdings nicht ohne Besorgniß an die nächste Zukunft denke, daß vorläufig aber noch nirgend unmittelbare Gefahr eingetreten sei.

Bornhof war dennoch durch die eingelaufenen Nachrichten beunruhigt. „Meine Mutter ist mit meinen kleinen Schwestern ziemlich hilflos in Wandau, wenn sich Insurgentenhäufen in der Gegend zeigen sollten“, sagte er. „Bis jetzt hat sie mir nicht gerade ängstlich darüber geschrieben; es ist aber auch möglich, daß sie mich nur in meinen Studien nicht stören will; und ich bin so leichtsinnig gewesen, diese in einer bloßen Laune zu unterbrechen. Das fällt mir wirklich schwer aufs Herz, und ich bin sehr geneigt noch in diesen Tagen nach Berlin zurückzukehren, um wenigstens der Heimath näher zu sein, wenn meine Gegenwart den Meinigen wirklich wünschenswerth werden sollte.“

Georg mußte diese Bedenken natürlich finden, so sehr er sich auf die gemeinschaftliche Reise gefreut hatte. Die Freunde kehrten in Bornhofs Zimmer zurück und sprachen noch lange über ihre weiteren Pläne, bei welchen das bloße Reisevergnügen immer mehr in den Hintergrund trat. Georg hatte sich vorgesezt, seine Kenntnisse in Bezug auf die verschiedenen Volksbildungsanstalten möglichst umfassend zu machen. Mit der kurzen Schweizerreise sollte der vorzugsweise Genuß bringende Theil seines Reisejahres abgeschlossen sein. In verschiedenen deutschen Staaten dachte er dann seine Studien in der erwähnten Richtung zu machen und endlich seine Forschungen in den Ländern zu beschließen, wo, wie in Kurland, gemischte Nationalitäten in der Bevölkerung vorhanden, also ähnliche Schwierigkeiten bei der Volksbildung zu überwinden sind. Er sah also ein weites Arbeitsfeld vor sich, welches ihm zum bloßen Genuße nicht viel Muße übrig lassen konnte. Diesem wollte er jetzt um so mehr entfliehen, als er durch Arbeit und Anstrengung sein Ohr gegen die Sirenenstimmen zu verschließen wünschte, die ihn in die Welt der Gefühle locken wollten.

Beide Freunde fanden, da sie innerlich beunruhigt waren, keine rechte Freude mehr an dem Aufenthalt in München. Schon nach wenigen Tagen erschienen sie bei Norbachs, um Abschied zu nehmen. Bornhof schonte sich selbst nicht in Beurtheilung seiner eignen Launenhaftigkeit, wie er seine Sinnesänderung nannte. „Auf Wiedersehn in Berlin“, sagte er heiter, indem er sich verabschiedete. „Sie lassen mich rufen, hoffe ich, wenn Sie dort angekommen sind. Es ist sehr möglich, daß auch ich bald nach Kurland zurückkehre. Als Nachbarn können wir dann mit einander Haus und Hof vertheidigen“, setzte er, zu Paul gewendet, hinzu und fragte Anna: „Was meinen Sie, mein Fräulein? Es wäre doch interessant, in unserer prosaischen Zeit etwas Kampf und Sieg, etwas Heldenthum u. s. w. zu erleben!“

Anna sah noch lange sinnend nach der Thüre, als Bornhof gegangen war. Sie konnte das leuchtende Auge, den Klang der vollen Stimme nicht vergessen. Dieses Antlitz mußten sie ja tragen, die idealen Gestalten ihrer Phantasie. Das Vollkommene mußte ja heiter sein, wie die Sonne selbst, dachte sie jetzt. Das Edle ohne Kampf mit niedrigen Neigungen, das widerspruchslose Erfassen des Guten, es konnte nicht düster sein. Der Glückliche, dem keine Bitterkeit, kein Haß jemals in die Seele gedrungen war, er mußte das strahlende Cherubsantlitz dieses Jünglings tragen! Welches Herz könnte sich ihm verschließen, welches Gemüth sich von ihm abwenden?

Als die beiden Freunde gegangen waren, entstand für Anna eine Leere, die sie noch nicht gekannt. Paul versuchte vergebens den alten scherzhaften Ton anzuschlagen, den sie eine Zeit lang doch gern zu hören schien. Bei allem, was man während des noch einige Tage dauernden Aufenthalts

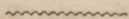
in München unternahm, vermiste sie Georgs lebhaftes Interesse an den Gegenständen, die vielfachen Kenntnisse, mit welchen er ihr zu Hülfe kam, die stets gleiche Aufmerksamkeit, mit welcher er ihre Wünsche und Neigungen zu errathen schien, mit welcher er alles vermied, was ihre reizbare Empfindlichkeit irgend verletzen konnte. Bornhofs Bild aber ließ alles Andere in den Hintergrund treten und erfüllte ihre Seele mit jener schwärmerischen Bewunderung, welche auf die erwählte Persönlichkeit alle Vollkommenheiten zu übertragen liebt, die eine jugendliche Phantasie so gerne verkörpert sähe.

Die Freunde hatten sich mit tiefem Bedauern zur Trennung entschlossen, nachdem Georg noch einmal den Vorschlag gemacht, zusammen weiter zu reisen. „Wir haben wahrhaftig die Rollen gewechselt“, rief Bornhof. „Ich muß der Standhafte sein, und du spielst den leichtsinnigen Versucher. Nein, diesmal bleibe ich fest. Es war schon unrecht, daß ich hierher kam. Ich muß in der Nähe der Meinigen bleiben. Es ist auch ganz gut, daß es mir leid thut die Reise aufzugeben, weil es mir doch sonst gar zu wohl gefällt in dieser Welt voll Mängel. Wäre ich abergläubisch, so ahnte mir irgend ein Mißgeschick und ich freute mich der Gelegenheit den Polykrates zu spielen, von dem ich übrigens immer gedacht habe, daß er sich sehr wohlfeil loskaufen wollte.“

Georg sah den Freund gerührt an. Wirklich stand er da, wie das Bild menschlichen Glücks und menschlicher Liebenswürdigkeit. „Gott behüte dich und gebe uns ein fröhliches Wiedersehen“, rief er aus und wollte nach kurzem Abschied fortgehen; aber Bornhof hielt seine Hand noch fest und fragte lächelnd: „Nun, habe ich dir daheim nichts zu bewachen, wenn ich früher nach Kurland zurückkehre?“

„Ich darf nichts mein nennen“, sagte Georg und seine Lippen bebten, denn er dachte daran, wie ihn Anna zerstreut angesehen, als er ihr zum Abschied die Hand gereicht. „Wenn ich kann, unterdrücke ich auch alles Wünschen und Hoffen, bis ich wiederkehre, und lebe dann nur für Arbeit und Beruf.“

Eine halbe Stunde später fuhren Beide auf Dampfes Flügeln nach entgegengesetzten Richtungen.



Neuntes Kapitel.

Als Herr von Norbach, nach einer Badekur, mit den Seinigen gegen Ende des Sommers in Berlin eintraf, versäumte er nicht Bornhof von seiner Anwesenheit zu benachrichtigen. Es waren unterdessen aufregende Nachrichten von der polnischen Grenze gekommen. Es hieß, die Reise auf der Eisenbahn sei nicht mehr sicher, die Aufständischen hätten mehrere Züge bereits angehalten, einige sogar durch Ausheben einzelner Schienen gefährdet. In Berlin war zu der ohnehin schon herrschenden politischen Aufregung noch die Besorgniß für die preussisch-polnischen Kreise gekommen. Die öffentlichen Angelegenheiten waren der Hauptgegenstand jedes Gesprächs, auch unter den Kurländern. Frau von Norbach dachte mit großer Aengstlichkeit an die Heimreise, während ihr Sohn über die mögliche Begegnung mit Insurgenten scherzte und sie dadurch zu beruhigen glaubte. Anna sah mit größerer Furcht dem Aufenthalt in Kurland als den Gefahren der Reise entgegen. Sie hatte ihren Wunsch in Deutschland zu bleiben und eine unabhängigere Stellung zu suchen als egoistisch unterdrückt, sobald sie erfuhr, daß ihre bisherigen Versorger in der Heimath sorgenvollen Zeiten entgegengingen. Es schien ihr unedel, sie gerade in diesem Augenblick verlassen zu wollen. Indessen hatte sie vergebens versucht der Frau näher zu treten, mit welcher sie nun den Winter auf dem Lande in ausschließlichem Verkehr zubringen sollte. Sie konnte ihr weder den Vorwurf der Unfreundlichkeit noch des Hochmuths machen, mußte, im

Gegentheil, dankbar anerkennen, wie sie mit praktischem Sinne für die Bedürfnisse ihrer Umgebung, und Anna's insbesondere, unablässig sorgte; aber ein vertraulicheres Verhältniß wollte sich nicht gestalten. Eingedenk der einmal übernommenen Pflicht, that Frau von Norbach alles, was billigerweise von ihr gefordert werden konnte, ging aber auch nicht ein Haar breit über diese Grenze hinaus, welche die Liebe so gern überschreitet. Kein persönliches Interesse zog sie zu dem jungen Mädchen, dessen Eigenschaften, die guten wie die übeln, in ihren Augen zu der Stellung durchaus nicht paßten, welche ihr im Leben angewiesen war.

Anna hatte seit der Bekanntschaft mit Bornhof allen Geschmack für Pauls Unterhaltung verloren und außerdem noch die Erfahrung gemacht, daß dieser in Gesellschaft von Landsleuten, mit welchen sie auf der Reise zuweilen zusammengetroffen waren, Ton und Betragen gegen sie auffallend veränderte. Herr von Norbach blieb zwar immer freundlich und rücksichtsvoll gegen sie, verstand aber ihr verschlossenes Wesen nicht, da er, selbst ohne Vorurtheil, die vielen kleinlichen Verletzungen des Selbstgefühls nicht bemerkte, welche in abhängiger Stellung oft auch nur dem Betheiligten fühlbar sind.

Alle fühlten, daß sie nicht recht zu einander paßten; denn auch Paul sah sich durch die stete Gegenwart der Aeltern in den Vergnügungen gehemmt, welche er sonst vorzugsweise auf Reisen gesucht hatte, und zum Besuch von Sehenswürdigkeiten, Kunstwerken und Naturschönheiten gezwungen, die ihn recht gründlich langweilten, während Herr von Norbach, bei näherer Bekanntschaft mit dem Sohne, die Verschiedenheit der Neigungen und der Geistesrichtung immer mehr hervortreten sah. Es regte sich in der Seele des jungen Mannes keine Spur von dem Enthusiasmus, welcher noch des Vaters spätere Jahre

erwärmte. Eine Neigung zum Bespötteln der Menschen und Dinge, welche er für Witz hielt, ein Herabziehen alles Poetischen in das Alltägliche, welches ihm für praktisch vernünftig galt, ließen ihn bald in falscher Scham sorgfältig vermeiden irgend eine edlere Regung zu zeigen, die er bei Andern als Sentimentalität verspottete.

Durch das Wiedersehen wurde der Eindruck, welchen Bornhofs Persönlichkeit auf Anna's Phantasie gemacht hatte, lebhaft erneuert. Sie konnte den Ausdruck des Wohlgefallens in seinem offenen Gesichte nicht verkennen, und da sie nicht ahnen konnte, wie viel Antheil an seinen Aufmerksamkeiten für sie der Gedanke an den Freund und dessen Neigung hatte, gab sie sich der Täuschung arglos hin, welche zu erzeugen sein Betragen wohl geeignet war. Er begleitete die Landsleute während ihres Aufenthaltes in Berlin unablässig und blieb gewöhnlich an Anna's Seite. Sie fühlte, daß er sie beobachtete, daß er sie zu errathen suchte, wo sie zurückhaltend war. Anfangs bemerkte sie, daß er aufmerksam hinhörte, wenn Paul mit ihr sprach. Sie wagte das Motiv zu diesem Betragen nicht zu nennen. Es war ihm sichtlich unbehaglich sie in Pauls Gesellschaft zu sehen und er ergriff sogar zuweilen die Gelegenheit ihn etwas aufzuziehen.

Bornhof brachte das Gespräch häufig auf Georg, Anna aber bemerkte nicht, daß er sie dann besonders aufmerksam beobachtete. Wenn er mit Wärme von Georgs reinem und festem Charakter, seiner gediegenen geistigen Entwicklung sprach, und Anna, entzückt von seiner neidlosen, durch keinen Standeshochmuth beschränkten Anerkennung menschlichen Werthes, das ausdrucksvolle Auge zu dem Sprecher erhob, dessen Blicke nach einem Zeichen des Antheils für den fernem Freund spähten, da war ein Irrthum wohl möglich, und Born-

hof konnte für Georg mehr hoffen, als wozu ihm in der That Grund gegeben war.

Auch die Uebrigen konnten Bornhofs Aufmerksamkeiten leicht mißdeuten, und Frau von Norbach sprach mit dem Sohne von dem Leichtsinne, mit welchem mancher junge Mann in dem Herzen eines Mädchens Hoffnungen erweckt, welche sich nie verwirklichen lassen. Paul, welcher dergleichen oft ganz amüßant gefunden hatte, half jetzt wacker darüber schelten.

Der Tag der Abreise kam heran. Die letzten Nachrichten von der polnischen Grenze waren weniger beunruhigend; dennoch meldete sich Isaaksohn zur gemeinschaftlichen Heimreise. Die Tochter hatte unterdessen den Vorschlag des jungen Berliner Begleiters, des Herrn Bärmann, angenommen, mit ihren schönen Kleidern und den Aussichten auf des Vaters Geld als seine Frau in Berlin zu bleiben, und die Hochzeit wurde kurz vor der Abreise der Aeltern gefeiert. Auch Norbach mit den Seinigen, so wie Bornhof mußten derselben beiwohnen. Da der künftige Umgangskreis des jungen Paares aber nicht die Bildungsstufe derjenigen jüdischen Gesellschaft einnahm, aus welcher einst bedeutende Größen der deutschen Literatur hervorgegangen sind, so konnte es nicht fehlen, daß ganz andere Eigenschaften in den Vordergrund traten, wie sie eine Folge jener zweifelhaften Stellung zu sein pflegen, welche durch den Besitz aller materiellen Güter, bei mangelnder Empfänglichkeit für geistige Vorzüge, gegeben wird. Es fehlt die Haltung, welche nur durch das sichere Gefühl der Anerkennung erzeugt wird.

Anna hatte Kopfweh vorgeschützt, um nicht an dem Feste Theil nehmen zu müssen. Sie hätte sich lieber als Stammesgenossin des ärmsten Bettlers bekannt, als das unterdrückte Lächeln der christlichen Gäste bei den Aeußerungen lächerlicher

Prahlsucht und Eitelkeit der reichgewordenen Krämerfamilien ertragen. Sie selbst hatte in Berlin keine jüdischen Bekannten aus der Kindheit mehr aufgesucht. Sie hatte kaum noch ein Verständniß für die Gesinnung und die Gewohnheiten des Kreises, dem sie damals angehört hatte, und die Erinnerung an dieselben verschwand ihr mehr und mehr; nur die häufigen Thränen der Mutter, die ihr jetzt verständlich waren, brannten noch in ihrer Seele, und das Gefühl, daß sie, losgerissen von dem natürlichen Boden des Volkes, der Familie, des Vaterlandes, in der Welt umherzuirren bestimmt schien, verließ sie nicht.

Das rücksichtsvolle Schweigen der von der Hochzeitsfeier Heimkehrenden war ihr eben so peinlich, als Spöttereien ihr gewesen waren. Bornhof kam ihr auch hier wieder zu Hülfe, indem er von der Selbstverleugnung der Aeltern sprach, welche freudig zu ihrem engbegrenzten Leben in dem kleinen Judenthümchen zurückkehrten, da sie die Tochter im Genuße aller äußern Lebensgüter für glücklich hielten.

„Der alte Mann hat mich gestern recht gerührt“, sagte er. „Wir sind wirklich die undankbarsten Wesen von der Welt, so lange wir Aeltern haben, die sich für uns aufopfern. Ich war gestern ganz ergrimmt über die gepuzte Tochter, die bei den Herrlichkeiten ihrer neuen Umgebung die Aeltern kaum beachtete, bis ich mich besann, daß wir es mindestens nicht besser machen. Genieße ich doch auch meines Lebens hier ganz ruhig, während meine Mutter vielleicht in Angst und Sorgen lebt.“

„Haben Sie Nachricht von Hause?“ fragte Norbach.

„Nicht ganz kürzlich“, erwiderte Bornhof; „doch kenne ich meine Mutter. Sie will mich weder beunruhigen noch in meinen Studien stören und wird mich nicht zurückrufen, schon um mich nicht möglicher Gefahr auszusetzen. Dennoch bin ich

entschlossen zurückzukehren, sobald ich höre, daß Ueberschreitungen der kurischen Grenze vorgekommen sind.“

„Ich bin sehr gespannt auf die Zustände zu Hause“, sagte Norbach. „Da wir Nachbarn sind, können wir auch Schicksalsgefährten werden. Jedenfalls sind wir einander nicht mehr fremd“, schloß er, und schüttelte dem jungen Manne, dessen Züge, sobald sie ernst waren, ihn lebhaft an den Gegenstand seiner Jugendliebe erinnerten, herzlich die Hand.

„Wir schließen hier in Berlin ein Schutz- und Trutzbündniß gegen vielleicht nur eingebildete Gefahren“, sagte Bornhof lachend. „Aber das thut nichts. Man fühlt sich so ritterlich mannhafte bei dergleichen Vorsätzen. Ich sehe mich schon im Geiste mit Revolvern in allen Taschen zwischen Waldhof und Wandau hin- und hersprengen.“

„Gott gebe daß es beim Scherz bleibe“, sagte Frau von Norbach mit einem Seufzer, „ich werde mich entschlossen ängstigen.“

„Es ist recht muthig von Ihnen, Fräulein“, sagte Bornhof zu Anna, „daß Sie gerade jetzt nach Kurland gehen.“

„Ich habe nicht viel zu wählen, auch nicht viel zu verlieren“, erwiderte sie halblaut, und Bornhof bedauerte darüber gescherzt zu haben.

„Waldhof ist übrigens schon der Schauplatz mancher Heldenthat gewesen“, fuhr er fort. „Sie wissen wie Georg Stein als Knabe dem tollen Hunde entgegentrat, und wie sein Vater vor einem Jahre sein Leben für ein Kind ließ.“

„Beide Heldenthaten sind wohl ziemlich unbewußt verrichtet worden“, fiel Paul ein.

„Desto besser“, erwiderte Bornhof; „wer schon unbewußt so handelt, wird noch mehr thun, wenn ihn Ideen treiben.“

Man sprach noch weiter über Georgs Jugendgeschichte

und Bornhof sprach die Hoffnung aus, daß er bei seiner Rückkehr einen Wirkungskreis finden möchte, welcher seine schönen Eigenschaften zur Anerkennung bringen könne. Anna hörte mit immer regerem Antheil zu, und Bornhof wurde in seiner Meinung immer mehr bestärkt, sie lausche dem Lobe seines Freundes, während seine Stimme und seine Worte jede Saite ihres Herzens erbeben machten.

„Vielleicht auf baldiges Wiedersehen“, sagte Bornhof beim Abschiede von den Landsleuten, die er zum Bahnhof begleitet hatte. „Ich schreibe morgen an Stein, darf ich grüßen?“ fragte er halblaut, indem er Anna die Hand reichte. „Gewiß“, erwiderte sie erröthend, denn ihr fiel plötzlich die mögliche Mißdeutung ein. Bornhof aber begrüßte das Erröthen als Morgenroth der Hoffnung für den Freund und schrieb ihm seitenlang über Anna's Aufenthalt in Berlin.

Schon hatten die Reisenden die preußische Grenze verlassen. Die Züge bestanden nur aus wenigen Wagen; auch diese waren nicht vollzählig besetzt. Bei jedem Aufenthalt an den Stationen sah man Männer mit finstern Gesichtern aus- oder einsteigen oder sich mit den Aussteigenden besprechen. Auch russische Militairpersonen fuhrten mit dem Zuge, auf kurze Strecken auch Soldaten. Man hörte in anstoßenden Waggons häufig heftige Worte in polnischer Sprache. Isaksohn hatte Norbach inständigst gebeten, ihn und seine Frau in seinen Waggon steigen zu lassen, weil ihm ein Jude auf einer Station erzählt, daß mehrere jüdische Kaufleute schon ihrer Baarschaft beraubt worden seien. Wenn kein Platz für einen Eindringling im Wagen bleibe, hoffe er sicher zu sein, was ihm um so wichtiger sei, als er eine namhafte Summe bei sich trage, da er an der Grenze noch eine rückständige Zahlung empfangen habe.

Frau von Norbach hielt den Arm ihres Sohnes mit krampfhafter Aengstlichkeit und Anna saß todtenstill in ihrer Ecke. Norbach sah aufmerksam zum Fenster hinaus, da er auf der letzten Station gehört, daß auf einer Wiese unweit derselben zwei Tage vorher ein Treffen stattgefunden habe. Er hatte auch dem Sohne empfohlen, den Frauen nichts davon zu sagen. Ihm gegenüber sah auch Anna hinaus, als ihr Auge plötzlich im Vorbeifliegen mehrere Leute beschäftigt sah, menschliche Körper fortzutragen. Sie konnte einen Schrei nicht zurückhalten. Frau von Norbach fuhr entsetzt auf und ihr Mann mußte nun von dem Geschehenen erzählen, suchte aber beruhigende Umstände geltend zu machen.

An der nächsten Station sah man Truppen im Freien lagern. Offiziere standen an der Thüre und an den Fenstern des Hauses, dem Zuge neugierig entgegensehend. Norbach und Paul sprangen hinaus, um sich Nachricht über das Vorgefallene zu holen.

„Bis hierher war keine Gefahr,“ sagte ein Lieutenant, welcher deutsch sprach. „Die unangenehmste Strecke ist die nächste, weil an beiden Seiten mehr Wald ist und die Bahn unmöglich so bewacht werden kann, daß es nicht verwegnen Menschen gelingen könnte ein paar Schienen auszubrechen. Bei Nacht darf hier schon kein Zug mehr gehen. Haben Sie Waffen?“ Norbach zeigte auf einen Revolver in der Brusttasche.

„Es ist nur für den Fall, daß verdächtige Leute in den Waggon steigen. Mancher benutzt jetzt den Schrecken, um die Reisenden zu plündern.“

Die Männer sprachen noch, als das Signal zur Abfahrt gegeben wurde. Als Norbach und sein Sohn sich umwandten, sahen sie in den Waggon, welcher ihnen der ihrige zu sein schien,

zwei Männer in grauen Röcken steigen, hinter welchen die Wagenthüre zugeworfen wurde. Sie glaubten sich versehen zu haben und eilten zum nächsten Waggon nach vorn, weil die letzten Transportwagen waren. Als sie hier fremde Gesichter erblickten, wollten sie weiter suchen, aber der Zug setzte sich schon in Bewegung, und sie mußten rasch in diesen Waggon springen, um nicht zurückzubleiben. Bei dem nächsten Halt wollten sie die Plätze wechseln.

Mit namenloser Angst sahen die Frauen und Isaaßohn die Fremden einsteigen, wagten aber doch nicht Norbach und dem Sohne zuzurufen. Sie sahen, wie Beide einem andern Waggon zueilten und blieben schweigend auf ihren Plätzen als der Zug dahinslog. Jetzt winkte der eine der Fremden seinem Gefährten und sagte dann in gebrochenem Deutsch zu dem zitternden Juden: „Sie werden mir Ihre Briefftasche geben; wir brauchen Geld für den Krieg, nicht für uns.“

Der Angeredete war sprachlos vor Schrecken; seine Frau versuchte zu reden. Sie versicherte, er habe nur gerade noch Geld genug, um die Rückreise machen zu können.

„Wir werden Ihnen so viel zurückgeben, als Sie dazu brauchen“, erwiderte der Fremde und streckte die Hand aus.

Bleich und zitternd zauderte der Jude eine Weile, zog dann aber doch eine Briefftasche hervor, welche jener öffnete. Der Inhalt überstieg wahrscheinlich seine Erwartungen, denn das Reisegeld, welches er wieder auszahlte, war nicht karg berechnet.

„Ist die junge Dame Ihre Tochter“, fragte er, da er, Anna's schwarzes Haar mit dem blonden der älteren Dame vergleichend, dort keine Familienähnlichkeit fand.

„Meine Tochter ist, Gottlob! in Berlin geblieben!“ sagte Isaaßohn tief aufathmend.

„Welche von den Damen reist mit den beiden Herren?“ fragte der Fremde weiter.

Frau von Norbach errieth nicht, warum er fragte, und nannte ihren Mann und ihren Sohn, weil sie wähnte sich dadurch zu sichern.

„Dann müssen wir Sie bitten mit uns auszusteigen, an der Stelle, wo der Zug wegen der unsichern Schienen langsam gehen wird. Die junge Dame kann den Herren auf der nächsten Station sagen, daß sie dort bleiben möchten, um, sobald der Zug weiter gegangen, 300 Rubel bei dem nächsten Bahnwächter auf dieser Seite abzulegen, wogegen die Dame einige Stunden später ihnen zugeführt werden wird.“

Frau von Norbach schrie laut auf bei dieser Weisung; die Männer aber geboten ihr barsch zu schweigen und sich bereit zu halten, während sie die Thür auf geschickte Weise öffnieten. Anna bat dringend, die zitternde Frau zu schonen.

„Sie sind verwandt mit den Herren?“ fragte der Fremde. Sie mußte verneinen. „So wird man Sie vielleicht nicht auslösen?“ Frau von Norbach begann zu versichern, daß man des Geldes nicht schonen würde; die Fremden aber schienen sie selbst doch für ein sichereres Unterpfand zu halten, obgleich der andere Pole in seiner Sprache halb scherzhafte Bemerkungen zu machen schien, während er Anna ziemlich dreist ins Gesicht sah. Krampfhaft hielt die arme Frau Anna umfaßt und wich nur der Gewalt, als in der Waldgegend, da der Zug sich wirklich nur langsam fortbewegte, die Thür aufgestoßen und sie von den Männern in raschem Sprunge hinausgerissen wurde. Die Thür blieb offen, Anna besann sich keinen Augenblick nachzuspringen.

„Bestellen Sie den Auftrag!“ rief sie Isaaksohn zu, der sie am Kleide zu halten suchte, indem er rief: „Sie brauchen

ja nicht dabei zu sein! Bleiben Sie doch!“ Sie fiel im Sprunge, raffte sich aber bald wieder auf und lief athemlos bis zur Stelle zurück, wo die geängstigte Frau noch halb ohnmächtig lag. Verwundert sahen die Männer auf das herbeifliegende Mädchen, dessen dunkle Augen zornig aus dem bleichen Gesichte blitzten. Anna's muthiger Entschluß nöthigte ihnen unwillkürlich Achtung ab.

„Fürchten Sie nichts“, sagte der, welcher das Wort führte, als sich Frau von Norbach weinend um Anna's Hals warf. „Wir führen Sie bis zu der nächsten Station, und wenn die Herren das Geld liefern, sind Sie heute Abend wieder vereinigt.“

„Räuber!“ rief Anna empört, indem sie einen verächtlichen Blick auf die beiden Männer warf.

„Oho!“ rief der Jüngere derselben, welcher gemeinere Züge und eine plumpere Haltung hatte als sein Gefährte und kein Deutsch verstand, den Blick aber richtig deutete, und setzte in polnischer Sprache einige Worte hinzu, welche der Andere ihm zu verweisen schien. Dieser forderte jetzt die Damen auf, ihm rechts in den Wald zu folgen. Anna bot der zitternden Frau den Arm und stützte sie bei dem ziemlich raschen Gange, zu dem sie sich gezwungen sahen. Sie sprach ihr halbblaut Muth zu, indem sie ihr zu beweisen suchte, daß diese Leute kein Interesse haben konnten, ihnen ein Leid zu thun. Dennoch wiederholte die Geängstigte immerwährend: „Schrecklich, schrecklich, hier im Walde in der Gewalt dieser Menschen zu sein!“

Die beiden Polen sprachen indessen eifrig mit einander und ließen die Frauen vor sich hergehen, bis sie an einen vereinzelt im Walde liegenden Bauernhof kamen, wo sie mit der Miene der Gebieter ein Fuhrwerk für die Gefangenen und

Pferde für sich forderten. Mürrisch, aber ohne Widerrede lieferten die Bauern das Verlangte, und man verfolgte einen schmalen Weg im Walde, immer in der Nähe der Eisenbahn bleibend.

Norbach und sein Sohn erwarteten unterdessen mit Ungeduld die Ankunft des Zuges auf der nächsten Station. Ohne Unfall hatte man die unsichere Gegend passirt, und schneller flog der Zug wieder seinem Ziele zu. Wer beschreibt den Schrecken und das Stauern der beiden Männer, als sie, endlich angekommen und im Begriff ihre Damen aufzusuchen, von dem Juden das Geschehene erfuhren. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht unter den Reisenden und unter dem Personal der Station, wo nur wenige Soldaten mit einem Unteroffizier die Wache hatten. Der Zug durfte nicht aufgehalten werden; die Eisenbahnbeamten aber erboten sich die kleine Mannschaft auszuschicken, um die Verlorenen zu suchen. Norbach dagegen mußte nichts so sehr fürchten als eine Maßregel, welche die Räuber hinderte die Frauen an den Ort zu führen, den sie dazu bestimmt hatten. Selbst eine größere Truppenzahl hätte die Besorgniß nur vermehren können. Norbach beschloß also ohne Zögern das verlangte Geld dem Bahnwächter zu bringen und dann des Ausganges zu harren. Da der Zweck der Gelderpressung augenscheinlich war, konnte man hoffen, daß die Angst das größte Uebel geblieben, welches die Geraubten getroffen, wenn sie nicht bei dem gewaltsamen Sprunge, trotz der sehr langsamen Bewegung des Zuges, Schaden genommen.

Dennoch warteten Vater und Sohn in peinlichster Spannung auf das Abgehen des Zuges, da sie nach der erhaltenen Weisung nicht früher zu dem Bahnwächter zurückkehren durften. Norbach war tief gerührt von Anna's Aufopferung, als

Isaaksohn ihm berichtete, daß sie freiwillig gefolgt war. „Wie sie ist aus dem Wagen gekommen, weiß ich nicht“, sagte er. „Sie war wie der Blitz hinaus. Gleich darauf ist man wieder rascher gefahren und als wir uns haben zum Fenster hinausgelehnt, haben wir nichts mehr erblicken können. Meine Frau hat zusammengelegt den Plaid, den das Fräulein zurückgeworfen hat im Aufspringen, und ich habe gesammelt das Handgepäck in eine Ecke des Wagens.“

Norbach gab ihm flüchtig den Auftrag für alles übrige Gepäck zu sorgen und es in Riga abzuliefern. Endlich ging der Zug ab, und Norbach eilte mit dem Sohne dem Wächterhäuschen zu. Unterwegs bedachten sie freilich, daß die Geraubten den Weg nicht so schnell gemacht haben konnten. Der Bahnwächter schien verwundert über den Besuch der Fremden, die in gebrochenem Russisch nach einem Manne fragten, der sie hierher bestellt. Er gab vor ihre Worte nicht zu verstehen, denn er wollte sich in so gefährlichen Zeiten auf keine Bestellungen einlassen. Norbach beschloß also unweit des Häuschens im Freien zu warten. Nach langem peinlichen Harren, sah er endlich vom Walde her einen Mann auf einem elenden Pferde dem Wächterhäuschen zureiten. Sobald dieser hier abgestiegen war und sich als den Empfänger des Geldes ausgewiesen hatte, übergab ihm Norbach die Summe und drängte ihn nun auch die geängstigten Frauen nicht länger zurückzuhalten.

Das Außere des Fremden zeigte weder Noheit noch Härte. Er empfing das Geld mit einem Blick, der mehr Trauer als Habgier ausdrückte und entfernte sich schweigend, nachdem er auf Norbachs Fragen nach dem Zustande der beiden Frauen einige beruhigende Worte in gebrochenem Deutsch erwiedert hatte.

Unterdessen begann die herbstliche Dämmerung sich auf die öde Gegend zu senken, und die Blicke der beiden Herren, die unablässig auf den Rand des nahen Waldes gerichtet waren, konnten die Gegenstände dort nicht mehr ganz deutlich erkennen. Endlich traten zwei Gestalten aus dem Dickicht hervor. Sie mußten es sein, die beiden Geraubten! Vater und Sohn flogen auf sie zu.

Bis zur Unkenntlichkeit entstellt von Angst und Ermüdung, mit beschmutzten und zerrissenen Kleidern, denn das Fuhrwerk war von der rohesten Art gewesen, warf sich Frau von Norbach fast ohnmächtig in die Arme ihres Mannes, während sie die zitternde Hand nach dem Sohne ausstreckte. Anna athmete tief auf und schwankte ein paar Schritte weiter, um sich an einen einzeln stehenden Baum zu halten, da ihre Füße sie kaum noch trugen. Norbach lehnte seine Frau, nachdem er sie eine Weile mit dankbarem Blick zum Himmel in seinen Armen gehalten, an die Brust des Sohnes und ging auf Anna zu. Er drückte ihre beiden Hände an seine Lippen und versuchte zu sprechen; aber die Stimme versagte ihm.

„Gott lohne Ihnen, was Sie an uns gethan,“ sagte er endlich, und sah sie so liebevoll und dankbar an, daß sich ihre Spannung und Aufregung in Thränen Luft machte. Er umfaßte sie mit väterlicher Zärtlichkeit und führte sie sanft seiner Frau zu, welche sie an ihre Brust zog und lange umarmt hielt. „Meine gute, liebe Anna“, sagte sie weich, „wie soll ich dir danken? Wie viel schrecklicher wäre alles gewesen ohne dich!“

Auch Paul küßte Anna's Hand und fürchtete diesmal nicht, sich wärmer und ernster zu zeigen, als er sonst für zulässig hielt.

Die Gegend war öde und traurig, alles Land weit und

breit in vollem Aufruhr, die Räuber weilten noch in der Nähe, die Dunkelheit und der herbstliche Nebel wurden immer dichter, und doch erschienen sich diese Menschen jetzt geborgen und aller Gefahr entronnen. Waren sie doch wieder beisammen! Paul führte die Mutter, Anna stützte sich auf den Arm des Vaters; so gingen sie, so rasch es die erschöpften Kräfte der Frauen erlaubten, der Station wieder zu. Hier waren nur ein kümmerliches Nachtlager, nur kärgliche Erfrischungen zu erwarten; und doch begrüßten sie mit Jubel das Obdach, welches ihnen eine Art von Sicherheit versprach.

Als die erste Aufregung der beiderseitigen Mittheilungen vorüber war und Speise und Trank die Frauen erquickt hatten, legten sich diese nieder und fielen bald in erquickenden Schlaf; denn sie wußten, daß sie behütet wurden, daß Vater und Sohn die Nacht wachend vor ihrer Thür zubringen würden.

Am folgenden Tage nahm ein Eilzug die Reisenden wieder auf, und als nun alle Vier im Wagen einander gegenüber saßen, da streckten sie unwillkürlich die Hände gegen einander aus und dankten Gott aus Herzensgrund für die Rettung. Noch sahen sie zwar an verschiedenen Orten Spuren von Zerstörung und wilder Gewalt; aber die Gefahr trat ihnen nicht mehr nahe, und sie konnten bei ihrer Ankunft in Riga schon ohne das Gefühl schauernden Entsetzens von dem Erlebten sprechen, welches, durch Isaaksohns Erzählung schnell verbreitet, sie zum Gegenstande des allgemeinen Antheils und der Neugier machte. Anna's aufopfernde That, von dem Juden als unbegreifliche Unvorsichtigkeit aufgefaßt, machte sie zu einer besonders interessanten Persönlichkeit. Alles fragte nach ihr, und ihre Jugendgeschichte wurde bald eben so bekannt wie dieses letzte Ereigniß ihres Lebens.

Einige Tage später war die kleine Gesellschaft in Waldhof eingerichtet. Die Nachrichten aus dem nahen Titanen lauteten gerade jetzt besser; das dorthin gesandte Militair schien die Ruhe wieder hergestellt zu haben; wenigstens war in dieser Gegend kein Grund zur Besorgniß vorhanden. Norbach und seine Frau wurden von allen jenen Interessen lebhaft in Anspruch genommen, welche auf dem eignen Besitz nach langer Abwesenheit so natürlich ihre Rechte geltend machen. Paul, welcher während seines Aufenthalts in Deutschland seinen Landsleuten gerade nicht fremd geworden war, da jede bedeutende Stadt ihre kurische Colonie, jeder Badeort zahlreiche kurische Gäste und jede Universität ihre kurischen Studenten hat, fand schon während der wenigen Rasttage, welche die Zurückkehrenden in Mitau verlebte hatten, viele Bekannte, die ihn mit den gegenwärtigen Zuständen der Gesellschaft bekannt machten. Der Herbst versprach das lange entbehrte Vergnügen der Jagd in reichem Maße, und Paul erkannte bald, daß er doch eigentlich ganz für sein Vaterland geschaffen sei und daß man ihn vergebens in eine andere Richtung habe ziehen wollen. Er war kaum ein paar Wochen in Waldhof, so suchte er überall die abgerissenen Fäden der Bekanntschaft wieder anzuknüpfen.

Anna wurde durch die bekannten Räume, wie alle Andern, aufs Lebhafteste von der Erinnerung an Gertrud ergriffen. Als Norbachs bald nach ihrem Tode die Heimath verließen, blieb das Zimmer, welches die Tochter bewohnt hatte, unverändert. Auch jetzt hatten sie noch alles in derselben Ordnung wiedergefunden und in dem stillen Gemache, in stiller gewordenem Schmerze der Dahingeschiedenen noch manche Thräne nachgeweint. Anna war daher in tiefster Seele gerührt, als sie wenige Tage nach ihrer Rückkehr von Gertruds Aeltern

hineingeführt wurde, mit der Bitte es als das ihrige zu bewohnen. Frau von Norbach hatte früher nicht die Absicht gehabt diese Anordnung zu treffen. Anna's Hingebung aber bei jenem Vorfall auf der Reise hatte ihr so entschiedene Kindesrechte in der Familie erworben, daß es allen jetzt natürlich schien, sie in Gertruds Stellung eintreten zu sehen.

Dieses Zeichen liebevoller Gesinnung machte sie weicher, als sie jemals gewesen, und die stete Erinnerung an Gertrud beherrschte ihr ganzes Wesen, so fern ihr auch schon jene Zeit lag, da sie, ein unbefangenes übermüthiges und doch empfindliches und trotziges Kind, den Einfluß jenes sanften Wesens so segensreich empfunden hatte. „Was war es, wodurch Gertruds Leben zu einer Wohlthat für ihre ganze Umgebung wurde?“ so fragte sie sich oft, wenn ihr das eigne Dasein zuweilen leer und zwecklos erschien. „Die Selbstvergeessenheit war es“, mußte sie sich antworten, und das eigne unruhige Wünschen und Bedauern, das Gefühl der Vereinsamung, welches sie nicht verbannen konnte, so freundlich sie auch von ihrer Umgebung jetzt behandelt wurde, erschien ihr dann wie nackte Selbstsucht.

Der Wunsch, auf irgend eine Weise ihre Kräfte zum Wohle Anderer zu üben, ließ sie um sich schauen in dem Kreise, dem sie jetzt angehörte. Sie gedachte der vielfachen Verbindungen, welche Gertrud in dieser Beziehung angeknüpft hatte, der wahrhaft erfunderischen Weise, auf welche sie mit Rath und That überall zur Hülfe kam, wo es nöthig schien. Anna erinnerte sich insbesondere, wie ihr der Schullehrer Hartmann in solchen Bemühungen beigestanden und überwand eine gewisse Scheu vor dem ersten Schritt auf einem neu zu betretenden Wege, indem sie noch im Laufe des Herbstes einen Besuch im Schulhause machte. Es war die Zeit noch nicht da, welche

sämmtliche Schüler versammelte, und doch war das Haus nicht leer, da neben sechs eignen Kindern des Lehrers mehrere sogenannte Sommerschüler seine Zeit in Anspruch nahmen.

Der Anblick dieser Häuslichkeit, in welcher nur rastlose Thätigkeit Wohlbehagen und Zufriedenheit geben konnte, erfüllte das junge Mädchen fast mit Scham über ihr träumerisches Dahinleben. Der Antheil, den sie dem braven Hartmann und seiner Hausfrau zeigte, war zu aufrichtig, um nicht als solcher erkannt zu werden, und sie fühlte, daß ihr Besuch Freude machte.

Sie kam im Laufe des Herbstes noch einige Male und freute sich, wenn Hartmanns kleine Mädchen sie schon vor der Thür freudig begrüßten. Endlich trat sie mit einem Vorschlage hervor, über den sie schon seit einiger Zeit hin und her gesonnen hatte, ohne ein gewisses Mißtrauen überwinden zu können, welches sie glauben ließ, man werde ihr ehemaliges Judenthum vielleicht nicht vergessen. Sie bat die Aeltern, ihr die beiden Töchter täglich für ein paar Stunden zu schicken; sie wolle sie lehren, was für ihr Alter passe. Die Aeltern sahen einander überrascht an, und Anna erröthete, denn sie fürchtete schon, man werde ihr die Kinder nicht anvertrauen. Der Vorschlag wurde indessen mit herzlichem Danke angenommen.

Wie neu belebt durch diesen ersten Versuch, in dem Bemühen für das Wohl Anderer die eigne Zufriedenheit zu finden, sah Anna nun täglich mit Ungeduld ihren kleinen Zöglingen entgegen, welche durch ihre kindliche Anhänglichkeit die Freudigkeit erhöhten, mit welcher sie sich diesem Werke der Liebe widmete. Ihre Züge trugen einen andern Ausdruck, seit die Eiserinde des Mißtrauens sich von ihrem Herzen zu lösen begann, seit sie nicht nur als liebeberechtigtes Glied in

eine Familie aufgenommen war, sondern auch noch in Werken der Liebe den bisher verschlossenen Reichthum ihres warmen Herzens ausströmen konnte.

Norbach hatte Konrad Bornhof versprochen einige Dinge, welche dieser für Mutter und Geschwister sandte, an diese zu befördern. Wandau war nur wenige Meilen entfernt. Bei der Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Sohne der einst so heiß Geliebten war der Wunsch in Norbachs Seele erwacht, den Verkehr mit der Familie wieder anzuknüpfen, um auch den jungen Mann, der sein ganzes Herz gewonnen, näher an sich zu ziehen, und er beschloß mit seiner Frau einen Besuch in Wandau zu machen.

Anna wurde aufgefordert die Fahrt mitzumachen, und sie entschloß sich dazu, obgleich sie sich vorgenommen hatte, fern von aller Geselligkeit zu bleiben, von der sie nur bittere Erfahrungen erwartete, sobald sie den Versuch machen würde als gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft aufzutreten. Hier aber hatte sie kein Mißtrauen, weil sie dachte, Bornhof müsse sein herzgewinnendes Wesen von der Mutter haben.

Anna fühlte ihr Herz klopfen, als der Wagen in Wandau vor der großen Treppe des Hauses hielt. Während sie, Norbach und seiner Frau folgend, die Stufen hinaanstieg, erhob sich eine Dame von einem Sessel in der Treppenhalle, in welcher Konrads Mutter beim ersten Blicke nicht zu verkennen war. Es waren dieselben edlen Züge, wenn auch in matronenhafter Fülle, dieselbe anmuthige Haltung, wenn auch ohne die Beweglichkeit der Jugend. Sie kam den Gästen bis an die Stufen entgegen und reichte, nachdem sie Norbachs begrüßt, Anna die Hand, ehe diese ihr noch vorgestellt werden konnte, indem sie sagte: „Fräulein Held, nicht wahr?“ Darauf wandte sie sich zu ein paar halberwachsenen Mädchen, die hin-

ter ihr ihre Knirzchen machten und in verschiedener Färbung dieselben Familienzüge trugen: „Kinder, das ist die junge Dame, von welcher ich euch erzählt habe.“ Und nun lud sie die Angekommenen ein sich mit ihr an den Tisch zu setzen, auf welchem sie mit ihren Kindern Blumenstauben zu ordnen beschäftigt gewesen.

Die Unterhaltung wandte sich natürlich vorzugsweise auf den Sohn, und Norbach erzählte gern von den angenehmen Tagen, welche sie mit einander verlebte. Es wurde auch Georgs dabei gedacht und Frau von Bornhof sagte: „Mir ist diese Freundschaft meines Sohnes eine wahre Herzensfreude; sie erscheint mir wie ein Talisman, der ihn vor andern Verbindungen schützt, die mehr mit den Versuchungen des Lebens zusammenhängen, während hier persönliche Achtung und Liebe das einzige Motiv sein kann. Ich habe noch gestern Briefe von meinem Sohne gehabt. Er will durchaus zurückkommen, um uns in dieser bedenklichen Zeit zu beschützen; aber ich hüte mich wohl ihm zu schreiben, daß mir oft recht bange und sorgenvoll ums Herz ist.“

Es war von den Zeitverhältnissen und endlich von jenem Abenteuer die Rede, welches Norbachs und Anna auf der Rückreise erlebt hatten. „Meine Töchter haben sich recht gefehnt Sie kennen zu lernen“, sagte Frau von Bornhof zu der Letzteren und sah sie mit einem so mütterlich liebevollen Blicke an, daß ihr ganzes Herz der Frau entgegenschlug. „Sie müssen öfters herüberkommen, wenn wir auch kein junges Mädchen Ihres Alters im Hause haben.“ Anna erröthete vor Vergnügen. „Ich habe meinem Sohne von Ihrem Reiseabenteuer geschrieben, welches uns von verschiedenen Seiten mitgetheilt wurde. Er wird recht erschreckt sein. Ich trage seinen letzten Brief immer in der Tasche bis ein neuer kommt.“ Sie zog

das sichtlich viel gelesene Papier hervor und zeigte es lächelnd. „Nicht wahr“, sagte sie zu Frau von Norbach, „wir Mütter sind doch zuweilen recht vernarrt in unsere Söhne?“

Wir blicken in den Brief, welcher lautete:

„Mutter, liebe einzige Mutter! Willst Du mich denn wirklich nicht bei Dir haben in dieser bösen Zeit? Glaubst Du denn wirklich, daß ein Bißchen Jurisprudenz für mich mehr werth ist als meine Gegenwart für Dich? Es brennt mir der Boden hier unter den Füßen, wenn ich mir denke, daß Du auch nur eine schlaflose Nacht haben könntest, vor Sorgen. Du denkst vielleicht: „Der Konrad ist noch ein Jüngling, mir kann er nicht viel helfen und sich sehr viel schaden.“ Mütter denken zuweilen so von ihren schon sehr verständigen, sehr männlichen, sehr vortrefflichen Söhnen. Aber sie irren sich; sogar meine Mutter kann irren. Ich soll hier Collegia hören über alle möglichen Rechtsfragen, während zu Hause vielleicht Gewalt geübt wird; ich soll hier lernen, wie man Eigenthum schützt, während das unsrige vielleicht geraubt wird. Meine Engelmutter! ich stehe für nichts, auch nicht für Ungehorsam von meiner Seite, wenn es nicht bald ruhig wird in unserer Heimath. Volljährig bin ich schon längst, und meine herzliche strenge Vormünderin muß mir doch zuletzt verzeihen.“

„Die Waldhöf'schen müssen nun schon lange zu Hause sein. Sind sie bei Dir gewesen, wie sie wollten? Sei recht freundlich, liebe Mutter, gegen das prächtige Mädchen, die Anna Held. Sie hat es schwer in der Welt, wie ich oft bemerkt habe, und wird es vielleicht in Kurland noch schwerer haben aus allerlei Gründen. Ein Freund von mir, auf den ich viel halte, ist ihr gut, aber sie weiß es, denke ich, noch nicht. Diese Neigung kann einmal ihr Glück werden. Habe sie etwas lieb, Du verstehst es ja durch Deine Liebe so glücklich zu machen, &c.“

Die Bitte war zum Theil schon erfüllt, als die Gäste sich nach ein paar heiter verlebten Stunden verabschiedeten. Anna fühlte ihr Herz erleichtert und erweitert. Sie kam seitdem oft wieder nach Wandau, wenn ihre Hausgenossen andere Besuche machten, von denen sie sich beharrlich ausschloß, und wurde immer heimischer in dem Hause, dessen Haupt ihr das Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit zu verwirklichen schien. Das Wohlwollen, welches sie hier umgab, lockte auch aus ihrem sonst verschlossenen Wesen manchen Reiz, manche schöne Blüthe des Geistes und Gemüths, welche in anderer Umgebung nie hervorgebrochen wäre, und Frau von Bornhof konnte dem Sohne schreiben, daß die neue junge Freundin ihres Hauses seiner Empfehlung alle Ehre mache.

~~~~~

## Zehntes Kapitel.

---

Der Winter kam und verging, ohne daß irgend ein Ereigniß eingetreten wäre, welches auf eine oder die andere Weise in das Leben der beiden Freunde eingegriffen hätte. Der Aufstand schien in der Nähe der Grenzen gedämpft, und die Gewohnheit, sich zu fürchten, hob endlich die Furcht selbst auf. Viele Familien, welche ihre Güter in Litauen schon verlassen hatten, kehrten versuchsweise wieder dahin zurück, weil man hoffte, die Gegenwart der Gutsbesitzer werde günstig auf die Stimmung der Landbevölkerung wirken und sie vor erneuerter Aufwiegelung schützen. Bornhof fand demnach vorläufig keine Veranlassung seine Studien zu unterbrechen, um nach Hause zu reisen, wie er im Herbst entschlossen gewesen.

Georg hatte indessen, seit er sich mit schwerem Herzen von den Landsleuten getrennt, seine ernsteren Zwecke eifrig verfolgt und machte nun die Erfahrung, daß der Funken der Leidenschaft nur zur verzehrenden Flamme wird, wo Geist und Gemüth, unbeschäftigt durch höhere Bestrebungen, der Aufregung des Gefühls rückhaltslos überlassen bleiben. Wohl begleitete Anna's Bild ihn auch in die Ferne; wohl wäre die Hoffnung auf ihren einstigen Besitz ihm ein leuchtender Stern auf seiner Laufbahn gewesen; doch hatte er sich nie dem Wahne hingegeben, die Aufgabe des Menschenlebens sei, das sogenannte Glück zu erjagen, der Werth desselben hänge davon ab, wieviel von den Gütern dieses Lebens uns zu Theil geworden.

Die mächtigste aller Leidenschaften erfasst ja nicht den stärksten Menschen am heftigsten, nicht den Wirkenden, Strebenden, sondern den Schwachen, Thatenlosen. Das wußten auch die größten Dichter aller Zeiten. Ein Romeo, ein Werther können an dieser Leidenschaft zu Grunde gehen; Hamlet schon vergiftet der Liebesleiden, sobald auch nur die Forderung einer That in seine Seele tritt. In dem Leben des ächten Mannes kann die Liebe als Leidenschaft nur vorübergehend Raum finden. Erwidert und durch Besitz befriedigt, wird sie das wohlthätig erwärmende Feuer seines häuslichen Heerdes und durchdringt sein ganzes Thun und Wirken; unerwidert, wird sie überwunden; sie darf nicht zehren an der Kraft, die dem thätigen Leben gehört.

Auch Georg wurde durch seine gesunde, tüchtige Natur vor der Weichlichkeit der Empfinderei geschützt. Leben und Wissenschaft machten ihre Rechte geltend, und er konnte bald mit Freudigkeit weiter schreiten auf der einmal betretenen Bahn. Bornhofs Briefe berührten zuweilen die empfindliche Seite seines Herzens. Der Bericht über Anna's Reiseabenteuer und ihre muthige Entschlossenheit erschreckte ihn und machte ihn doch zugleich stolz und froh. Er wußte es ja, daß sie edel sein mußte, wo das Leben mit seinen ernstesten Forderungen an sie herantrat und sie aus der passiven Rolle des Ertragens heranstreten ließ. In den geglätteten Verhältnissen des geselligen Verkehrs war ihre Stelle nicht; da mußte sie die Schranken schmerzlich empfinden, welche Gewohnheit und Vorurtheil aufrecht erhalten. Wo dagegen das allgemein Menschliche zur Geltung kam, da mußte Anna über das Gewöhnliche hervorragen. So hatte er sie in ihren oft begeisterten Worten, so hatte er sie in ihrer schweigenden Zurückhaltung kennen gelernt. Der Aufenthalt in Kurland konnte viel Drückendes für sie haben; jetzt

war zu hoffen, daß sie ihrer Umgebung durch das Erlebte näher getreten sei. Mit wahrer Freude erfuhr Georg von Bornhof, daß dessen Mutter sich Anna's freundlich angenommen. Sein Verhältniß zu ihr überließ er der Zukunft. War sie doch seinem Lebenskreise nicht ganz entrückt. Daß sie gerade in seiner Heimath weilte, that ihm wohl, so wenig er bestimmte Hoffnungen an ein Wiedersehen knüpfte.

Georg brachte den Winter an verschiedenen Orten zu, wo er vorzugsweise die Männer aufsuchte, welche ihr Leben der Volksbildung durch Wort und Schrift widmeten. Zu diesen gehörte Bornhofs ehemaliger Lehrer Dorn, welcher jetzt als Direktor einer Bürgerschule in einer deutschen Mittelstadt lebte. Georg erkannte auch bei kurzer Bekanntschaft in ihm den bedeutenden Mann, dem es allein gelingen konnte, die Anlagen der Knaben zu der Entwicklung zu bringen, welche, ohne die Selbständigkeit des Charakters aufzuheben, jene Harmonie menschlich schöner Eigenschaften verwirklicht, aus welcher eignes und fremdes Glück hervorgeht. Mit Wärme nahm der sonst etwas schroffe Mann den Freund seines Zöglings auf, und Georg fand auch hier wieder vielfache Belehrung durch die Anschauung, welche der Ausländer nach einem Aufenthalte von mehreren Jahren von den eigenthümlichen Zuständen Aurlands gewonnen hatte, deren Licht- und Schattenseiten für den Einheimischen durch die Macht der Gewohnheit mehr oder weniger verhüllt werden.

Auf Dorns Fragen nach seinem Bildungsgange erwähnte Georg auch des lateinischen Unterrichts, welchen Herr Weiß ihm gegeben. „Der Mann hat endlich seine Rolle in Aurland ausgespielt“, sagte Dorn. „Ich höre hier von seinen Verwandten, daß er sich tiefer hinein in das russische Reich begeben, wo er gerade nicht dazu beitragen wird, das ohnehin

oft angefeindete Deutschthum in besondere Achtung zu bringen. Ich bin lange mit mir selbst im Streite gewesen, ob ich das Norbachsche Haus nicht von der Vorgeschichte des Mannes in Kenntniß setzen sollte, dessen Oberflächlichkeit nicht seine schlimmste Seite war. Man hält es in solchen Fällen für ehrenhafter zu schweigen; doch fürchte ich, büßen die Zöglinge dafür.“

Gegen Ende des Winters endlich wandte sich Georg dem östlichen Deutschland wieder zu und wollte, nach einem Aufenthalt von einigen Wochen in Berlin, in die Heimath zurückkehren. Das Wiedersehen der Freunde war freudig und anregend für Beide. In lebhaftem Austausch des Erlebten und Erlernten wurden sie sich eines geistigen Fortschritts erst recht bewußt und sahen nun das Ziel immer deutlicher vor sich, dem sie, wenn auch auf verschiedenen Wegen, doch in gleichem Geiste zustrebten, das Ziel, an welchem sie, vorbereitet für männliches Wirken, die Mitarbeit an dem Wohle des Vaterlandes beginnen konnten.

„Als wir uns zuletzt sahen“, sagte Bornhof eines Tages, nachdem er mit Georg über ihre beiderseitigen Lebenswege gesprochen, „war ich nicht wenig besorgt um mich selbst. Ich mußte mich damals mit aller Kraft gegen den Leichtsinn wehren, von dem ich mich mit jedem Tage mehr ergriffen fühlte. Die Verführung, welche in dem Umgange mit lockern Burschen unter den Landsleuten und den Fremden liegt, schlage ich nicht hoch an; die Art von Selbständigkeit, welche vor solcher Gefahr schützt, hatte ich wohl hierher mitgebracht; gefährlicher aber war mir die Lockung, die in den vielfachen Genüssen liegt, welche sich so schön mit geistigen Interessen verkleiden lassen. In meinen besten Stunden habe ich dann wohl zuweilen gewünscht, ich hätte weder Geld noch Gut und

müßte arbeiten um zu leben, denn ich war nicht immer auf der Stufe wissenschaftlichen Eifers, wo man das Studium um seiner selbst willen liebt. Ihr Fachmänner habt es wirklich darin viel leichter als wir, mit unsern Erbgütern im Hintergrunde, wir armen Reichen, die wir uns nur zur Arbeit zwingen können, indem wir die Ohren verstopfen und die Augen schließen gegen die Versuchungen, in die wir mitten hineingestellt sind.“

„Gelingt es euch aber einmal denselben zu widerstehen“, erwiderte Georg, so seid ihr dagegen im Stande dem ganzen Menschen harmonischer auszubilden, als es dem Unbemittelten möglich ist, der sich erst durch die Ungunst der Verhältnisse hindurcharbeiten muß. Die Kraft mag sich dabei stählen; es bleibt aber manche Seite rauh und hart, manche andere wird eckig und scharf. Die volle Entwicklung des innern und äußern Menschen tritt doch bei dem Glücklichen am schönsten hervor, wenn dieser sich erst, was allerdings seltner sein mag, über die Mittelmäßigkeit erhebt.“

Nachdem Georg schon einige Zeit in Berlin zugebracht hatte und auch hier für sein Fach thätig gewesen war, trat Bornhof eines Tages in sein Zimmer, indem er sagte: „Ich habe so eben auf der Straße einen Landsmann getroffen, den Pastor Zeil, mit dessen Sohne wir auf der Universität zusammen waren. Er geht in die Bäder. Ich habe ihn nur im Fluge gesprochen, doch hat er mir einiges aus der Heimath erzählt; wir müssen ihn aber wiedersehn um mehr zu hören. Es ist bei uns zu Hause jetzt eine gar zu interessante Zeit. Ich habe auf morgen in dem Gasthause, wo der Pastor wohnt, zwei Couverts zum Mittagessen für uns bestellt.“

Georg freute sich herzlich darauf den würdigen Mann hier in der Fremde wiederzusehen, denn der Pastor Zeil war



es, in dessen Hause er als Student so heitere Tage und Wochen verlebt hatte. Zur bestimmten Zeit fanden sich am folgenden Tage die Landsleute zusammen. Der Pastor erzählte von den Seinigen, am meisten von dem Sohne, dessen Hilfe im Amte es ihm jetzt möglich mache, eine Reise zur Herstellung seiner Gesundheit zu unternehmen, welche in der letzten Zeit sehr bedeutend gelitten habe.

„Die große Gemeinde“, sagte er, „hat immer den ganzen Mann mit allen seinen Kräften gefordert; doch haben mir die letzten Jahre mehr Sorge um dieselbe gebracht, als sich mit Gleichmuth ertragen ließ. Ich habe mich, so lange ich im Amte bin, wacker geplagt, das Lutherthum durch Wort und Schrift zu pflegen, in Kirche und Schule. Ich habe lange sogar zu denen gehört, die an eine selbständige Entwicklung unsers Landvolks glaubten und der Germanisirung entgegenarbeiteten. Da muß ich nun erleben, daß die Saat des Mißtrauens selbst unter meinen Augen ausgestreut wird, daß man das Streben der Geistlichkeit verdächtigt, im Einzelnen wie im Allgemeinen. Das arglose Volk wird mit unreifen Ideen gespeist, indem man ihm erträumte Vortheile verspricht, wenn es sich von dem Einflusse der Deutschen und insbesondere der Prediger frei machen wolle.“

„Bemühungen dieser Art können indessen doch nicht lange gefährlich bleiben“, sagte Georg, „da man neben der Verdächtigung des deutschen Einflusses selbst nichts zu geben hat, was sich als Material zur Volksbildung benutzen ließe. Mit Zeitungsartikeln und Broschüren kann die heranwachsende Generation nicht gebildet werden, die ganze übrige lettische Literatur aber ist doch immer noch nichts weiter als ein Ausfluß der deutschen.“

„Gewiß ist sie das“, erwiderte der Pastor, „und zwar ein Ausfluß von geringer Tiefe. Die Gegenwart aber verlangt

ein rascheres Verarbeiten der herrschenden Ideen und das Bedürfniß wird auf dem Umwege der Uebersetzungen und der Bearbeitung älterer deutscher Bücher nicht mehr befriedigt. Es fehlt uns leider am meisten an Persönlichkeiten, welche, zwischen beiden Nationalitäten vermittelnd, auch auf nicht geistlichem Gebiete die Volksbildung förderten. Es wäre das die Sache der aus dem Lettenthume selbst hervorgehenden Kräfte, und ich bin nicht der Einzige, welcher darin viel von Ihnen erwartet, lieber Stein.“

In einem langen eifrigen Gespräche wurden diese Fragen noch weiter erörtert. Georg legte dem Pastor, welchen er als einen wahren Volksfreund kannte, seine Pläne und Wünsche für die Zukunft vor und empfing von ihm das Versprechen der lebhaftesten Betheiligung an seinen Arbeiten, wo immer der Rath des erfahrenen Mannes ihm Unterstützung bieten könne. Er verhehlte sich nicht, daß er in seiner Vermittlerrolle unfehlbar in Gefahr kommen müsse, nach beiden Seiten hin Mißtrauen zu erregen; das Bewußtsein seines reinen Strebens aber gab ihm Muth, und die so eben vernommene Schilderung der gegenwärtigen Stimmung seiner Stammesgenossen machte ihn fast ungeduldig in die Heimath zurückzukehren, wo er vor allem mit den Männern in Verbindung zu treten hatte, welchen er seine Kräfte zur Unterstützung ihrer Bemühungen für das Volkswohl anzubieten gedachte, da er wohl fühlte, daß Jugend und Unerfahrenheit ihm ein vollkommen selbständiges Wirken in weiteren Kreisen vorläufig verwehrten.

Bornhof, welcher den lebhaftesten Antheil an dem Gespräche genommen hatte, fragte endlich auch nach dem gegenwärtigen Zustande der an den Kriegsschauplatz grenzenden Gegenden Kurlands und erfuhr, daß mit dem herannahenden

Frühlinge die Besorgnisse sich erneuerten, da die litauischen Wälder wieder von Insurgentenschaaren durchzogen würden, welche, wie man fürchtete, ihre Bedürfnisse mit Gewalt von den nächsten Gütern holen, im Nothfalle wohl auch die kurische Grenze überschreiten würden.

„Ich dachte mir das wohl!“ rief Bornhof aufgeregt. Nachdem er einige Male im Zimmer auf- und niedergegangen, blieb er vor Georg stehen. „Jetzt bleibe ich nicht länger hier“, sagte er entschlossen. „Die Osterferien sind ohnehin ganz nahe. Ich reise mit dir, Georg. Giebt es zu Hause keine Gefahr, so kann ich in drei Wochen wieder hier sein. Es erscheint mir gar zu unnatürlich, daß ich im Auslande ruhig theoretischen Studien obliege, während dicht an den Grenzen der Heimath ein Kampf auf Leben und Tod gekämpft wird; daß mir das Leben immer glatt und leicht dahinfließen soll, während die Meinigen in Angst und Sorgen leben. Nein, Georg, es bleibt dabei, ich reise mit Dir!“

Wirklich hatten sich in der Heimath der beiden Freunde die Dinge unterdessen bedenklicher gestaltet. Bei den Bauern in der Umgegend von Waldhof zeigte sich seit einiger Zeit häufig ein Mann, welcher unter allerlei Vorwänden mit ihnen verkehrte. Der Schullehrer Hartmann, welcher durch gewissenhafte Thätigkeit in seinem Amte das Vertrauen der zu seinem Wirkungskreise gehörigen Bauern erworben, erfuhr durch einige derselben, daß der Fremde sehr gut lettisch spreche, ihre Verhältnisse genau zu kennen scheinne und ihnen viel von den großen Vortheilen erzähle, welche sie erlangen könnten, wenn sie ihm nur offen alle ihre Wünsche, Bedürfnisse und Beschwerden mittheilen wollten. Er versichere zugleich, hieß es, daß die Letten sehr Unrecht hätten, die Polen zu fürchten; diese führten nirgend mit dem Landvolke Krieg, sondern wären im Gegentheil

ganz bereit, den Bauern gegen die Bedrückungen der Deutschen beizustehen und für sie darauf zu dringen, daß ihnen der Grund und Boden sofort unentgeltlich abgetreten werde, u. s. w.

Vergebens hoffte Hartmann den Fremden einmal selbst irgendwo zu treffen. Auch Herrn von Norbachs Nachforschungen blieben fruchtlos. Man fing wieder an, sich über diese Erscheinung zu beruhigen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Frau von Bornhof in Wandau eines Tages den Besuch eines recht stattlich aussehenden Herrn empfangen habe, welcher sich ihr als Verwalter der Güter angeboten, da er in Erfahrung gebracht, daß der junge Besitzer abwesend sei und ein Verwandter des Hauses nur zuweilen nach Wandau komme, um die nöthigen Anordnungen zu machen. Auf die Frage nach seinem bisherigen Wirkungskreise hatte er, auf gewandte Weise ausweichend, von seinen Reisen zu landwirthschaftlichen Zwecken erzählt und sich endlich, als Frau v. Bornhof sein Anerbieten ablehnte, wieder empfohlen, nachdem er durch scheinbar gleichgültige Fragen herausgebracht, daß der junge Gutsherr noch einige Zeit im Auslande zu bleiben gedenke.

„Ich danke Gott, daß mein Sohn nicht hier ist!“ sagte Frau von Bornhof, als sie bald darauf die Waldhöfchen Nachbarn bei sich sah. „Es wurde mir leider erst zu spät verdächtig, daß der Mann wiederholt die Rede auf seine Abwesenheit und mögliche Rückkehr brachte. Ich weiß, Konrad würde über meine Besorgnisse lachen und an keine Gefahr glauben, wie es ihm überhaupt nie einfällt, daß ihm einmal ein feindlicher Gegensatz aufstoßen könnte, der nicht zu überwinden wäre. Mich macht diese Zuversicht nur zu oft unruhig und ängstlich, und ich muß mich fragen, wie er Widerwärtigkeiten ertragen würde.“

Herr von Norbach nannte diese Sicherheit ein glückliches

Vorrecht des jugendlichen Alters, welches die Unzulänglichkeit seiner Kraft im Kampfe des Lebens noch nicht erprobt hat, und seine Frau erzählte seufzend, wie auch ihr Sohn immer und überall zu viel wage; Anna aber schwieg, wie sie zu thun pflegte, wenn von dem jungen Manne die Rede war, der ihre Gedanken fast unablässig beschäftigte.

Der lange Winter hatte der rastlosen Phantasie des jungen Mädchens gefährliche Musse gegeben, und das Bild, welches sie in ihrer Erinnerung bewahrte, erhielt eine Strahlenkrone idealer Eigenschaften, welche noch weit über die schöne Wirklichkeit hinausgingen. Der häufige Aufenthalt in dem Kreise der Bornhoffschen Familie, die begeisterte Liebe für Konrad, welche Mutter und Schwestern bei jeder Gelegenheit an den Tag legten, alles war dazu geeignet, ihrer schwärmenden jugendlichen Phantasie immer neue Züge zu jenem Bilde zu leihen. Selbst Pauls flaches Wesen, sein zwischen Aufmerksamkeit und Vernachlässigung schwankendes Betragen mußten dazu beitragen, Bornhofs edlere Natur in immer glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen.

An Georgs baldige Rückkehr dachte Anna gern, denn sie hatte längst Vertrauen zu ihm gefaßt und ahnte nicht im Entferntesten, daß er jemals mehr als freundschaftlichen Antheil für sie empfunden. Vieles Aehnliche in ihren beiderseitigen Schicksalen näherte sie dem bescheiden jungen Mann, der ihr als Bornhofs Freund schon mit einer höheren Würde bekleidet schien.

Die ersten Frühlingstage waren gekommen. Noch lagen die Wiesen bräunlich grau da; nur einzelne Vertiefungen, welche durch die ausgetretenen Gewässer gefüllt worden waren, hatten einen grünen Rand sproßenden jungen Grases. Ueberall

rieselte das freigewordene Wasser, überall regte sich neues Leben und Leben. Die Vögel zwitscherten in der Nähe der Häuser, als bedürften sie noch der Menschen zu ihrer Existenz, und das zahme Geflügel hörte nicht auf zu krähen und zu schnattern vor lauter Verwunderung und Freude über den wiederkehrenden Frühling.

Die helle Sonne schien warm in die ganze Reihe der Zimmer des Wohnhauses in Wandau. Auf allen Fenstern blühten Goldlack, Levkoyen und Rosen und erfüllten die heitern Räume mit ihrem würzigen Dufte. Frau von Bornhof kehrte eben mit ihren Töchtern vom Spaziergange zurück. Mutter und Kinder hatten die Blüthe der Gesundheit auf den von der raschen Bewegung gerötheten Wangen. „Kinder!“ rief Frau von Bornhof, „heute müssen wir noch mehr Frühlingsluft im Hause haben! Laßt die Winterthüren vom Balkon wegnehmen!“

Zubelnd sprangen die beiden Mädchen davon; schnell führte der Diener, den sie herbeiriefen, den Befehl aus, und freudig traten Alle in den vollen Frühlingssonnenschein hinaus. Die Lerchen wirbelten hoch in der von dem Dufte der aufstauenden Erde erfüllten Luft.

„Mutter! Mutter!“ tönte es durch die weiten Räume des Hauses.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhr Frau von Bornhof zusammen. Sie mußte sich einen Augenblick auf das Geländer des Balkons stützen. Ehe sie einen Schritt machen konnte, war sie auch schon in den Armen des Sohnes. „Da bin ich, Mutter!“ rief Konrad strahlenden Angesichts. „Nicht wahr, es ist gut, daß ich hier bin? Es muß gut sein“, rief er einmal über das andere, „weil ich gar keine Ruhe mehr in der Fremde hatte.“

Von den noch blühenden Wangen der Mutter flossen helle Thränen, als ihr Konrad nun in beredten Worten vorstellte, wie er sich nicht viel schade, während er ihr doch vielleicht nützlich sein könne. „Und damit du ganz ruhig sein könntest, Mütterchen“, sagte er endlich, „habe ich Stein beredet mit hierher zu kommen, um vorläufig bei uns zu bleiben.“

Georg näherte sich, und Frau von Bornhof reichte ihm durch Thränen lächelnd die Hand, während Konrad die beiden Schwesterchen umarmte, die er gleich darauf schon nach alter Weise neckte. Alles schien im vollen Sonnenschein des Glückes und der Hoffnung zu stehen, und Konrad sprach seine Zuversicht auf eine nahe bessere Zukunft mit so überzeugendem Tone aus, daß auch weniger bestochene Zuhörer ihm vielleicht geglaubt hätten.

Schon am folgenden Tage eilte Georg nach Waldhof, welches, je mehr er sich demselben näherte, immer entschiedener das volle Heimathsrecht geltend machte. Er fühlte, daß die Wurzeln seines Wesens noch immer in jenem Boden hafteten, aus welchem er seine ersten Lebenskräfte gezogen, daß kein späteres Verhältniß die Bande hatte lockern können, welche ihn an die Menschen fesselten, die, wenn auch in verschiedener Weise, doch alle mehr oder weniger zu seiner Entwicklung beigetragen hatten.

Die Erinnerung an Gertrud, den Schutzengel seiner Jugend, erfüllte seine Seele mit sanfter Wehmuth, als er ihre letzte Ruhestätte von ferne erblickte. So oft in seinem Innern die Stimmen des Wünschens und Begehrens schwiegen, so oft er in voller Hingebung an die erwählte Lebensaufgabe des eignen Wohls und Wehes vergaß, stieg ihr Bild in mildem Lichte vor ihm auf, als könne ihr Auge nur durch friedliche Klarheit, nicht durch die sturmbewegte Wolkenhülle leidenschaftlicher Erregungen zu ihm dringen.

Noch schlummerte jenes durch ernste Geistesarbeit und längere Trennung zum Schweigen gebrachte Gefühl für Anna in den Tiefen seines Herzens. Er glaubte ruhig zu sein, als er in das Haus trat; da fiel sein erster Blick auf die Gestalt des schönen Mädchens, welches, den Eintretenden nicht bemerkend, mit aufgestühtem Haupte sinnend vor einem Tischchen saß, auf welchem Gustav Norbach so eben einen entscheidenden Zug im Schachspiel gethan. Georg fühlte das alte Zucken seines Herzens bei ihrem Anblick. Als er sich dem obern Ende des Saales, wo sie saß, näherte, erblickte sie ihn und sprang freudig überrascht auf. Eine hohe Röthe überslog ihre Wangen, als Georg auf Norbachs Begrüßung gleich erzählte mit wem er gekommen, und ihre Erregung war so sichtlich, daß er leicht falsche Schlüsse daraus hätte ziehen können, wenn seine eigne Bewegung bei dem Wiedersehn ihn nicht um alle Beobachtungsgabe gebracht hätte.

Indessen war ein anderes Auge aufmerkamer auf jede Veränderung in Anna's ausdrucksvollen Zügen. Gustav Norbach hatte ihr Erröthen gesehen, das leise Beben ihrer Stimme gehört; wie konnte er es anders deuten als mit Beziehung auf Georg? Dieser hätte einen kälteren Ton in den Worten des ihm sonst so geneigten Mannes sogleich bemerken müssen, wenn nicht in dem Augenblicke auch dessen Bruder und die Hausfrau herbeigekommen wären. Paul war seit einigen Tagen abwesend.

Gustav Norbachs Besuche in Waldhof waren im Laufe des vergangenen Winters häufiger gewesen als die Geschwister erwartet zu haben schienen. Auch jetzt hatten ihn die Ostersfeiertage aufs Land geführt und er zeigte sich ungewöhnlich angeregt und heiter in dem kleinen Kreise, in welchem er für jeden Einzelnen ein willkommener Gast war.



Eine Fortsetzung des neckenden Tones, zu welchem das trotzige und doch schon anziehende Kind Gustav sonst unaufhörlich gereizt, war durch die völlige Veränderung in Anna's ganzem Wesen unmöglich geworden, und er fand in dem zu überraschender Schönheit erblühten Mädchen einen Ernst, welcher auch ihn veranlaßte die tiefere Seite seines Wesens hervorzufehren. Anna dagegen fühlte sich durch den Umgang mit dem weltkundigen und gereiften Manne vielfach angeregt und begegnete ihm ihrerseits mit jener kindlichen Freundlichkeit, welche durch seine in ihrer Stellung doppelt schätzbare Aufmerksamkeit hervorgerufen, der weiblichen Jugend ohnehin dem älteren Manne gegenüber natürlich ist. Sie wandte sich gern zu ihm, wenn sie sich der Gesellschaft der jungen Leute entziehen wollte, welche häufig mehrere Tage in Waldhof zubrachten, um Pauls Jagdvergnügungen zu theilen, und in Abwesenheit anderer jungen Damen nicht abgeneigt waren dem schönen Judenkinde einigen Antheil abzugewinnen. Anna blieb ihnen indessen unzugänglich und sie sahen sich durch das Beispiel des Hausherrn und seines Bruders zu einem achtungsvolleren Betragen genöthigt, als sie sonst wohl gehabt hätten.

Mit dem feinsten Hartgefühl wußte Gustav Norbach gerade an solchen Tagen Anna's Interesse in irgend einer Weise besonders anzuregen, so daß ihr keine Zeit blieb, irgend etwas Berlegendes in dem Tone der übrigen Gäste zu finden. Diese Bemühungen aber, so wenig sie dem arglosen Gegenstande derselben auffielen, verfehlten nicht, zuerst in der nächsten Umgebung und bald auch in weiteren Kreisen allerlei spöttische Bemerkungen hervorzurufen; ja, sie hätten auch Frau von Norbach nicht auf angenehme Weise beschäftigt, wenn es ihr, trotz aller Zuneigung, welche ihr Anna abgewonnen, jemals in den Sinn gekommen wäre, jemand aus ihrer Familie könne

anders an dieselbe denken als wie an eine zur Versorgung aufgenommene Waise.

Herr von Norbach bewillkommnete Georg auf die herzlichste Weise und erinnerte ihn daran, daß Waldhof seine Heimath sei, so lange er sich noch keinen eignen Heerd gegründet habe. Der junge Mann erzählte nun, daß er versprochen, während der Anwesenheit seines Freundes in Wandau zu bleiben, nahm aber die Aufforderung für die Zukunft dankbar an. Nachdem die erste Verwirrung des Fragens und Erzählens vorüber und Georg von dem kleinen Kreise gemüthlich umgeben seiner anfänglichen Bewegung Herr geworden war, kam die Rede wieder auf Wandau und seine Bewohner.

„Der Eindruck, den mir gestern die Frau in der Mitte ihrer Kinder gemacht“, sagte Georg warm, „wird mir immer unvergesslich bleiben, selbst wenn bei näherer Bekanntschaft ihr Bild aus der idealen Höhe in die Sphäre des gewöhnlichen Lebens herabsteigen sollte. Jetzt verstehe ich erst, wie der Sohn werden konnte, was er ist, ein wahres Sonntagskind. Selbst die äußere Schönheit von Mutter und Sohn erscheint erst am vollkommensten, wenn man Beide beisammen sieht. In ihren Zügen liegt dann der ganze, volle Ausdruck der schönsten Liebe, und die feinigten werden durch die Vereinigung des männlichen Elementes mit dem kindlichen wahrhaft bezaubernd.“

„Du sprichst ja wie ein wahrer Pylades von seinem Drest“, sagte Norbach lächelnd und doch gerührt von der schwärmerischen Liebe Georgs für den Freund und seiner neidlosen Anerkennung aller Vorzüge, die demselben zu Theil geworden.

„Wenn mir nur“, fuhr Georg fort, „nicht seit meiner Kindheit beständig ein Schatten neben allem Schönen herginge, den ich vergebens zu verscheuchen suche! Es ist der Gedanke an die kurze Dauer alles Vollkommenen. So mußte ich mir

auch gestern und heute unaufhörlich wiederholen: möchte diese Mutter nie anders als mit Freude auf den Sohn blicken!“

Anna sah ihn fast erzürnt an, weil er so trübe Gedanken an ihre Ideale zu knüpfen wagte.

„Ich gebe gern zu“, fuhr Georg fort, „daß es eine Schwäche, ja fast ein Unrecht ist, daß ich keine ganz ungetrübte Freude an den schönsten Erscheinungen, an den glücklichsten Ereignissen des Lebens haben kann. Es mag wohl eine Folge der ernstesten Verhältnisse meiner Kindheit und Jugend sein, welche mir jede günstige Veränderung meiner Lage unter betrübenden Umständen brachten.“

„Aber die Personen, von welchen wir sprechen, erfreuen sich ihres Glückes ohne diese trüben Ahnungen“ sagte Anna gereizt, „warum sollen wir nicht mit ihnen auf die Dauer desselben hoffen. Es will mir immer scheinen, als ob Furcht das Uebel herbeirufe“, setzte sie hinzu und warf einen Blick auf Georg, der ihn verletzte.

„Die Frau hat kein leichtes Leben gehabt, so lange der Mann lebte“, fiel Frau von Norbach ein. „Er soll voller Launen und Eigensinn gewesen sein.“

„Aber doch ein Ehrenmann, wie aus des Sohnes Reden hervorgeht“, sagte Georg.

„Gewiß“, erwiderte Norbach. „Wenn er, wie man sagt, nicht alles erkannte und zu würdigen wußte, was er an der Frau besaß, so lag das in seiner Natur, die vorzugsweise energisch und praktisch war, so daß er die eine Zeit lang schwache Gesundheit der Frau als eine Last empfunden haben mag.“

„Vielleicht hat der Sohn, was von Eisen in seinem Charakter ist, doch von dem Vater; Gold allein hätte ihn zu weich gemacht“, sagte Georg.

Anna war jetzt wieder versöhnt durch seinen Enthusias-

mus für den Freund und wurde freundlicher. Georg kehrte unruhig und verstimmt nach Wandau zurück, wo ihn Bornhof mit einem Lächeln auf den Lippen empfing. Doch fühlte dieser bei leiser Berührung des Gegenstandes, daß darüber nicht zu scherzen sei.

Der liebenswürdige Familienkreis in Wandau konnte indessen seiner erheiternden Wirkung auch auf Georg nicht verfehlen, welcher sich bald ganz heimisch in demselben fühlte. Frau von Bornhof sprach oft und mit herzlicher Zuneigung von Anna, und die jungen Mädchen begriffen nicht, warum sie jetzt so lange ausblieb, da sie ihnen doch für die Osterzeit einen Besuch versprochen.

Die Mutter äußerte eines Tages ihre Verwunderung darüber, daß in Anna's Ton und Wesen so wenig Spuren ihrer ersten Jugendeindrücke zurückgeblieben waren. „Der Wendepunkt für sie“, fuhr sie fort, „ist nach ihrem eignen Bekenntniß die kurze Zeit des Zusammenlebens mit Gertrud Norbach gewesen und deren plötzlicher Tod, an dem sie sich schuldig glaubte. Was nun nachher auf sie wirkte, war, nächst dem längeren Unterrichte im Christenthum, der reichliche Bildungstoff, der ihrem empfänglichen Geiste im Auslande geboten wurde. Bei geringeren geistigen Fähigkeiten hätte ihre Erinnerung mehr an den Eindrücken des äußeren Lebens gehaftet. Einen Charakterzug, der ihr viele trübe Stunden macht, hat sie indessen doch ihrer Abstammung zuzuschreiben: es ist der Argwohn, man werde sich des jüdischen Elementes ihrer Persönlichkeit immer erinnern. Ich habe dieses Mißtrauen an ihr lange bekämpfen müssen.“

„Dennoch werden Sie es nicht ganz ausgerottet haben, gnädige Frau“, sagte Georg, „weil es im Ganzen doch zu viel Nahrung erhalten muß. Jedes Eintreten einer Persönlichkeit

in einen neuen Kreis findet bei uns einen eigenthümlichen Widerstand, am meisten natürlich da, wo die Kreise, trotz allen häufigen Verkehrs, so scharf abgegrenzt sind, wie das Judenthum unserer christlichen Bevölkerung gegenüber, in unserem Lande, wo ein Uebertritt in die letztere noch zu den Seltenheiten gehört und in den höheren Bildungskreisen noch fast ohne Beispiel ist.“

„Wir haben auf dem Gymnasium, wie auch später auf der Universität zwar recht viele Juden gekannt“, fiel Bornhof ein, „unter ihnen einige recht begabte Leute, die sich allerdings auch taufen ließen: doch kehrten sie dann nicht mehr nach Kurland zurück, weil die Stellung zwischen den ehemaligen und späteren Glaubens- und Bildungsgenossen zu schwierig ist. Eine gebildete Jüdin aber können wir hier nie kennen lernen, weil wir nie in die Familien- und Gesellschaftskreise unserer hiesigen Juden dringen; wir können uns nicht einmal einen Begriff von der Art ihrer Bildung machen, da, soviel ich weiß, in keine unserer christlichen Töcherschulen Jüdinnen aufgenommen werden und weder unsere Lehrer noch unsere Lehrerinnen in jüdischen Häusern Privatstunden geben.“

„Es ist nur zu wahr, daß wir an viele Mißverhältnisse in unserer nächsten Umgebung kaum denken, weil wir so vollkommen an dieselben gewöhnt sind“, sagte Frau von Bornhof. „Wir sollten uns häufiger in die Lage derjenigen versetzen, die unter denselben leiden.“

Einige Tage später machten beide Freunde vereint einen Besuch in Waldhof, fanden aber Vater und Sohn nicht zu Hause. Auch Gustav Norbach war, durch Geschäfte veranlaßt, in die Stadt zurückgekehrt, nachdem er in den letzten Tagen seines Aufenthaltes eine merkliche Verstimmung gezeigt, welche Anna sich bemüht hatte, durch verdoppeltes Entgegenkommen

zu zerstreuen, da sie dem, wie sie glaubte, väterlichen Freunde von Herzen ergeben war. Sie ahnte nicht, daß sie dadurch den innern Kampf desselben nur verstärkte; denn durch den Umgang mit dem schönen und geistvollen Mädchen waren in seiner Brust Gefühle und Wünsche wach gerufen worden, welche er für längst erloschen gehalten hatte. Anna's Stellung und Herkunft, welche anfangs freilich auch bei ihm eingewurzelten Vorurtheilen begegneten, trugen doch andrerseits dazu bei, ihm den Muth zu geben, trotz seiner Jahre noch an eine Werbung zu denken, welche in der Gestalt liebevollen Schutzes und Beistandes doch wohl allein auf Erfolg bei dem in anderen Verhältnissen vielleicht hochgefeierten Mädchen hoffen konnte.

Wirklich schien ihm eine Zeit lang Alles günstig und Anna's Vertrauen und kindliche Zuneigung gesichert, bis er an jenem Tage Zeuge ihrer Verwirrung bei dem Wiedersehen mit Georg war. Da faßte er den Gedanken, sie könne dem jungen Manne, dessen ebenfalls vereinzelte Stellung viel Aehnliches mit der ihrigen hatte und dessen Werth er nicht herabzusetzen suchte, ihr Herz zugewendet haben. Diese Vermuthung, welche durch Georgs sichtbare Bewegung bestätigt schien, weckte eine Pein in seinem Herzen, welche ihm erst recht zum Bewußtsein brachte, wie sehr er sich der neuerwachten Lebenshoffnung bereits hingegeben hatte. Nachdem er schon halb entschlossen gewesen war, noch vor seiner Abreise den entscheidenden Schritt zu thun und Anna seine Hand anzubieten, verfiel er seit jenem Tage in die quälendsten Zweifel und suchte vergeblich die alte Resignation seiner Jahre wieder zu finden. Er riß sich endlich los, ohne Anna das Räthsel seiner veränderten Stimmung gelöst zu haben, entschlossen, die ohnehin in seinem Alter so verschämt wie in der ersten Jugend auftretende Neigung noch nicht zu verrathen.

Alles, was in Gustav Norbachs Verhältnissen so günstig schien, wenn er sich im Geiste neben Georg in die Schranken stellte: Geburt, Vermögen, Ansehen — es verschwand vor dem einen Vorzug, um den er jetzt alles Uebrige hingegen hätte: vor der kräftigen Jugend des vermeintlichen Nebenbuhlers. Es erschien ihm in manchen Stunden fast sündlich, das blühende Leben der Geliebten an seine früh alternde Gestalt knüpfen zu wollen; er nannte sich selbstsüchtig, wenn er sie sich als seine Gattin dachte, und doch erfüllte ihn das Bewußtsein, daß kein Jüngling so wie er im Stande wäre, sein ganzes Sinnen und Denken nur ihrem Wohle zu widmen und die ganze Außenwelt für nichts zu achten, um für sie und sein Haus zu leben.

In der Jugend steht neben dem rasch gewonnenen Weibe die Welt des Wirkens und Schaffens mit ihrem Drängen und Treiben, in welchem schon manche für ewig gehaltene Liebe zu Grunde gegangen ist, weil sich das brausende Leben nicht bannen ließ in den engen Kreis der Familie. Der alternde Mann dagegen tritt aus dem Weltgetümmel heraus; er trägt alles, was er sich in demselben errungen und aus demselben gerettet, an seinen häuslichen Herd und findet, wenn er noch lieben kann, in Weib und Kind den Mittelpunkt seines ganzen Daseins. Und doch! — Wo denkt die Blüthe schon an die reisende Frucht? Wo wünscht sich der aufjauchzende Frühling in den stillen Herbst hinein?

Bornhof wurde von Frau von Norbach wie ein alter Bekannter behandelt, da sein zutrauliches Wesen auch sie in eine behagliche Stimmung zu versetzen vermochte. Georg ging, nachdem er eine Zeit lang an der Unterhaltung mit den Damen Theil genommen, hinunter in das Schulhaus zu seinem alten Freunde Hartmann, den er bei seinem ersten Besuche in Wald-

hof nicht gesehen. Frau von Norbach hatte für den zurückbleibenden Gast unzählige Fragen nach gemeinschaftlichen Bekannten, nach den Tagesereignissen an den Orten, wo sie sich längere Zeit aufgehalten, nach hervorragenden Persönlichkeiten aus der Theaterwelt u. s. w. Bornhof gab geduldig die bereitwilligste Auskunft über alles. Endlich wandte er sich zu Anna, welche noch wenig Antheil an dem Gespräche genommen, und dankte ihr in herzlichen Worten, daß sie sich seiner Mutter so liebevoll genähert.

„Ihre Freundschaft ist auf Leben und Tod, Fräulein; das haben Sie bei Ihrem Reiseabenteuer bewiesen. Wissen Sie auch, daß ich Sie um diese Gelegenheit zu einer That der Aufopferung beneidet habe? So etwas findet sich selten in unsern prosaischen Zeiten. Ich wenigstens habe kein Glück darin.“

„Scherzen Sie nicht“, erwiderte Anna, die an das Gespräch mit Georg dachte, welches ihr, trotz ihres Widerspruchs, einen peinlichen Eindruck zurückgelassen hatte. „Wir sind den Orten nahe genug, wo das Leben täglich auf's Spiel gesetzt wird. Sie haben Ihrer Mutter eine Sorge gebracht durch Ihr Kommen.“

„O, das ist schon lange vorüber! Meine Mutter fürchtet auch nur die fernern Uebel. Jetzt, da ich einmal hier bin, hat sie schon angefangen, meine Gegenwart ganz angenehm zu finden. Ich habe mir übrigens an Stein einen Nebenbuhler bei Mutter und Schwestern mitgebracht. Sie halten ihn für so verständig und besonnen, daß sie mich in seiner Nähe vor allen Gefahren gesichert glauben. Seien Sie indessen überzeugt, Fräulein, daß er nicht immer so gar verständig ist.“

Bornhof sah, daß Frau von Norbach in das Nebenzimmer ging, wo ein Diener ihrer wartete, und fuhr fort: „Er kann



auch recht überspannte Gedanken haben. Dann scheint es ihm, er sei ein bloßer Baustein, gut genug, um alle Lasten des Lebensbaues zu tragen, und er weiß es nicht, daß er ein Diamant ist, so rein und fest, wie kein anderer Stein. Wissen Sie, daß er das ist, Fräulein?"

Anna sah verwundert zu ihm auf; sie verstand ihn nicht. Sie begriff nicht, warum er diese Frage that, denn sie hatte nicht bemerkt, wie traurig es Georg gemacht, daß sie, als er heute ihr gegenüber saß, ihn ansah ohne zu hören, was er zu ihr sagte, und ihm zerstreute Antworten gab.

„Georg ist verstimmt und niedergeschlagen“, fuhr Bornhof fort, als Anna schwieg. „Ich dachte Sie müßten wissen, warum er das ist.“

Anna wurde geisterbleich vor Schrecken, als sie aus dem ernstesten Ausdruck seiner Züge endlich den Sinn seiner Worte errieth. Es that ihr tief im Herzen wehe, daß er so fragen konnte; aber der alte Trotz ihres Wesens trat wieder hervor.

„Was kann ich für Herrn Stein thun? Ich achte ihn sehr, glaube aber nicht mit seinen Stimmungen in Verbindung zu stehen. Sie haben kein Recht zu Ihren Fragen, Herr von Bornhof.“ Ihre Lippen bebten, als sie sprach, und sie stand auf, um sich zu entfernen.

„Um Gotteswillen seien Sie mir nicht böse!“ rief Bornhof aufspringend. „Ich habe Sie verletzt, Fräulein! Es war unzart dergleichen zu berühren. Verzeihen Sie meiner ungeduldigen Freundschaft. Geben Sie mir die Hand zum Zeichen der Verzeihung!“

Er faßte ihre widerstrebende Hand und drückte sie an seine Lippen. Da stürzten ihre Thränen hervor und sie eilte schluchzend hinaus. Bornhof blieb betrübt stehen und sah ihr verwundert nach. Als er sich umwandte, erblickte er Georg,

welcher wie versteinert in der Thüre stand. Er ging rasch auf ihn zu und sagte die Hand ausstreckend: „Georg, ich habe einen dummen Streich gemacht. Komm, laß uns fort, ich beichte dir unterwegs.“

Georg antwortete nicht, nahm auch die dargebotene Hand nicht und wandte sich um zu gehen. „Nun wahrhaftig!“ rief Bornhof und faßte seinen Arm, „das soll wohl ein Mißverständnis zwischen uns geben! Nein, nein, alter Freund, daraus wird nichts.“

In diesem Augenblicke trat Frau von Norbach wieder in das Zimmer. Bornhof nahm Abschied und Georg mußte ein Gleiches thun, wollte er ihr nicht das Schauspiel eines Zwistes mit dem Freunde geben. Als Beide im Wagen saßen, sagte Bornhof:

„Du fragst mich also wirklich nicht, was der Auftritt mit Anna Held zu bedeuten hatte, dessen tragischen Ausgang ich gewiß nicht voraussah?“

„Du hättest mir auch ohne Frage wohl früher sagen können, daß du das Mädchen liebst“, erwiderte Georg mit bebender Stimme.

„Das nenne ich doch vorschnell urtheilen!“ rief Bornhof. „Ein Handkuß und einige Thränen heißen gleich Liebe! Nun ja, ich will sie schon lieben, wenn sie einmal deine Braut ist. Vorläufig habe ich aber noch kein Frauenzimmer geliebt als meine Mutter und meine kleinen Schwestern, obgleich ich alle Mädchen ganz allerliebste und liebenswürdig finde. Das mußt du doch wissen, Georg, und ich begreife noch nicht, wie dir ein solcher Verdacht kommen konnte. Es war übrigens, ich gestehe es, sehr unnütz, daß ich das Mädchen erschreckte. Ich war gar zu ungeduldig, zu erfahren, ob sie dir gut sei, und ich vergaß darüber, daß du allein danach zu fragen hast.“

Verzeihe mir, Georg, aber schäme dich auch aus Herzensgrund deines vorschnellen Verdachts.“

Georg drückte ihm mit Wärme die Hand, sagte aber traurig: „Ich werde auch wohl niemals danach fragen, denn ich sehe nur zu gut die Antwort voraus.“

„Warum weinte sie aber bei einer bloßen Anspielung auf deine Wünsche, wenn du ihr ganz gleichgültig sein solltest? Das begreife ich doch noch nicht. Darum brauchst du, denke ich, den Muth nicht sinken zu lassen. Die Zeit und nähere Bekanntschaft thun ja auch bei Mädchen oft die Hauptsache. Im Ganzen kennt sie dich auch wirklich noch sehr wenig. Denn eure Bekanntschaft, als sie noch ein Kind war, ist nicht zu rechnen und später im Auslande war sie so voll Enthusiasmus für die Kunst, daß sie vielleicht gar nicht an uns Menschen dachte, wenn wir nicht etwas Aehnlichkeit von ihren Bildern hatten.“

Georg schwieg, hörte aber doch gern, wie der Freund allerlei Gründe fand, seine Hoffnung wieder zu beleben. Schon der Schatten eines Mißtrauens zwischen ihm und Bornhof hatte ihn so sehr geschmerzt, daß das rasch wiederhergestellte Vertrauen ihm neuen Muth gab.

~~~~~

Elftes Kapitel.

In Wandau wurde das Interesse der beiden jungen Männer vielfach von ihren persönlichen Angelegenheiten abgelenkt. Konrad Bornhof war schon seit zwei Jahren volljährig, hatte sich aber mit dem Zustande seiner Güter noch nicht näher bekannt gemacht, weil die Verwaltung derselben bis zur Vollendung seiner Studien einem Vetter seines Vaters übergeben war, welcher zu bestimmten Zeiten nach Wandau kam, um die nöthigen Anordnungen zu machen. Die Bauergemeinde aber, wie gewöhnlich unzufrieden mit einer Zwischenregierung, und diesmal nicht ganz ohne Grund, sehnte sich ungeduldig nach der Rückkehr des jungen Gutsherrn, und kaum war seine unerwartete Ankunft bekannt geworden, so erschienen viele Glieder derselben, theils mit persönlichen Anliegen, theils mit der Bitte, daß er jetzt hier bleiben und die Verwaltung selbst übernehmen möchte.

In seiner freundlichen Art ließ sich Bornhof gern in Gespräche mit den Verständigeren unter den Bauern ein, da er möglicherweise von ihnen etwas Näheres über die Veranlassung zu den umlaufenden Gerüchten erfahren konnte. Georg war bei solchen Unterredungen gewöhnlich gegenwärtig, nahm nicht selten an denselben Theil und sprach bei jeder Gelegenheit von seiner eignen lettischen Herkunft und von seiner Absicht in Zukunft für seine Stammesgenossen zu arbeiten.

Ein alter Wirth brachte endlich auch vor, daß unter den jungen Leuten jetzt häufig sonderbare Reden geführt würden,

daß man sich von nahen großen Veränderungen erzähle, während doch die Herren versicherten, es werde nur allmählig anders werden und namentlich das Erwerben der Bauerhöfe als Eigenthum erst im Laufe einiger Jahre möglich werden, niemand aber sie umsonst erhalten. Der Alte setzte hinzu: es wäre auch ganz recht, daß man es dem jungen Volke nicht gar zu leicht mache; sie, die Väter, hätten sich ihr Leben lang geplagt, und nun sollte der übermüthigen Jugend das Glück im Schlafe kommen. Es wäre zwar sehr schön und erfreulich, daß ihre Söhne von dem Schulmeister jetzt so viel mehr lernten, als die Aeltern verstanden hätten, sie wollten nun aber auch alles besser wissen und nähmen keinen Rath mehr an.

„Weißt du, Georg“, sagte Bornhof eines Tages nach einem solchen Gespräche, „daß ich nicht übel Lust hätte, einmal meine Rednergabe zu prüfen? Wie wäre es, wenn ich einmal die männliche Bevölkerung von ganz Wandaun zusammenriefe, die Leute zu genauer Schilderung ihrer Verhältnisse, zu aufrichtiger Darstellung ihrer Beschwerden aufforderte und ihnen dann sagte, was sie, sowohl von der Gesetzgebung des Landes, als auch von mir zu erwarten haben. Ich kann das diplomatische Forschen und Aushorchen nicht leiden. Aus den Reden der versammelten Männer, selbst wenn sie nicht ganz freimüthig sind, wird man mehr Schlüsse ziehen können, als aus den Antworten des Einzelnen.“

„Du hast Recht, denke ich“, erwiderte Georg. „Ein ehrliches Wort findet im Grunde häufiger Glauben, als man denkt. Sage den Leuten, wie weit die Beschlüsse der Landesautoritäten in ihren Angelegenheiten gegangen sind, zeige dich bereit das Gesetzliche zuzugestehn, und ich müßte mich sehr irren, wenn du nicht ihr Vertrauen dadurch gewännest. Mein Rath wäre, auch der Ereignisse in den nahen polnischen Pro-

vinzen zu erwähnen und besonders die Verschiedenheit der dortigen Zustände von den unsrigen hervorzuheben. Hast Du das Deine gethan, so möchte auch ich zu ihnen sprechen, als ihr Stammesgenosse. Es sei der erste Schritt auf meiner Laufbahn.“

„Wohlan!“ rief Bornhof lebhaft erregt. „Treten wir rasch und offen auf, so können wir vielleicht der Schlange der Zwietracht hier noch den Kopf zertreten. Meine alten Mitbrüder werden freilich den Kopf schütteln über einen solchen Akt. Ich dürfte keinen derselben um Rath fragen; meine Mutter aber wird damit zufrieden sein. Ich weiß, der Einfall wird ihr gefallen. In einigen Tagen kann die ganze Gemeinde benachrichtigt werden.“

An demselben Abend, da der junge Gutsherr sich zu entschieden offenem Auftreten entschlossen, saßen in einer jener kleinen Scheunen, welche in einigen Gegenden Kurlands in Waldlichtungen erbaut sind, um das auf den Waldwiesen geerntete Heu bis zum Winter aufzubewahren, einige Männer auf kleinen Holzblöcken. Sie trugen kurze Pelze, kleine Pelzmützen und hohe Stiefel. Neben ihnen auf dem Boden lagen auf einer lebernen Reisetasche noch einige Reste von schwarzem Brod neben einer geleerten Feldflasche. Die Mahlzeit schien sehr spärlich gewesen zu sein und das Nachtlager versprach nicht mehr Luxus. Niemand schien an Aufbrechen zu denken, und doch fand sich in der Hütte nicht das Geringste, was zur Bereitung eines Lagers hätte dienen können.

Unter den Männern zeichnete sich einer durch etwas feinere städtische Kleidung vor den Andern aus, die er zuweilen wenn er sich unbeachtet glaubte, mit mißtrauischen, finstern Blicken ansah.

„Wir sind des Wartens nun auch endlich überdrüssig“, sagte in russischer Sprache, aber mit polnischem Accent einer der Männer zu dem besser Bekleideten. „Sie erzählen uns in Petersburg Wunderdinge von der Aufregung und Unzufriedenheit der hiesigen Bauern; Sie lassen sich von unserer Gesellschaft Aufträge und Geld geben; wir müssen uns hier mit Ihnen vereinigen, sind täglich in Gefahr von den Gutsverwaltungen entdeckt und gefangen zu werden: und doch zeigt sich noch nicht der kleinste Erfolg Ihrer Bemühungen.“

„Sie können doch nicht erwarten“, erwiderte der Angeredete, „daß die Leute auf die erste Aufforderung gleich Haus und Hof verlassen, um uns zuzulaufen. Die Bauern wollen auch erst ein Ziel deutlich vor sich sehen; wir aber können noch nirgend einen Punkt bestimmen, wo wir losbrechen wollen. Ich muß mich außerdem jetzt eine Weile stille halten, da mein Erscheinen in dieser Gegend einiges Aufsehen erregt hat, wie mir der Bursche erzählte, der mir Nachrichten zutragen pflegt. In Waldhof hat der Schulmeister Lärm geschlagen, wofür ich ihm gern eine Lehre gäbe. Er ist auch einer von den Deutschen, die zu Herren geboren zu sein glauben, weil sie deutsch sprechen. Morgen erwarte ich indessen zuverlässige Nachricht aus Wandau, wo wir vielleicht am ehesten etwas unternehmen können, weil der Besitzer, dem ich übrigens auch noch eine alte Schuld zu zahlen habe, noch im Auslande ist.“

„Mit Ausfichten halten Sie uns nun schon lange hin“, fuhr der Pole wieder fort, „und wir führen das elendeste Leben in dieser verwünschten Scheune. Ich begreife auch nicht, warum man uns hierher beordert hat, ehe irgend etwas fertig ist. Soll es zum Ueberfall kommen, so bringen wir in kurzer Zeit die nöthigen Leute zusammen; das lange Abwarten aber und

das Umherschleichen und Spioniren ist den Meisten zuwider und wir verlieren täglich an Anhang.“

„Man will, daß wir Polen Führer seien“, sagte ein Anderer. „Die Letten aber sind uns fremd; sie sollen sogar auf den litauischen Banern mit Verachtung herabsehen und würden nicht gemeinschaftliche Sache mit ihm machen, wenn man nicht vermittelte. Dazu nun brauchen wir Sie, und Sie können, denke ich, alles daran setzen uns einen Dienst zu leisten, nachdem unsere Gesellschaft Sie aus der schlimmen Lage gezogen hat, in welcher sie sich befanden, als Ihre Papiere versiegelt waren und Ihre Correspondenz mit Herzen sich in den Händen der Polizei befand.“

„O, die Noth war noch nicht so groß!“ erwiderte der Angegriffene. „Wenn auch der Fürst R. . . die Erziehung seiner Söhne nicht gerade einem Freiheitsmanne anvertrauen wollte, war er doch zu gutmüthig, um mich ausliefern zu wollen, und hatte mir schon die Mittel zur Flucht gegeben, als die Vorschläge Ihrer Gesellschaft an mich gelangten und ich in Petersburg verschwinden konnte. Hätte mein Bruder mir nicht in kleinlicher Aengstlichkeit den Aufenthalt auf unserem Gute verwehrt, so hätte ich längst Bedeutenderes leisten können; aber der Narr spielt den Ueberlegenen, weil ich mein Erbtheil verbraucht habe und er im Besiz des Gutes geblieben ist.“

Der Sprecher, in welchem der Leser den älteren Grünthal bereits erkannt haben wird, legte seinen Gefährten jetzt seine Pläne vor. Sobald er am folgenden Tage, wie er erwartete, genauere Nachrichten über die Zustände in Wandau durch einen Burschen erhalten haben würde, der den dortigen Wirthschaftsaufscher gründlich haßte, weil er mehrmals wegen kleiner Diebstähle von ihm gestraft worden, sollte auf litauischem Gebiete ein Haufen gesammelt werden. Er, Grünthal,

wolle unterdessen alle Unzufriedenen aus der Gemeinde von Wandau an einen bestimmten Ort bestellen, unter dem Borwande zwar, nur zu berathen; sobald sie aber versammelt sein würden, wolle er sie in einer Anrede zu entscheidendem Handeln auffordern und sie bewegen im Hofe zu erscheinen und der wehrlosen Herrin Geld und bedeutende Zugeständnisse an die Bauern abzupressen, mit welcher Lockspeise man dann die benachbarten Gemeinden auch zum Aufstande bringen könne. Es sei gleichgültig, meinte er, wie bald die Regierung einschreite. Gelingen es den Anfang zu machen, so werde man schon, selbst bei scheinbarem Mißlingen des ersten Versuchs, zahlreichen Zulauf von denen haben, die der Strafe entfliehen wollten. Waldhof müsse gleich darauf an die Reihe kommen; von beiden Gütern könne man hoffen bedeutende Summen zu erpressen, die dann das Mittel würden die Unternehmung zu erweitern.

Während man sich darüber berieth, wie die Umgegend in Aufregung zu bringen wäre, fiel ein Schuß in einiger Entfernung. Alle fuhren in die Höhe und griffen nach den Pistolen, welche in ihren Röcken steckten; doch mußten sie sich stille in der Scheune halten, da die Bäume noch kein Laub hatten, die kleine Waldlichtung also von allen Seiten zu überschauen und an ein Verstecken in der Nähe nicht zu denken war. Es fiel noch ein zweiter Schuß — dann blieb alles stille. Vergebens suchten die Männer durch die breiten Spalten der aus rohen Balken bestehenden Wände einen Feind zu entdecken, dessen Ueberzahl allein sie hätte schrecken können. Noch lange standen sie in peinlichster Spannung horchend da. Die in dieser Jahreszeit kaum durch eine kurze Dämmerung unterbrochene Tageshelle verbot das Hinaustreten. Gegen Mitternacht erst durchstrichen zwei von ihnen den Wald bis an den Rand der

Wiesen nach der Seite von Wandau. Es fand sich nichts, was das Schießen erklärt hätte. Die verschiedensten Muthmaßungen wurden laut, bis man endlich auf den Gedanken kam, die Schüsse könnten den Waldschnepfen gegolten haben, denen die Jäger im Frühlinge in lauen Abendstunden nachzustellen pflegen. Gegen Morgen erst überließen sich die ermüdeten Männer einem kurzen Schlafe auf dem nackten Boden, während Einer von ihnen abwechselnd die Wache übernahm.

Der Bursche, welchen Grünthal durch Geld und Versprechungen gewonnen hatte, erschien wirklich am folgenden Tage und berichtete Bornhofs unerwartete Rückkehr. Während er in lettischer Sprache seinen Bericht abstattete, beobachteten die Polen seine Physiognomie und sein Betragen und glaubten zu errathen, daß er nur mit Widerstreben gekommen sei.

„Der hätte nicht üble Lust uns zu verrathen“, sagte Einer derselben. „Das wagt er gewiß nicht“, erwiderte Grünthal. „Er hat sich zu weit mit uns eingelassen; auch habe ich ihm, für den Fall der Versuchung dazu, meine Pistolen gezeigt.“

Auf die Frage, ob er nicht wisse, wer gestern hier im Walde geschossen habe, erwiderte er, es sei der junge Gutsherr gewesen und ein anderer Herr, der mit ihm gekommen, der aber eigentlich kein Herr, sondern ein Lette sei, wie die Leute von ihm selbst gehört hätten. Beide wären Tages vorher auf der Waldschnepfenjagd hier gewesen.

Grünthal wußte sogleich, von wem die Rede war. Der alte Haß gegen Beide regte sich wieder und er sann auf ein Mittel seine Verpflichtungen gegen die Polen mit seiner Privattrache zu vereinigen. Es war sehr wahrscheinlich, daß die jungen Leute den Ritt in den Wald wiederholen würden. Es mußte dann ein Leichtes sein, Beide aufzuheben und auf litau-

ſches Gebiet zu bringen, wo man ihnen Bedingungen ihrer Freilaffung vorſchreiben könne, ſo hart man ſie wolle. Grünthal theilte den ſchnell entworfenen Plan ſeinen Gefährten mit; dieſe fanden denſelben ganz ausführbar und wünſchten dringend, daß die Jäger ſich bald wieder einſtellten, denn das Warten auf ein entſchiedenes Auftreten war ihnen ſchon faſt unerträglich geworden.

Der Burſche erhielt unterdeſſen die Weiſung, ſo bald als möglich wieder Kunde zu bringen. Wirklich erſchien er ſchon nach wenig Tagen wieder und berichtete, daß er ſich am folgenden Morgen mit allen erwachſenen männlichen Gliedern der Gemeinde im Hofe einzufinden habe, weil der junge Herr mit ihnen ſprechen wolle. Er ſei zwar bemüht geweſen mehrere junge Leute, welche Grünthal kenne, zum Ausbleiben zu bewegen; ſie hätten aber gemeint, man müſſe doch dabei ſein, wenn auch nur aus Neugier.

„Ich miſche mich verkleidet unter die Bauern“, ſagte Grünthal raſch entſchloſſen. „Ein Wort, zu rechter Zeit den Schwankenden zugeflüſtert, kann viel wirken. Einer unter den Wirthen iſt mir geneigt; er giebt mich für einen neuangenenen Knecht aus und niemand fällt mein Erſcheinen auf. Ich will doch hören, was das Herrchen mit ſeinem ſuperflügen Freunde ausgeſonnen hat.“

Die Gefährten waren mit dem Einfall zufrieden, ſchon deſhalb, weil er endlich zu entſcheidender That führen konnte. Sie hatten zwar ſehr wenig Vertrauen zu dem ihnen beigegebenen Agenten, wußten aber doch, daß die Gemeinſchaft, zu welcher ſie gehörten, ſolche Leute ſicher zu faſſen und zu halten wußte.

Wirklich begab ſich Grünthal in aller Frühe des folgenden Tages zu jenem Wirthe und erhielt, wenn auch nicht ohne

Widerstreben, die nöthigen Kleidungsstücke, welche ihm vollkommen das Ansehn eines lettischen Bauern gaben, da seine Züge den nationalen Typus besonders ausgeprägt trugen und er Schauspielerkunst genug besaß, um die seiner geschmeidigen Natur geläufig gewordenen feineren Manieren zu verleugnen.

Bald darauf waren in einem geräumigen Zimmer des Erdgeschosses im Wohnhause zu Wandau die männlichen Glieder der Gemeinde wirklich versammelt, Grünthal unter ihnen; doch hielt er sich, um nicht erkannt zu werden, im Hintergrunde. Einige der Bauern sahen den, wie sie glaubten, aus einer fremden Gemeinde Eingewanderten ziemlich gleichgültig an, wurden aber aufmerksam, als er an die zunächst Stehenden allerlei spöttische Reden richtete. Der Herr, meinte er, würde wohl irgend einen neuen Vorwand ausgedacht haben, um entweder die Pachtsumme für die Gesinde zu erhöhen oder noch einige Frohndienste zu verlangen, oder auch noch einiges Geld aus ihren Taschen zu locken wie es dann wohl heiße: für Kirche, Schule, Arzt und dergl. Man kenne das schon; es wäre dann des Zahlens kein Ende; sie möchten sich nur halten und sich nicht beschwagen lassen; es würden bald bessere Zeiten kommen; andere Gemeinden seien schon vorsichtig geworden und ließen sich auf keine Abmachungen mit ihren Herren mehr ein, denn mit der Herrschaft sei es nun bald zu Ende. Nicht nur jeder Wirth werde sein Gesinde als freien Besitz erhalten, sondern auch für die bisherigen Knechte werde man von den Ländereien der Höfe bedeutende Stücke abtheilen.

Der Hause sammelte sich immer dichter um Grünthal; besonders horchten die Knechte hoch auf bei diesen Verheißungen. Ein Gemurmel ging durch die ganze Versammlung. Der Gemeindegälteste fing endlich auch einige Worte auf und wollte

sie widerlegen, da er noch vor kurzem mit dem Pastor gesprochen, der doch auch von den Gesetzen wisse. Der habe zwar auch gemeint, sagte er, daß man Gesinde verkaufen werde, aber nur so viele als die Gutsbesitzer selbst veräußern wollten und die Bauern bezahlen könnten. Von unentgeltlichem Ueberlassen sei gar nicht die Rede, und Knechte wie Tagelöhner müsse es immer geben.

Grünthal flüsterte den Umstehenden zu, sie möchten sich nur nicht irre machen lassen, er wisse aus sicherer Quelle, daß die Obrigkeit nächstens alles Land an die Bauern vertheilen werde; in Litauen würden die deutschen Besitzer schon jetzt vertrieben, und in Kurland könne man es mit Hilfe der Polen ebenfalls, wenn man sich nur entschließen wolle, diese, die gar nicht weit zu suchen seien, herbeizurufen.

„Laßt euch nur nicht allerlei Verkehrtes in den Kopf setzen“, sagte ein ehrwürdig aussehender alter Wirth. „Der Mündensche Herr, welcher jetzt hier wirthschaftet, ist zuweilen etwas hart gewesen, wie auch unser verstorbener Herr; aber wir sind doch im Ganzen vorwärts gekommen, und der junge Herr soll eben so gut sein, wie seine Mutter; das sagen alle Hofesleute. Mit den Litauern wollen wir uns nur gar nicht einlassen. Man hat genug davon gehört, wie es bei denen hergeht.“

Grünthal fuhr dennoch fort von den Herrlichkeiten der Zukunft zu sprechen; als aber Bornhof und Georg hereintraten, stellte er sich hinter die längsten der versammelten Bauern, um nicht gesehen zu werden.

„Ich habe euch auffordern lassen, hierher zu kommen, liebe Freunde, nicht um über die Wirthschaft mit euch zu sprechen, die kann ich jetzt noch nicht selbst übernehmen, sondern um von andern Dingen mit euch zu reden“, begann

Bornhof mit etwas unsicherer Stimme, während ihm das Blut in die Wangen stieg; denn er war sich in diesem Augenblicke seiner jugendlichen Unerfahrenheit sehr wohl bewußt und nicht verblendet genug durch seine Stellung als Gutsherr, um nicht, diesen größtentheils älteren Männern gegenüber, etwas von jener natürlichen Schlichternheit zu empfinden, welche jedes erste öffentliche Auftreten zu begleiten pflegt. Es drängte ihn jedoch die Scheidewand zu durchbrechen, welche gegenseitiges Mißtrauen zwischen ihm und den Menschen aufzurichten drohte, für die er so viel herzliches Wohlwollen empfand und deren Wohlfahrt der Gegenstand seiner Zukunftsträume war.

„Ihr habt mich hier unter euch aufwachsen sehen“, fuhr er fort. „Ihr habt meinen Vater gekannt, einige unter euch erinnern sich noch meines Großvaters. Ich bin jünger als die meisten von euch, und doch möchte ich heute über wichtige Dinge mit euch reden, mit den Grauköpfen wie mit den jungen Leuten. Die Zeiten verändern sich fortwährend, wie es der Lauf der Welt ist. Als mein Großvater dieses Gut erbt, da galt noch die Leibeigenschaft, da hatte noch der Herr unbeschränkte Rechte über die Bauern und alles, was ihnen gehörte. Er konnte sie unglücklich machen, wenn er hart war; aber zum Glück sind nicht alle Menschen hart, nicht einmal die meisten, und ich glaube, mein Großvater war es auch nicht. Dennoch war es gut, daß die Bauern damals die Freiheit erhielten und nicht mehr ihr Leben lang an einen Herrn gebunden waren. Es wurden damals auch eigne Gerichte für sie eingesetzt und sie sollten allmählig lernen, sich als freie Menschen zu bewegen. Weil es aber nicht gut ist, mit einem Male aller Bande ledig zu werden, blieben noch recht viele Lasten, von denen manche wohl auch noch lange schwer

gedrückt hat. Der Bauer mußte noch viele Jahre des Herrn Felder vor seinen eignen bearbeiten, des Herrn Häuser bauen und allerlei schwere Dienste verrichten, um sein Gesinde zu behalten; so konnte er nicht viel Eigenthum erwerben.“

„Da sahen aber die Herren, wenn sie auf Reisen gingen, wie man in Deutschland die Felder so viel besser bestellen konnte, weil die Arbeiter nicht in entfernten Bauerhöfen zerstreut wohnten, sondern immer zur Stelle waren, und weil man auf den Gütern größere Pferde, bessere Wagen und besseres Ackergeräth hatte, als der Bauer zu besitzen pflegte. Da boten zuerst einige Gutsbesitzer ihren Bauern an, statt der zu leistenden Arbeiten so viel Geld für ihr Gesinde zu zahlen, als die Bearbeitung der Aecker, zu welcher sie verpflichtet waren, kosten würde. Man versuchte es hier und da, und siehe — beide Theile waren zufrieden. Das meilenweite Hin- und Herfahren zur Arbeit hörte auf, und es ging im Hofe wie in den Gefinden besser.“

„Als mein Vater die Wirthschaft übernahm, verpachtete er schon alle Wandauschen Gefinde, und es ist euch, denke ich, recht vortheilhaft gewesen. Ihr habt jetzt größere und besser bearbeitete Felder, bessere Häuser, bessere Kleider, ich glaube, alles besser als ehemals. Ihr könnt zu Hause arbeiten und die Pachtsumme läßt euch doch in guten Jahren noch etwas übrig. Mein Vater hat aber auch keinen Schaden gehabt und nicht allein euch eine Wohlthat erwiesen, sondern auch für sich gesorgt. So dachte man denn in unserem Lande, es könne noch recht lange so fortgehen, bis die Verpachtung überall eingeführt wäre; ja viele Herren meinten sogar, es wäre am besten, wenn alles beim Alten bliebe. Aber freilich, wenn man das immer gedacht hätte, so wäre nichts gebessert worden.“

„Seitdem nun der Bauer mehr für sich selbst arbeiten und sorgen muß, hat er auch allmählig gelernt, ohne die Leitung des Gutsherrn auszukommen, und das ist gut; denn ihr wißt es so gut wie ich, daß weder alle Herren klug, noch alle Herren gut sind. Die guten Herren denken nun freilich in ihrem Sinne: es ist sehr schade, daß die Bauern sich immer weniger an den Herrn wenden, ihn immer seltener um Rath fragen, immer weniger seiner Hülfe bedürfen; er verliert dadurch so manche schöne Gelegenheit, ihnen Gutes und Liebes zu thun, er steht nicht mehr väterlich zu ihnen. — Das ist wohl wahr, lieben Freunde, und mir wird dies auch leid thun, wenn es nun anders wird; aber das ist auch wieder nach Gottes Ordnung. Wenn ein Kind herangewachsen ist, bedarf es der steten Sorge der Aeltern auch nicht mehr, und je besser es gerathen ist, desto weniger wird die fortwährende Leitung desselben nöthig sein. So geht es auch dem Volke; und wenn es recht vernünftig geworden ist, weiß es seine Angelegenheiten schon selbst zu besorgen, wenn es auch ein gutes Wort noch gern hört und der Obrigkeit gehorcht, wo sie dreinzureden hat. Soll man wünschen, daß es immer recht viele Bettler gebe, damit der Reiche wohlthätig sein könne? oder recht viele Schwache, damit der Starke zu helfen Gelegenheit habe? oder recht viele Dummköpfe, damit der Kluge immer belehren könne? — Gewiß nicht. Darum ist es auch gut, wie es nun gekommen ist. Wenn der Gutsherr nicht mehr ein Vater der Bauern sein soll, so kann er doch auch in Zukunft ihr Freund sein, und sie können friedlich und freundlich neben einander wohnen. Reiche und Arme und noch Aermere aber wird es immer geben, also auch fortan noch Gelegenheit genug Gutes zu thun.“

„Euer Freund, lieben Leute, will ich nun auch bleiben.

Was die Gesetze bestimmen werden, will ich gern befolgen. Wer unter euch Pächter bleiben will, soll sein Gesinde behalten ungestört, so lange er seine Pflicht erfüllt. Wer sich ein Stück Geld erspart hat und seinen Acker nun ganz sein nennen will, als Erbe für Kinder und Kindeskinde, soll sein Gesinde kaufen können und keinen ungerechten Verkäufer an mir finden. Alles, was euch nach dem Rechte zukommt, soll euch werden. Es versteht sich aber, daß wir Alle der Obrigkeit gehorchen und keiner sich gelüsten lasse zu verlangen, was nicht rechtmäßig ist, keiner sich weigere zu thun, was ihm obliegt. Arbeiten sollen und müssen wir Alle, Einer so, der Andere so. Wer es nicht thut, verdient Spott. Ich will auch wieder arbeiten, denn ich muß noch lernen, um später unserem Lande recht nützlich sein zu können. Ich kam jetzt nur zurück, um zu sehen, ob in diesen unruhigen Zeiten böse Menschen hier auch bösen Samen ausgesät haben. In der Nähe sind so viele unglückliche, verführte Menschen, die man durch Lug und Trug in große Trübsal gebracht; da war mir recht bange um euch, lieben Leute. Ich dachte, ob nicht auch unter euch der Eine oder der Andere auf falsche Versprechungen hört und sich allerlei in den Kopf setzen läßt. So jung ich bin, habe ich doch viel davon gehört und gelesen, wie es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, welche ihren Vortheil darin suchten, Verwirrung und Unfrieden zu erzeugen. Es sollen sich auch in dieser Gegend solche Menschen gezeigt haben. Ich wollte euch selbst darum fragen; deshab berief ich euch hier zusammen.“

Während Bornhof sprach, ließ sich hier und da ein beifälliges Wort in der Menge vernehmen; die älteren Bauern insbesondere nickten zuweilen mit dem Kopfe, als er der allmählig eingetretenen Verbesserungen erwähnte. Die Blicke der

Grünthal zunächst Stehenden wandten sich unwillkürlich auf diesen, als wollten sie ihn zur Widerlegung des so eben Gehörten auffordern. Er bedeutete sie indessen durch Winke noch zu schweigen, näherte sich aber allmählig der Thüre, da es ihm an dem Orte jetzt etwas unheimlich zu werden begann, obgleich er unter den Versammelten nicht Wenige bemerkt hatte, welche der Rede des jungen Gutsheeren mit ungläubiger Miene zuhörten. Als Bornhof endlich mit herzlichen Worten geschlossen hatte, stand auch Georg von dem Sitze auf, den er unterdessen eingenommen, und begann mit wohlklingender, kräftiger Stimme:

„Lieben Freunde! Ihr wißt vielleicht Alle schon, daß ich ein geborener Lette bin, der Sohn eines Knechtes in dem Waldhöfischen Almen-Gesinde, welcher Soldat wurde und mich als kleines Kind mit der Mutter zurückließ, die bald nachdem starb. Der Waldhöfische Herr hat mich darauf ernährt und gekleidet; er hat mich erziehen und unterrichten lassen; ihm und seiner verstorbenen Tochter verdanke ich alles, was ich erlangt habe und was ich von der Zukunft hoffe. Ihr werdet sagen, ich sei nun ein Deutscher geworden, und ihr habt Recht; denn alles, was ich gelernt habe, mußte ich in deutscher Sprache, von deutschen Lehrern, aus deutschen Büchern lernen, weil ich es in unserer Sprache nirgend lernen konnte; aber ich habe unsere Sprache deshalb nicht vergessen, ich habe mir im Gegentheil viel Mühe gegeben sie immer besser und richtiger zu sprechen und zu schreiben, und das habe ich wieder nur von Deutschen lernen können. Sind diejenigen nun nicht unsere wahren Freunde, die uns belehren? Oder sind es diejenigen, welche uns fortwährend wiederholen, wir seien klug genug und brauchen der Lehrer nicht?“

„Ich bin aus eurer Mitte hervorgegangen; ihr könnt keine Ursache finden, weshalb ich euer Feind sein sollte. Ihr

seht auch, daß ich es für keine Unehre halte, dem lettischen Bauernstande angehört zu haben, und daß euer Herr sich nicht schämt, den Bauernsohn in seinem Hause und an seinem Tische zu sehen. Darum könnt ihr auch glauben, daß ich es gut mit euch meine. Ich weiß, es giebt heute zu Tage nicht Wenige, die euch glauben machen wollen, der Deutsche sei nur immer darauf bedacht, euch zu übervorthheilen, er sorge nur immer für sich und denke nicht an euer Wohl. Aber ist es denn in Wirklichkeit so? Wer sind die Leute, die in euren Kirchen euch Gottes Wort verkündigen und in reinem Lettisch zu euch sprechen, euch rathen und helfen, so weit ihr geistliches Amt reicht? — Es sind Deutsche, unter ihnen auch einige deutschgewordene Letten, die von den andern Predigern als Brüder betrachtet werden. Sind sie eure Feinde? Wer sind die Aerzte, welche euch in Krankheiten beistehen, bei Tage und bei Nacht umherfahren um euch zu helfen? Es sind auch Deutsche. Sind sie eure Feinde? — Wer sind die Lehrer eurer Kinder? Die Schullehrer auf dem Lande, so viele geborene Letten unter ihnen sind, wurden sie doch von Deutschen erzogen und unterrichtet, sie lernten aus Büchern, welche von Deutschen für sie geschrieben waren; und wenn eure Kinder etwas mehr lernen sollen als Lesen, Schreiben und Rechnen, so kommen sie doch in deutsche Schulen. Wer hat euch die Bibel in eure Sprache übersetzt, wer hat euren Vorfahren das Christenthum gebracht? Es waren auch Deutsche.“

„Man hat euch jetzt wohl oft gesagt, die deutschen Herren wären nur in das Land gekommen, um es für sich zu erobern und euch zu Slaven zu machen; es scheint wohl auch so, denn in den letzt vergangenen Jahrhunderten gehörte der Grund und Boden den deutschen Herren allein. Aber ihr müßt auch daran denken, daß in den Zeiten, als das geschah,

überall noch Gewalt herrschte, daß nirgend ganze Völker mit sanfter Ueberredung allein für das Christenthum gewonnen wurden und daß diese ersten Herren nicht ein Erbe für ihre Nachkommen eroberten, sondern das Land als Besiz des Ordens, zu dem sie gehörten, betrachteten, denn sie selbst waren ohne Familie. Nun ist es später wohl so gekommen, als die lutherische Lehre hier verbreitet wurde, daß die Güter den deutschen Herren verblieben; aber der erste Herzog, welcher, wie viele Andere, auch aus einem geistlichen Herrn ein weltlicher geworden war, hat auch die meisten Kirchen in Kurland gegründet und die Prediger eingesetzt. Die mußten freilich auch Deutsche sein, da die Letten bis dahin weder Bücher noch Schulen hatten.“

„Ihr müßt nun nicht glauben, daß die Letten allein Jahrhunderte lang in Leibeigenschaft und unter mancherlei Druck gelebt haben. Das ist weit und breit mit dem Landmann nicht anders gewesen. Ihr wißt ja, daß die russischen Bauern erst durch unsern jetzigen milden Kaiser die Freiheit erhalten haben. So lassen wir denn die alten dunkeln Zeiten ruhen und freuen uns, daß es heller geworden ist.“

„Der Kaiser hat nun zuerst erklärt, daß er die Bauerhöfe, welche der Krone gehören, allmählig verkaufen wolle; jetzt haben auch die Gutsbesitzer in Kurland sich bereit erklärt, ein Gleiches mit den ihrigen zu thun, und es wird fortan ein Jeder unter euch die Möglichkeit haben Grundeigenthum zu erwerben. Daß nicht Jeder wirklich Käufer eines Gesindes sein kann, d. h. nicht Jeder das Geld dazu hat, versteht sich von selbst. Sind denn alle Deutsche Gutsbesitzer? Aber reichliches Auskommen durch Arbeit könnt ihr Alle finden, besonders in unsern Tagen, da überall mehr Menschen beschäftigt werden können als sonst. Ihr habt doch auch gehört, wie

viel hundert deutsche Bauern jetzt alljährlich übers Meer und zu Lande kommen, um hier ihr Brod zu suchen, weil die Arbeit bei uns so viel besser bezahlt wird als in Deutschland. Also auch diejenigen unter euch, die noch Knechte oder vielmehr freie Arbeiter sind, werden ihr reichliches Auskommen haben, wenn sie nur tüchtig und fleißig sind. Die Sprache aber wird niemand im Bauernstande halten, noch ihm heraus helfen. Es werden viele Deutsche gern Besitzer von Bauerhöfen und Landleute werden, und viele Letten werden ungehindert in andere Berufskreise eintreten. So wie jetzt fast alle Deutsche in Kurland Lettisch verstehen, werden bald alle Letten Deutsch verstehen und keinen Schaden dadurch haben. Welche Sprache sie dann lieber sprechen wollen, ist jedes Einzelnen Sache, wenn sich nur Alle als Mitbürger und Glaubensgenossen fühlen und in Frieden und Eintracht neben einander wohnen. Hier bedarf Einer des Andern zu seinem Wohlergehen; aber nirgend in der Welt sind Alle einander gleich, weder an Reichthum noch an Kenntnissen, noch an Macht, noch an Kraft.“

„Wir haben euch nun, lieben Freunde, gesagt, wie wir über die Verhältnisse denken, die jetzt so viel besprochen werden. Euer Herr hat euch gefragt, ob es wahr sei, daß euch Fremde allerlei falsche und thörichte Hoffnungen einflößen, euch unzufrieden mit eurer Lage machen wollen, indem sie euch Dinge vorspiegeln, die sie nicht wahr machen können. Ich versichere euch, als euer lettischer Mitbruder, daß er es gut mit euch meint. Wollt ihr uns offen mittheilen, ob dergleichen geschehen ist, so können wir euch vielleicht manche Erklärung geben. Ihr seht, daß wir keine Gerichtsperson hier haben, ja daß nicht einmal der sonstige Stellvertreter eures Herrn gegenwärtig ist. Wir haben zu euch gesprochen wie

Freunde, die euch vor Schaden bewahren möchten. Er ist ein Deutscher, ich ein Pette, wir haben einander sehr lieb; sollte es nicht zwischen den Völkern auch so sein können?"

Es entstand eine lebhaftere Bewegung unter den Bauern, als Georg schwieg. Mehrere der Jüngeren standen unerschlossenig da, während ältere Männer eindringlich mit ihnen sprachen.

„Glaubt nichts von all den schönen Dingen“, flüsterte Grünthal den ihm zunächst Stehenden zu, indem er einigen Andern, mit welchen er bereits früher in Verbindung getreten und von denen er jetzt in der Verkleidung nicht gleich erkannt worden war, zuwinkte, sie möchten sich nicht bethören lassen. Doch fühlte er sich immer weniger sicher in der bewegten Menge und hielt sich in den hintersten Reihen der Männer, während Bornhof und Georg Gespräche mit den Einzelnen anknüpften, welche an den Uebrigen aufmerksame Zuhörer fanden.

Die wunderlichsten Gerüchte kamen dabei zur Sprache, und manche unwillkürliche Aeußerung deutete auf den Fremden, welcher sich in mehreren Bauerhöfen gezeigt und durch glänzende Versprechungen, wie durch finstere Drohungen die Gemüther in Aufregung versetzt hatte. Obgleich auch die Verständigsten unter den Bauern durch ein gewisses Mißtrauen von völlig rückhaltloser Mittheilung zurückgehalten wurden, fanden die beiden Freunde doch die gehoffte Gelegenheit, mancher Berichtigung Eingang zu schaffen und wenigstens einige Zweifel an den vorgespiegelten Vortheilen zu erregen.

Daß ihnen aus Litauen oder Polen irgend etwas Gutes kommen könne, wie man sie habe glauben machen wollen, konnten sich die Leute Alle nicht denken. Sie waren dagegen schon auf den Gedanken gekommen, man wolle sie vielleicht gar katholisch machen, da man sie so ernstlich gewarnt,

ihrem Pastor irgend etwas von den neueröffneten Ansichten mitzutheilen. Einige wollten auch in Erfahrung gebracht haben, daß die nahen Wälder schon seit längerer Zeit von verdächtigen Leuten durchstreift würden, von welchen man früh oder spät wohl auch Angriffe auf die der Grenze zunächst liegenden Güter erwarten dürfe.

Bornhof gab sich alle Mühe die Befürchtungen, welche ihm vollkommen unbegründet schienen, zu beschwichtigen. Er suchte den Bauern die Unwahrscheinlichkeit eines Ueberfalls einleuchtend zu machen, welcher nur dazu dienen könne, die Aufmerksamkeit der Behörden und der Truppen nach dieser Seite zu lenken, ohne den Räubern große Vortheile zu bringen. „Ich bin“, schloß er, „noch vor wenigen Tagen in dem Walde dicht an der Grenze auf der Waldschneepfenjagd gewesen. Um euch zu beweisen, wie wenig die verbreiteten Gerüchte gegründet sind, will ich noch heute Abend wieder dahin reiten und den Wald in seiner ganzen Länge durchstreifen, so weit er sich an der litauischen Grenze hinzieht. Wenn ihr selbst, lieben Freunde, euch nur nicht von unruhigen Köpfen, die ihrerseits betrogen sein mögen, täuschen und verlocken lasset, so bleibt sicherlich unsere Gegend ungefährdet von irgend welchen böswilligen Versuchen. Ihr seid Landleute und könnt noch in Frieden eure Felder bauen. Dankt Gott dafür und thut das Eure, um das Unheil abzuwenden, welches nicht fern von hier ganze Landstriche öde und wüste daliegen läßt, während ihr in fröhlicher Hoffnung auf eine gesegnete Ernte mit Freuden an die Arbeit gehen könnt, welcher das günstige Frühlingswetter so sichtlich Gedeihen verheißt.“

Diejenigen unter den Bauern, welche die Aeußerungen Grünthals vorher gehört, wollten sich jetzt zu ihm wenden, um ihn mit den Worten des jungen Herrn zu widerlegen. Als

sie ihn nicht mehr sahen, glaubten sie, er sei mit einigen Andern, die auch schon hinausgegangen, heimgekehrt.

Grünthal hatte sich unterdessen der Eingangsthür immer mehr genähert und war endlich unbemerkt hinausgeschlüpft, als die Aufmerksamkeit der Versammlung, durch Bornhofs letzte Worte gefesselt, vollkommen von ihm abgelenkt schien. Er war der Erste, welcher wieder in den Hof hinaustrat, und hier besann er sich nicht lange eines der an einen Zaun gebundenen Pferde zu besteigen, auf welchem er, so lange er noch von Wandau aus gesehen werden konnte, in mäßigem Trabe, dann aber in fliegender Eile das Weite suchte. Niemand sah seine Entfernung als ein Stallknecht, der keinen Verdacht schöpfte, weil in dem früheren Aufbrechen des Einzelnen gerade nichts Auffallendes lag. Erst als die ganze Versammlung bald darauf auseinander ging und nun auch das von Grünthal bestiegene Pferd von seinem Eigenthümer gesucht wurde, erzählte der Knecht, was er gesehen. Da er die Person des Reiters nicht bezeichnen konnte, verfiel man endlich auf den Fremden. Niemand schien zu wissen, in welches Gesinde er eigentlich gehörte, denn diejenigen, welche Grünthal kannten, besonders der Wirth, welcher ihm zu seiner Verkleidung verholfen, hüteten sich wohl, sich und ihn zu verrathen, und der Beraubte mußte sich rathlos zu Fuß aufmachen, nachdem er von den andern Bauern das Versprechen erhalten, sie würden ihn benachrichtigen sobald sie irgend eine Spur des Vermißten fänden. Die durch den Vorfall hervorgerufene Aufregung war indessen nur vorübergehend, da man an außerordentliche Ereignisse zu wenig gewöhnt war, um nicht an eine ganz einfache Lösung des Räthsels zu glauben; auch die Gutsherrschaft erfuhr deshalb nichts von dem was geschahen.

Ehe die Bauern sich nach verschiedenen Richtungen ent-

fernten, sprachen die meisten noch, gruppenweise zusammenstehend, über die von Bornhof und Georg behandelten Fragen, wobei sich, neben einiger Hinneigung zu erneuertem Vertrauen, auch noch mancher Zweifel regte. Bei der Mehrzahl war der Entschluß: vorläufig noch abzuwarten wie die Dinge sich gestalten würden, die einzige Frucht der Unterhandlungen, aber freilich auch nicht ohne Werth in einer Zeit, wo der erste falsche Schritt so leicht auf die abschüssige Bahn des Verderbens führen konnte.

Sobald die Versammlung auseinander gegangen, eilten beide Freunde zu Frau von Bornhof, welche in einiger Spannung ihrer harrete, obgleich sie dem Wunsche des Sohnes, sich in direkten Verkehr mit den Bauern zu setzen und in offener Weise die umlaufenden beunruhigenden Gerüchte zu besprechen, ihre volle Zustimmung gegeben hatte. War sie doch selbst während des etwas strengen Regiments ihres Gatten vielfach bemüht gewesen, in ähnlicher Weise zu mildern und auszugleichen, ein Umstand der nicht wenig dazu beitrug dem Sohn das Vertrauen der Leute zuzuwenden.

„Ich denke, Mutter“, sagte Konrad, als er heiter, obgleich noch sichtlich erregt auf Frau von Bornhof zuellte und sie umarmte, „bei uns steht es noch nicht so schlimm als man fürchtete. Die Menschennatur ist doch zu allen Zeiten und in allen Ständen dieselbe! Ein offenes, vertrauensvolles Wort bringt ans Licht, was sonst unter der Hülle der Heimlichkeit jahrelang gähren und den Boden vollständig unterwühlen kann, auf dem sich dann nichts mehr dauerhaft erbauen läßt. Wenn ich mir auch nicht einbilde, alle Versammelten schon überzeugt zu haben, war es doch sichtbar, daß sie manche Berichtigung ihrer Meinungen gern hörten und sich über manches Gefürchtete gern beruhigen ließen. Stein hat mir wacker geholfen.

Sein Lettisch gefiel den Leuten augenscheinlich besser als das meinige; auch wurden sie ganz stolz auf ihren Stammesgenossen, weil er sich gleich anfangs als solchen bekannte. Gottlob, daß uns nun kein dumpfes Mißtrauen mehr auf der Seele liegt. Nicht wahr, Georg, es war doch gut, daß wir den Einfall hatten, die Sache zur Sprache zu bringen?"

„Man sah wohl deutlich“, erwiderte dieser, „daß die Leute selbst Beruhigung suchten; wie denn überhaupt so häufig die Gefürchteten ihrerseits von Furcht vor allerlei unbekanntem Gefahren geplagt sind. Im Charakter des Landvolks liegt ja bei uns, wie überall, die Neigung sich der Autorität zu unterwerfen. Wo nun eine falsche sich aufdrängen will, darf die rechtmäßige nicht schweigen. Sie wird es immer nicht schwer finden den am Althergebrachten hängenden Landmann an sich zu fesseln, wenn sie auch nur ein wenig Wohlwollen zeigt. Wenn die neuerlich bewilligten Rechte bald ins Leben treten, täuschenden Gerüchten also keinen Spielraum gelassen wird, muß es, denke ich, auch der Böswilligste aufgeben den Lettischen Bauern mit seinem Loos unzufrieden zu machen.“

„Was habt ihr denn aber über den unheimlichen Fremden erfahren?“ fragte Frau von Bornhof. „Daß er längere Zeit sein Wesen in der Gegend getrieben, ängstigt mich am meisten. Wenn er auch vielleicht bei unsern Bauern noch keinen Anhang gefunden, so beweist doch der bloße Versuch, daß er hier irgend einen bösen Anschlag ausführen will. Seitdem ich mit Gewißheit annehmen kann, daß er und der seine Herr, der sich mir als Verwalter anbot, nur verschiedene Gestalten derselben Persönlichkeit sind, läßt mir der Gedanke keine Ruhe, daß uns von ihm irgend ein Unheil drohe.“

„Es ist freilich nicht unwahrscheinlich“, erwiderte Konrad,

„daß er zu den polnischen Unruhistiftern gehörte; doch ist zu hoffen, daß er seine Bemühungen nach anderen Seiten gerichtet, da er hier nichts erreichen konnte. Die Bauern, glaube ich, wissen über seine Person nicht viel mehr als wir; auch scheint es, daß er sich schon seit einiger Zeit nicht unter ihnen gezeigt hat.“

Bornhof hatte Georg gebeten, der Mutter zu verschweigen, daß er sich verpflichtet habe, noch heute den Wald zu durchstreifen, um die beunruhigenden Gerüchte von nahen Schlupfwinkeln der Insurgenten Lügen zu strafen, und dieser hatte es unter der Bedingung versprochen, daß er es nicht ohne seine Begleitung unternehme, wenn auch von wahrscheinlicher Gefahr nicht die Rede sein könne.

„Ich bin heute zu aufgereggt, um den Rest des Tages zu Hause zu verleben“, sagte Bornhof, als käme ihm der Einfall eben jetzt. „Ein rascher Ritt und ein paar Schüsse in die Luft, das ist's, was ich heute brauche. Der Abend wird herrlich! Du bist mir noch um eine Waldschneepse voraus, Georg! Ich denke wir reiten.“

Frau von Bornhof erschrack, denn sie hatte schon nenlich mit innerer Unruhe die jungen Leute dem Walde zureiten sehen. Sie versuchte den Sohn von dem Gedanken abzubringen; aber er antwortete nur mit Liebkosungen und Scherzen auf ihre ängstlichen Einwendungen.

„Frei muß ich sein und furchtlos überall wo ich lebe, Mutter!“ rief er. „Stößt mir einmal Gefahr auf, sie soll willkommen sein. Weiß ich doch selbst nicht, ob ich Muth und Besonnenheit habe, ihr zu begegnen.“

„Weißt du denn“, fragte die Mutter, indem sie mit einer aufsteigenden Thräne im Auge den Blick auf das strahlende Antlitz des schönen Sohnes heftete, „ob ich die Kraft hätte, es zu ertragen, daß dir irgend ein Leid zustieße?“

„Mütterchen, nimm die Sache heute nicht so ernst“, sagte Konrad schmeichelnd. „Heute ist gewiß niemand in Gefahr, als die Waldschnepfen. Außerdem muß es dich beruhigen, daß Stein mitgeht, da du doch zu seiner Weisheit mehr Vertrauen hast, als zu der meinigen.“

Georg wurde es schwer, jetzt nicht den wahren Zweck seines Streifzuges offenbaren zu können. Er beruhigte sich damit, daß doch kein ernstlicher Grund zu Befürchtungen vorhanden sei, das zärtliche Mutterherz also unnützerweise geängstigt worden wäre, wenn man ihr von dem Versprechen gesagt hätte, welches der Sohn den Bauern gegeben.

Zwölftes Kapitel.

Als sich die Sonne gegen Abend neigte, ritten die beiden jungen Männer in raschem Trabe dem Walde zu. Bornhof hatte anfangs nur seine Jagdflinte mitnehmen wollen, auf Georgs Zureden aber auch ein geladenes Pistol in den Rock gesteckt und ihm ein zweites gegeben. Auf Wandauschem Gebiete hatte der Wald kaum eine halbe Meile Tiefe. Sie durchschnitten ihn bis zur litauischen Grenze, und nahmen darauf einen kleinen Waldweg auf, welcher der ganzen Länge nach durch denselben lief und an der Scheune vorüber führte, welche ihre Feinde barg.

Bornhof war in fröhlicher, fast übermüthiger Laune und hätte, ohne Georgs Einwendungen, sein Pistol in die Luft abgeschossen, damit er es doch, wie er sagte, nicht umsonst mitgenommen habe. „Wir finden nun einmal nicht die Gelegenheit zu Heldenthaten; die Waldschneepfen aber dürfen uns wenigstens nicht entgehen!“ rief er endlich, als sie wieder am Rande des Waldes angelangt waren, sprang vom Pferde und band die Zügel desselben an einen Baum. Georg, dem auf dem ganzen Ritte auch nicht das Geringste verdächtig erschienen war, denn die Versteckten hatten sich gehütet, nach irgend einer Richtung einen Fußweg einzutreten, fand keine Ursache, sich gegen den Vorschlag zu erklären. Er stieg ebenfalls ab, ließ sein Pferd in der Nähe des andern, ging aber eine gute Strecke weiter, um dem Freund nicht das Jagdglück zu stören.

Unterdessen hatten die Polen in ihrem Verstecke das

wahrscheinliche Mißlingen ihrer Pläne von Grünthal erfahren, zugleich aber auch von Bornhofs Absicht, den Wald zu durchstreifen, Kunde erhalten. Sie beschlossen zwar, sich nun jedenfalls an einen andern Ort unweit der Grenze zu begeben; doch schien die Gelegenheit zu günstig, jetzt den schon früher besprochenen Versuch zu machen, sich der Person des jungen Gutsbesizers zu bemächtigen, um als Lösegeld eine bedeutende Summe von den erschreckten Angehörigen zu erpressen. So erwarteten sie mit Spannung den Abend. Da nach Grünthals Erzählung Bornhof an keine wirkliche Gefahr, am wenigsten an einen drohenden Anschlag aus einem so nahe gelegenen Schlupfwinkel glaubte, war fast mit Gewißheit vorauszusetzen, daß der Freund seine einzige Begleitung sein würde; es mußte also ein Leichtes sein, die jungen Leute zu überwältigen. Man hätte sogar die Waffen für überflüssig gehalten, wenn es nicht zweckmäßig erschienen hätte, durch deren Anblick allen Widerstand zu entmuthigen.

Während die Männer in der Scheune sich zum baldigen Aufbruch bereit machten, sahen sie durch die Spalten der Wände die beiden Freunde in lebhaftem Gespräch vorüberreiten.

„Als gewissenhafte Berichterstatter müßten wir eigentlich die kleine Scheune da untersuchen“, hörte Grünthal Georg sagen. „Wenn das Ding nicht so gar unschuldig aussähe“, erwiderte Bornhof lachend. „Ich möchte übrigens nicht einmal als Insurgent unter dem durchlöchernten Dache wohnen. Du siehst auch, daß hier nirgend Spuren von Fußritten sichtbar sind. Vorwärts, nur vorwärts! es wird sonst zu spät für die Waldschneepfen.“

„Jetzt haltet euch bereit!“ flüsterte Grünthal seinen Gefährten zu. „So lange sie zu Pferde sind, können wir sie nicht angreifen. Sie werden am Rande des Waldes absteigen,

um das Ziehen der Waldschneppen zu erwarten. Es wäre gut, wenn wir dann die Pferde in Sicherheit bringen könnten; aber das geht nicht. Die Herren würden durch das unvermeidliche Geräusch aufmerksam gemacht werden. Leise also und vorsichtig mir nach, sobald wir die Reiter aus dem Gesichte verloren haben werden!“

Eilig und lautlos liefen die grauen Gestalten über die kleine Waldwiese, in deren Mitte die Scheune lag, und schlüchen dann am Rande des Waldes, wo dichteres Gebüsch sie theilweise verbarg, eine Strecke hin und dann, sich immer in einiger Entfernung von dem engen Waldwege haltend, bis in die Nähe der Stelle, wo Bornhof sich aufgestellt hatte. Bald darauf fiel ein Schuß in einiger Entfernung, dann trat wieder tiefe Stille ein. „Jenen dort fassen wir später“, flüsterte Grünthal, welcher nach dem Schusse Georgs Stellung berechnete, seinen Gefährten zu. „Er hat auch manches abzubüßen; dieser aber ist die Hauptperson. Darum haltet euch stille, bis auch er sein Gewehr abschießt. Dann werft euch auf ihn, wir haben ihn sicher.“

Bornhof stand noch eine Weile und sah in die Höhe. Wäre er aufmerksamer auf seine Umgebung gewesen, so hätte er fast das Athmen der auf ihn lauernden Männer in seiner Nähe hören können. Endlich schwirrte es über seinem Kopfe. Er hob die Flinte und schoß. Der Vogel fiel; in demselben Augenblicke aber fühlte sich Bornhof von hinten ergriffen und die Flinte, deren zweiter Lauf noch geladen war, seiner Hand entwunden. Mit einer raschen Wendung machte er sich den rechten Arm für eine Sekunde frei und griff nach dem Pistol in der Brusttasche. Indem er es aber abschöß, wurde ihm der Arm nach unten gedrückt. „Ich bin ins Knie getroffen!“ rief Grünthal; „aber es thut nichts. Faßt ihn nur sicher und fort mit ihm ins Innere des Waldes!“

Bornhof rang mit aller Kraft seiner ungeschwächten Jugend, um sich loszureißen, denn sein erster Gedanke, nachdem er sich von der betäubenden Ueberraschung des Angriffs sammelt, war seine Mutter und die ihr möglicherweise drohende Gefahr. Einige polnische Worte, welche sein Ohr trafen, riefen ihm die Thaten des polnischen Terrorismus, welche in der letztvergangenen Zeit in vielfach übertriebener Schilderung alle Gemüther erfüllt hatten, ins Gedächtniß. „Ergeben Sie sich, wir thun Ihnen nichts zu Leide“, sagte Grünthal in deutscher Sprache und Bornhof erkannte selbst in diesem Augenblicke die ihm so widerwärtigen Züge.

„Nichtswürdiger! Verrath an den eigenen Landsleuten!“ rief er ihm zu, konnte aber kaum noch Widerstand leisten als ihn die Männer jetzt zwingen wollten, ihnen in den Wald zu folgen.

Georg hatte unterdessen, nachdem er einmal fehlgeschossen, seinen Standort verlassen und ging, sich des herrlichen Abends freuend, langsamen Schrittes durch das Gebüsch der Stelle zu, wo er den Freund verlassen. Als er sich näherte, erschreckte ihn das Geräusch mehrerer Stimmen. Eilig wandte er sich durch das Dickicht und erblickte endlich mit Entsetzen die mit einander ringenden Männer. Sobald er die Ueberzahl sah, sprang er rasch entschlossen auf die nicht weit davon stehenden Pferde zu, riß die locker angebundenen Zügel vom Baum und gab den Thieren einen Hieb, worauf diese, ohnehin schon von langem Stehen ungeduldig geworden, über Wiesen und Felder dem Gute zuslogen. Das mußte Hilfe bringen.

Zwei von den Feinden, den Gefangenen für gesichert haltend, machten einen vergeblichen Versuch, die Pferde aufzuhalten, die ihnen von unschätzbarem Werthe gewesen wären. Georg gewann dadurch Zeit, sich Bornhof zu nähern, der seine Anstrengungen verdoppelte, als er ihn kommen sah. Schon

konnten die Freunde einander zurufen, da wandten sich jene beiden Männer gegen den neuen Feind. Ehe sie aber die Hand an Georg legen konnten, schoß dieser sein Pistol auf den einen ab und sah ihn zusammensinken, darauf auch die Jagdflinte, deren Schrotladung dem andern durch den Arm ging und dessen Kraft lähmte.

Der Anblick des fast erliegenden Freundes erfüllte Georgs Seele mit Muth und gab ihm die Kraft der Verzweiflung. Ihn befreien um jeden Preis, war Alles, was er denken konnte. Rasch warf er sich jetzt auf den Gefallenen und entriß ihm den Revolver, welcher in seinem Ledergürtel steckte.

„Schiefe Georg, um Gotteswillen! Du triffst mich nicht!“ rief Bornhof fast athemlos dem Freunde zu. Georg benutzte einen Augenblick, da jener sich zurückwarf, und schoß auf einen der Polen, der auch, wenngleich nicht schwer getroffen, den Gefangenen fahren ließ. Da richtete Grünthal wüthend sein Gewehr auf Georg. Der Schuß streifte dessen Wange. Einer der Männer aber, welchen Bornhof mit eherner Faust gepackt hatte, setzte, durch den verlängerten Kampf erbittert und von der Furcht ergriffen, selbst gefangen zu werden, dem Jüngling sein Pistol auf die Brust. Er drückte ab, und Bornhof sank zu Boden.

Jetzt rief Grünthal zu schleuniger Flucht. Schwer verwundet war der Gefangene nicht fortzubringen; sein Tod vereitelte den gehofften Gewinn. „An dem Andern liegt nichts“, rief er den Gefährten zu und verschwand mit den Dreien, die noch laufen konnten, im Gebüsch. Bald aber fühlte er, daß die Wunde am Knie ihn an weiterer Flucht hinderte. Vergebens flehte er seine Genossen an, ihn nicht zu verlassen; diese waren wenig geneigt, sich um des ohnehin gefaßten Fremden willen, der Gefahr der Entdeckung und Gefangen-

schaft auszusetzen, da man erwarten mußte, daß das wiederholte Schießen, besonders aber die Rückkehr der herrenlosen Pferde von Wandau her Verfolger herbeirufen würde. Sie überließen ihn also seinem Schicksale, und er mußte sich glücklich schätzen, in ein dichtes Gebüsch schlüpfen zu können, wo er, auf dem feuchten Boden liegend, bemüht war, sich mit trockenen Blättern vollständig zu bedecken, während er ängstlich horchte, ob sich nicht in der Ferne schon die Tritte der Verfolger vernehmen ließen.

Unterdessen kniete Georg in namenloser Angst vor dem Freunde. „Ich glaube, es ist aus mit mir“, sagte Bornhof halblaut mit gebrochener Stimme. „Wenn ich nur zu Hause wäre! Meine arme Mutter!“

Er stützte sich mit der einen Hand auf den Boden und versuchte sich aufzurichten, sank aber kraftlos wieder zurück. Georg hatte ihm Rock und Weste aufgerissen und drückte sein Taschentuch auf die Wunde, aus welcher das Blut hervorquoll. Vergebens sah er sich nach Hülfe um; im Walde war es todtensstill. Ein Arzt hätte vielleicht noch Rettung schaffen können, aber es vergingen die kostbaren Minuten, und Georg sah keine Möglichkeit, den Verwundeten zu verlassen, um Beistand zu suchen. Seine Blicke wandten sich angstvoll wieder auf den Freund, welcher wiederholte Versuche machte, sich aufzurichten. Er bat ihn dringend, die Anstrengung zu meiden, um seine Kräfte nicht vollends zu erschöpfen.

„Die Pferde müssen jetzt zu Hause sein“, sagte Georg nach langem qualvollen Harren, „es muß endlich Hülfe kommen!“ Da hörte man auch näher und immer näher Pferdegetrappel und Menschenstimmen. Wenige Augenblicke darauf sprangen mehrere männliche Diensthoten aus Wandau von den dampfenden Pferden und blieben, obgleich sie schon voll Angst

herbeigeeilt waren, erstarrt vor Schrecken stehen, als sie ihren Herrn bleich und blutend am Boden liegen sahen.

Georg behielt Besinnung genug, um, nachdem er in kurzen Worten das Geschehene mitgetheilt, die nöthigen Befehle zu geben. Einer der Herbeigekommenen mußte in fliegender Eile zum Arzt, ein anderer nach Wandau zurück, um ein Bett herbeizuschaffen, auf welchem man den Verwundeten nach Hause tragen konnte. So gut es ging, machte man vorläufig ein Lager aus den Rücken der Anwesenden und verband die Wunde nothdürftig, um dem Blutverluste Einhalt zu thun. Bornhof lag erschöpft und mit geschlossenen Augen, als ein Wagen hielt und gleich darauf seine Mutter mit einem Schmerzensschrei an seiner Seite auf die Knie sank.

„Konrad, Konrad! was ist geschehen?“ rief sie in unendlicher Angst, ihn mit den Armen umfassend. „O meine Ahnung, meine Ahnung! Hätte ich dich doch nicht fortgelassen!“

Er schlug die Augen auf und ein mattes Lächeln erhellte einen Augenblick die bleichen Züge.

„Er lebt noch!“ rief sie aufspringend. „Helft! rathet! holt Aerzte! Wasser, um Gotteswillen! Er wird immer bleicher!“

Nach allen Richtungen liefen die Menschen, welche immer zahlreicher herbeigeeilt waren. Mit der Dienerschaft aus Wandau war auch ein Hund gekommen, welcher Bornhof auf Spaziergängen zu begleiten pflegte, heute aber von ihm nicht mitgenommen worden war, weil er die Jagd gestört hätte. Dieser streifte unruhig durch das Gebüsch und blieb endlich laut bellend in einiger Entfernung stehen. Anfangs beobachtete es niemand, weil alle um den Verwundeten beschäftigt waren; als aber das Nothwendigste besorgt war und das Ereigniß den zuletzt Gekommenen in immer lebhafterer Schilderung mitgetheilt

war, da wurde man auch wieder aufmerksam auf die Umgebung und erinnerte sich der Uebelthäter, die noch nicht sehr weit entfernt sein konnten. Ein paar entschlossene, handfeste Bursche machten sich auf, das Gebüsch zu untersuchen und fanden in geringer Entfernung den zuerst von Georg niedergeworfenen Polen, welcher dem Ende nahe schien, und endlich, abermals von dem Bellen des Hundes geleitet, den unter trocknen Blättern und Aesten versteckten Grünthal, welcher jeden Widerstand jetzt als vergeblich erkannte und sich gefangen gab.

Wüthend rissen die durch die Verwundung ihres Herrn gereizten Leute den Unglücklichen vom Boden auf und zwangen ihn, der bleich vor Schrecken und durch den Schmutz seines Lagers entstellt, ein Bild des Jammers geworden war, vor ihnen her nach der Stelle zu gehen, wo Bornhof lag. Vergebens versicherte er, daß er es nicht auf das Leben des jungen Mannes abgesehen, daß dieser zuerst geschossen und sein Freund zuletzt ihn und seine Gefährten zur Vertheidigung gezwungen habe. Mit Drohungen und Flüchen wurde er vorwärts getrieben. Als er sich hinkend mühsam an der Stelle vorüber schleppte, wo der gefallene Pole lag, ballte dieser mit letzter Kraft die Faust und rief ihm eine Verwünschung nach. Grünthal schauderte wie im Fieberfrost und seine Gesichtsfarbe wurde erdfahl. Die jammernde Mutter, welche noch immer vor dem bleichen Sohne kniete, wandte sich bebend ab, als er herbeigeführt wurde und sie aus den abgebrochenen Worten der Umstehenden von den näheren Umständen des Vorfalles erfuhr. Sie winkte, man möge ihn entfernen, und Georg befahl, den Elenden, den er jetzt erst erkannte, nach Wandau in Gewahrsam zu bringen.

Unterdessen war auch ein Bett herbeigebracht worden; der Verwundete wurde hineingehoben und in traurigem Zuge

durch die halbdunkle laue Frühlingsnacht die nicht unbedeutende Strecke nach Wandau getragen, wozu sich jeder Einzelne aus der Menge der allmählig Herbeigekommenen eifrig drängte. Die Mutter ging zu Fuß neben dem Bette her. Sie weinte nicht, doch fühlte Georg, auf dessen Arm sie sich stützte, das Beben ihrer Glieder. Schluchzend standen die jugendlichen Schwestern und die übrigen Hausgenossen auf der Treppe des Hauses, als der Jüngling, der noch vor wenigen Stunden blühend von Lust und Kraft in ihrer Mitte gestanden, mit geschlossenen Augen todtbleich daliegend in das Haus getragen wurde.

Schon von dem Schauplatze des Schreckens hatte Georg einen Boten nach Waldhof gesandt, sowohl um durch die Nachricht von dem unglücklichen Ereigniß vor ähnlichen Ueberfällen zu warnen, als auch um Norbach zum Beistande der Familie in dem hereingebrochenen Unglück herbeizurufen, da die näheren Verwandten und Freunde des Hauses nicht so bald, als es hier nöthig schien, zu erreichen waren und Bornhof es oft ausgesprochen hatte, daß er zu dem ältern Manne, der so viel Wärme aus seiner Jugend in die späteren Jahre mitgenommen, herzliches Vertrauen gefaßt habe.

Die Schreckensbotschaft fand die Bewohner Waldhofs schon in aufgeregter Stimmung. Paul Norbach war am Morgen desselben Tages aus dem nahen Städtchen gekommen und hatte beunruhigende Nachrichten über wiederholte Excesse gebracht, welche in Litauen auf den Gütern deutscher Edelleute sollten verübt worden sein. Jetzt erst indessen erschien die Gefahr für die ganze Gegend dringend und alles glaublich, was man bisher noch für unbegründetes Gerücht zu halten geneigt gewesen war. Aus dem verworrenen mündlichen Bericht des Boten war wenig mehr zu entnehmen, als daß

Bornhof im Walde von einem Insurgentenhaufen überfallen und schwer verwundet worden sei. Von den näheren Umständen wußte der in größter Eile Abgesandte nicht das Geringste zu erzählen; so war denn den beunruhigendsten Vermuthungen der weiteste Spielraum gegeben.

Frau von Norbach malte sich die entsetzlichsten Scenen erneuter Ueberfälle in den lebhaftesten Farben aus und war außer sich über den schnell gefaßten Entschluß ihres Gemahls, dem Rufe nach Wandau sogleich zu folgen. Vergebens stellte sie ihm die Gefahr vor, bei Nacht die Fahrt auf einem Wege zu machen, welcher dicht an der litauischen Grenze hinliefe, vergebens erinnerte sie an die Möglichkeit eines Raubansfalls auf das eigne Haus. Norbach ertheilte eilig einige Befehle zur Sicherung des eignen Besizes und übertrug dem Sohne, dessen Zurückbleiben die Mutter einigermaßen beruhigte, die Leitung der angeordneten Vorsichtsmaßregeln.

Anna war, als sie die Trauerbotschaft vernommen, lautlos auf der Stelle sitzen geblieben, die sie in dämmernder Abendstunde auf einem kleinen Sopha in der Ecke des Saales einzunehmen pflegte. Sie fand lange nicht die Kraft aufzustehen, denn ihre Knie bebten und die bangen Schläge des Herzens raubten ihr fast den Athem. Erst als sie Norbach im Begriff sah aufzubrechen, raffte sie sich auf. Eine unbeschreibliche Sehnsucht erfaßte sie, das Antlitz noch einmal zu sehen, welches so lange in strahlender Schönheit vor ihrer Seele geschwebt. Er mußte ja frühe dahingehen, das sagte ihr eine innere Stimme; und es war besser so, das fühlte sie mitten im brennenden Schmerze. Wie konnte ein Dasein so voll Sonnenlicht sich in seinem Glanze erhalten! Sollten die schweren Wolken des Mittagshimmels den lichten Horizont seines Frühlingmorgens allmählig trüben? Sollte die Wirklichkeit mit ihren

Enttäuschungen die Ideale dieser Jünglingsseele in den Staub ziehen? Sollten die Versuchungen der Welt ihre Flecken auch in sein reines Leben bringen? O nein, er mußte scheiden in voller Kraft und Frische des Daseins. „Gott stehe nur seiner Mutter bei!“ rief sie plötzlich halblaut und sprang auf, um zu Herrn von Norbach zu eilen, der sich eben zum Aufbrechen bereit machte.

„Nehmen Sie mich mit“, bat sie mit leise bebender Stimme und legte die Hand auf seinen Arm. „Vielleicht kann ich der Mutter und den Schwestern beistehen.“

„Aber Sie zittern ja wie im Fieber“, erwiderte Norbach und faßte ihre Hand, während seine Frau, welche glaubte, es sei die Angst, die ihre Wangen bleich machte, sie durch Mittheilung der angeordneten Sicherheitsmaßregeln zu beruhigen suchte.

„Ich möchte doch mit nach Wandau fahren“, wiederholte Anna, und Herr von Norbach machte keine weiteren Einwendungen. Als sie in der halbdunkeln Aprilnacht im offenen Wagen dahineilten, zog er freundlich den Mantel dichter um seine Gefährtin, welche schweigend neben ihm saß und nur zuweilen wie im Fieberfrost zusammenschauerte.

Es war nach Mitternacht, als der Wagen vor der Treppe in Wandau hielt. Der Arzt war eine Stunde früher gekommen. Die Untersuchung der Wunde hatte lange gedauert und dem Kranken viel Schmerzen verursacht, war aber ohne Erfolg geblieben, da der Sitz der Kugel nicht zu ermitteln war. In dessen sanken die Kräfte mehr und mehr und mit ihnen Muth und Hoffnung der Umstehenden.

Als Norbach in die Thüre des Krankenzimmers trat, erblickte ihn Bornhof und winkte ihm, näher zu treten. Die Mutter stützte das bleiche Haupt des Sohnes mit ihrem Arm

und ihre Augen sahen nichts als seine Züge; ihre ganze Seele war in dem Blicke, mit dem sie die seinige noch in den Körper zu bannen schien. Die schluchzenden Schwestern knieten zu Füßen des Bettes, und Georg stand bleich und stumm zur Seite, den tiefen Schmerz seiner Seele gewaltsam unterdrückend, um den Geist frei zu behalten für das nöthige Handeln. Was ihm der Freund an Lebensfreude gegeben, sank nun dahin; was er aber an Lebensmuth und Lebenskraft in ihm geweckt und genährt, sollte bleiben und sich bewähren. Noch hatte Georg keinen Maßstab für den eignen Verlust, er unterdrückte gewaltsam den Gedanken an die Größe desselben, um sich stark zu erhalten für die Aufgabe der nächsten Zukunft; denn daß er diesem Hause jetzt mit allen seinen Kräften gehörte, das fühlte er an dem gemeinsamen Schmerze, der ihn mit den Gliedern desselben verband.

Norbach trat jetzt an das Bett. Als die jungen Mädchen aufstanden, winkte er ihnen zur Seite. Sie erblickten Anna an der Thür und warfen sich laut weinend in ihre Arme. Sie zog beide zu sich ins Nebenzimmer.

Der Kranke ließ sich jetzt mehr aufrichten, faßte Norbachs dargebotene Hand und sagte mit schwacher Stimme, oft durch mühsames Athmen unterbrochen: „Meine arme Mutter wird es schwer haben, seien Sie ihr Freund und Rathgeber. Sorgen Sie, daß sie sich für die Schwestern erhalte und schone. Georg wird jetzt hier bleiben; nicht wahr, Georg?“ Er wollte ihm die Hand reichen, welche matt auf die Decke zurückfiel. „Er weiß, wie ich es mit den Gütern, mit den Leuten im Sinne hatte. Er ist jung, aber Sie werden ihm zur Seite stehen. Den Willen, recht zu thun, hat er wie Keiner.“

Georg hatte in diesem Augenblicke das Gefühl, als zöge der letzte selbstsüchtige Gedanke aus seiner Seele, als wäre

fortan der einzig mögliche Gehalt seines Daseins die Hingebung für das Wohl seiner Mitmenschen, als gehöre sein ganzes künftiges Leben insbesondere denen, welche in seinem Freunde ihr Glück und ihre Hoffnung dahinsinken sahen. „Alles gehört Mutter und Schwestern“, fuhr Bornhof fort, „aber Georg muß zu leben haben. Ihr versprecht mir das, nicht wahr?“ fügte er hinzu, indem er die Mutter bittend ansah.

„Es soll Alles geschehen, was du irgend wünschen kannst“, sagte diese mit mühsam errungener Fassung. Sie bat ihn dringend, nicht so viel zu sprechen, weil es ihn sichtlich erschöpfte.

„Ich muß noch — den Georg bitten —“ fuhr er, sich oft unterbrechend, fort, — „sich jetzt auf diesen Wirkungskreis zu beschränken. Georg, thue was du kannst für die Meinigen und für Wanda. Du weißt, was ich wollte. Arbeite jetzt doppelt — für uns Beide — das ist mein Vermächtniß für dich, mein treuer, braver Freund! — Liebe Schwestern, weint nicht so viel“, sagte er noch leiser, als die Mädchen wieder in das Zimmer getreten waren. „Auch Sie, Anna, — das ist schön! Georg verliert einen Freund — seien Sie ihm gut und freundlich. — Nun Mutter ist's genug. Bete für mich, als ob ich — ein Kind — wieder in deinen Armen — einschliefe — — —“.

Die Dienerschaft war eingetreten; alles schluchzte. Der Kranke hatte den Kopf an die Schulter der Mutter gelegt und athmete immer leiser. Durch die Fenster des Zimmers schien der aufdämmernde Morgen. Endlich röthete sich der Himmel im Osten und färbte mit seinem Widerschein das ganze Gemach rosenroth. Ein Schimmer fiel verklärend auf das bleiche Gesicht des sterbenden Jünglings. Noch einmal schlug er die Augen auf. „Wie schön!“ sagte er ganz leise und faßte nach

der Hand der Mutter. Dann wandte er den Kopf auf die Seite und verschied.

Die Trauer und Bestürzung, welche die sich schnell verbreitende Nachricht bei der Bauergemeinde des Gutes erregte, war allgemein und aufrichtig. So eben erst schienen sich die Bande des Vertrauens enger um die durch manche ungegründete Befürchtung Getrennten schlingen zu wollen, da sank die Hoffnung dahin, die in dem jungen Gutsherrn den Landleuten aufgegangen war. Auch das Mitgefühl für die gebeugte Mutter war warm und lebhaft, da sie, mild und gütig, überall hilfreich gewesen war, wohin ihr Einfluß reichte.

Der Vorfall führte überhaupt eine entscheidende Wendung in der allgemeinen Stimmung herbei. Hatten Grünthals Einflüsterungen früher mehr Glauben gefunden, als sie verdienten, so erschien der von ihm angestiftete räuberische Anfall auf Bornhof, besonders jetzt nach dem Tode des jungen Mannes, wie ein wirkliches Verbrechen, zu welchem dem Landvolke glücklicherweise noch alle die Mittelstufen fehlten, welche in Zeiten des Aufruhrs die Verführten bis zur Billigung solcher Thaten zu leiten pflegen. Ja, es erschien der Tod des Jünglings jetzt wie eine Art von Aufopferung für das Gemeinwohl, da Alle von seinem Versprechen wußten, sich in eigner Person von der Sicherheit der Umgegend überzeugen zu wollen.

Von Mund zu Mund sich fortpflanzend wurde die Schilderung der näheren Umstände immer grauenerregender, und der ganze Zorn der Bauern wandte sich gegen den Gefangenen, dem sie jetzt eben so viel Schlimmes zutrauten, als Viele unter ihnen früher Günstiges von ihm vorausgesetzt hatten.

Herr von Norbach hatte es übernommen die ersten, dringendsten Anordnungen in Wandau zu machen, ehe er zu den

Seinigen zurückkehrte. Dazu gehörte die Ueberlieferung Grünthals an die betreffende Behörde, denn Georgs persönlicher Widerwille hinderte ihn neben mancher andern Rücksicht, sich an dieser Sache zu betheiligen, welche den Stammesgenossen und ehemaligen Schulgefährten vor ein strenges Gericht stellen mußte.

Im höchsten Grade gespannt harrete Georg auf das Ergebniß des ersten Verhörs, denn er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Bornhof vielleicht das Leben gerettet hätte, wenn er den Räubern widerstandslos gefolgt wäre. Was im ersten Augenblick am natürlichsten erschien, männlicher Widerstand gegen die Gewaltthat, nahm jetzt in seinem Gemüthe die Gestalt unbesonnener Hitze an, und er fühlte sich gequält von dem Gedanken an die Möglichkeit einer andern Lösung des Conflicts. Vergebens wiederholte er sich alles, was man von den Schreckensscenen der gewaltsamen Brandschätzungen erzählte; es schwebte ihm neben dem eingetretenen Unglück fortwährend die mögliche Rettung vor, zu welcher er vielleicht hätte beitragen können. Erst nachdem er diese quälenden Zweifel einmal gegen Herrn von Norbach ausgesprochen und dieser ihm aus voller Ueberzeugung versichert hatte, daß Bornhof, seinem ganzen Wesen nach, sich nie zu dieser passiven Rolle verstanden hätte, verstummte allmählig der innere Vorwurf.

Als Norbach sich an dem Morgen nach dem Verschwinden seines jungen Freundes zu dem Gefangenen begeben wollte, um denselben noch selbst zu befragen ehe er ihn dem Gerichte übergab, fand man zu allgemeinem Erstaunen die Thür des Gemaches in einem Nebengebäude, in welchem er gefangen gehalten, offen und das Zimmer selbst leer. Norbach fragte nach der Wache, die man bestellt. Der Bursche, welcher in der

zweiten Hälfte der Nacht den Dienst gehabt, war nirgend zu finden.

Grünthal war am vorhergehenden Abend völlig muthlos in sein Gefängniß getreten. Bei näherer Untersuchung mußte von seinem Treiben mehr ans Tageslicht treten, als nöthig war, um ihm die härteste Strafe zuzuziehen. So saß er, in düstres Sinnen verloren, bis nach Mitternacht; da hörte er leise an seine Thür pochen und endlich die Stimme des Burschen, der ihm als Kundschafter gedient hatte, seinen angenommenen Namen nennen. Da der junge Mensch als Knecht im Hofe diente, hatte es sich so gefügt, daß er mit einem zweiten, den er ablösen sollte, zur Nachtwache bestimmt worden war. Nach Mitternacht stellte er sich auch wirklich als Schildwache auf; doch quälte ihn die Furcht, es möchten die Aussagen des Gefangenen auch seinen Verrath ans Licht bringen. Von allen Schrecken der umlaufenden Gerüchte geängstigt, von dem Gedanken verfolgt, es werde nun die härteste Strafe über ihn verhängt werden, sann er auf Mittel die Gefahr abzuwenden. Schleunige Flucht mit dem Gefangenen schien ihm das einzige übrigbleibende Rettungsmittel. Er hatte bemerkt, daß dieser verwundet war und stark hinkte; an eine Flucht zu Fuß war also nicht zu denken. Doch war es ihm ein Leichtes aus dem Stalle der Knechte ein paar Pferde zu nehmen, welche sie bald in Sicherheit bringen konnten. Es galt ihm gleich, wohin die Flucht ging, wenn nur die unmittelbare Gefahr der Entdeckung vermieden würde.

Grünthal horchte mit Entzücken, als sein Wächter ihm den Vorschlag zur Flucht zuflüsterte; doch wußte er die Thür verschlossen und das Fenster wohl verwahrt. Bei näherer Untersuchung fand man jedoch, daß sich die Thür, wenn von beiden Seiten einige Kraft angewendet wurde, herausheben ließ.

In der Verwirrung des vergangenen Abends hatte niemand daran gedacht, dem Gefangenen die für Arrestanten sonst üblichen Handfesseln anzulegen.

Schon kündigte sich die Tageshelle an; es war keine Zeit zu verlieren. Die Flüchtlinge konnten, wenn sie sich gleich um die Ecke des Gebäudes wandten, in den Garten schlüpfen und von dort ins Freie gelangen, ohne bei andern Gebäuden vorüberzukommen. In den Stall aber konnte der Bursche gehen, ohne Verdacht zu erregen, da die andern Knechte voraussetzen mußten, er sei abgelöst worden.

Als nun der Gefangene, durch gemeinschaftliche Anstrengung befreit, eben aus der Thür treten wollte, um zu entfliehen, hörte er Stimmen im Hofe. Es hatte sich die Nachricht verbreitet, daß das Ende des jungen Herrn nahe sei, und von allen Seiten eilten die Hofesleute herbei, um nach der alten frommen Sitte in der Gesindestube Sterbelieder zu singen. Es wurde wieder stille rings umher und die beiden Flüchtlinge schlichen sich ungesehen davon. Die geraubten Pferde trugen sie in einer Stunde über die Grenze nach Litauen.

Der Bauerbursche wurde hier erst zu seinem Schrecken gewahr, wie wenig er sich für geborgen halten konnte. Noch weniger konnte Grünthal sich für sicher halten. Sein Unternehmen war vollständig mißglückt.

Bornhofs Tod brachte der Sache der Insurgenten durch das in der ganzen Gegend erregte Aufsehen und die deshalb vermehrte Wachsamkeit der Autoritäten bedeutenden Schaden und Grünthal konnte voraussetzen, daß man ihm, dem ohnehin mißliebigen Fremden, in Zukunft keinen Auftrag mehr ertheilen würde. Sobald man seiner aber nicht mehr bedurfte, war er vogelfrei, das wußte er. Als man ihn in Wandau in Gewahrsam gebracht, hatte er seine Briestafche mit Papieren,

die ihn vollkommen bloßstellten, und seine Baarschaft abliefern müssen. Man mußte jetzt dort über seine Person vollkommen unterrichtet sein, selbst wenn Georg Stein ihn bei der Gefangennehmung nicht erkannt hätte. Er sah keinen Ausweg aus der mißlichen Lage, in die er gerathen war. Endlich beschloß er in einem von seinem deutschen Besitzer verlassenen Gütchen einen Versuch zu machen, sich wieder Geld und Waffen zu verschaffen, indem er sich für einen Insurgentenführer ausgab.

Ein furchtsamer Schreiber, welcher allein mit der Bewachung und Verwaltung des kleinen Gutes betraut war, ließ sich, als Grünthal am Abend des nächsten Tages in das Haus drang, auch wirklich einschüchtern und lieferte eine geringe Summe aus, die er mühsam bis dahin bewahrt hatte. Mit dieser Beute beschloß Grünthal dem nächsten Vereinigungspunkte der Insurgenten zuzueilten, wo er seine früheren Gefährten zu finden dachte, die ihm, seiner ehemaligen Stellung wegen, doch vielleicht noch nützlich werden konnten. Doch mußte er, da der Zustand seiner Wunde sich verschlimmert hatte, einige Tage in einem elenden Wirthshause ausruhen. Als er endlich das Städtchen erreichte, wo sich seine bisherigen Genossen auch wirklich aufhielten, wurde er von diesen mit den bittersten Vorwürfen empfangen. Die verlorene Zeit war nicht die einzige Ursache ihres Unwillens. Der Umstand, daß durch den Vorfall in Wandau die Truppen herbeigezogen wurden, welche bisher diese Gegend nicht besetzt hatten, machte jede Unternehmung nach dieser Seite hin unmöglich und brachte außerdem die Gefahr einer Ueberraschung durch dieselben. Den lettischen Burschen wollte man keinenfalls anwerben, überhaupt jetzt mit Beiden nichts zu thun haben.

Grünthal entschloß sich in dieser Noth zu einem verzweifelten Schritte. Er schrieb einen Brief nach Waldhof an Herrn

von Norbach, und verlangte dessen Ehrenwort, daß er nicht nur alle, dem Gefangenen in Wandau abgenommenen Papiere an einen bestimmten Ort bringen lassen, sondern auch jede Anklage gegen ihn unterdrücken wolle. Norbach sollte dafür ausführliche Berichte über die Umtriebe und Unternehmungen der Insurgenten in der Umgegend erhalten. Im Weigerungsfalle dagegen werde er es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn Feuersbrunst die Gebäude seines Gutes zerstöre.

Mit diesem Briefe, in welchem schließlich Zeit und Ort für die verlangte Auslieferung festgesetzt waren, machte sich Grünthal nebst seinem Begleiter auf den Weg nach Waldhof, wo der lettische Junge, dessen Physiognomie dort unbekannt war, den Boten machen sollte, der natürlich verschwinden mußte, sobald das Schreiben abgeliefert war. Grünthal wollte in einem nahen Krüge auf litauischem Gebiete den Erfolg des Unternehmens erwarten, begab sich also zuerst dahin um seinen Begleiter mit dem Orte bekannt zu machen, wo er sich nach ausgerichtetem Auftrage einzufinden habe.

Wie erschrocken er, als er bei seiner Ankunft in dem Krüge mehrere Polen fand, die ihn kannten. Er wich ihren Fragen nach seiner ferneren Verwendung aus; sie aber faßten Mißtrauen und beobachteten ihn scharf, während er vorgab nur die ermüdeten Pferde ausruhen lassen zu wollen. Er suchte indessen möglichst ruhig zu scheinen und sprach, um sich als einen mit dem Vertrauen der Führer beehrten Anhänger der polnischen Sache auszuweisen, von verschiedenen Plänen der Insurgenten, die ihm in seiner früheren Stellung bekannt geworden waren. Als er sich aber gegen Abend endlich in aller Stille aus der unheimlichen Umgebung entfernen wollte und im Begriff war mit seinem Begleiter, welcher einige Male vergeblich polnisch angedet worden war, zu Pferde zu steigen,

umgaben sie ihn plötzlich mit drohenden Geberden und forder-
ten gebieterisch, er solle ihnen Rede stehen und seine Beglau-
bigung als polnischer Agent erweisen. Er hatte, da ihm seine
Papiere in Wandau abgenommen waren, nichts bei sich als
den verrätherischen Brief, und da er, fortwährend beobachtet,
nicht Zeit gehabt hatte, denselben zu verbergen oder zu ver-
nichten, wurde der Beweis seiner Schuld gefunden, als man
seine Taschen untersuchte.

Entsetzen malte sich in den erbleichenden Zügen des Un-
glücklichen. Er kannte die rasche Justiz der Insurgenten und
gab sich verloren. Der Umstand, daß der Brief in deutscher
Sprache geschrieben war, konnte sein Schicksal nicht aufhalten,
da sich hier, wie überhaupt häufig unter den litauischen Polen,
Einzeln fanden, welche deutsche Schule gehabt.

Alle Nachforschungen, welche von Wandau aus und spä-
ter von den Behörden angestellt wurden, um der Flüchtlinge
wieder habhaft zu werden, blieben erfolglos. Grünthal wurde
nie wieder gesehen, der Bauerbursche als verschollen aus den
Listern der Gemeinde gestrichen.

In der Gegend aber verhallten allmählig alle Gerüchte
über noch drohende feindliche Einfälle. Die wirksamsten Sicher-
heitsmaßregeln wurden in Folge des Unglücksfalles in Wandau
ergriffen, und die Stimmung der ganzen Landbevölkerung,
welche durch keine neuen Sendboten mehr aufgeregt und irre-
geleitet werden konnte, zeigte fortan nicht die geringste Hin-
neigung zu dem Aufstande, welcher das unglückliche Nachbar-
land zu einem Schauplatz des Elends machte.

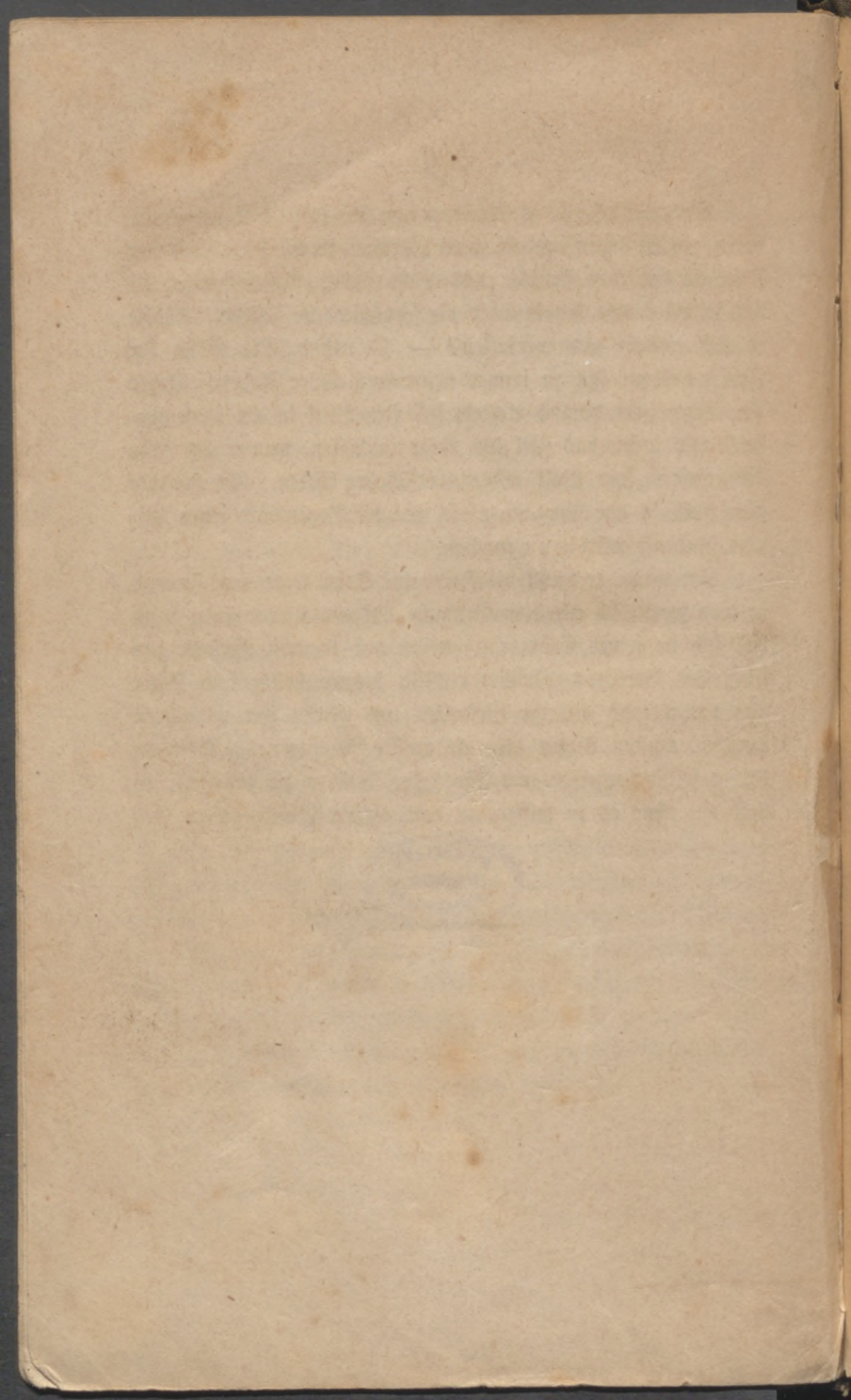
~~~~~

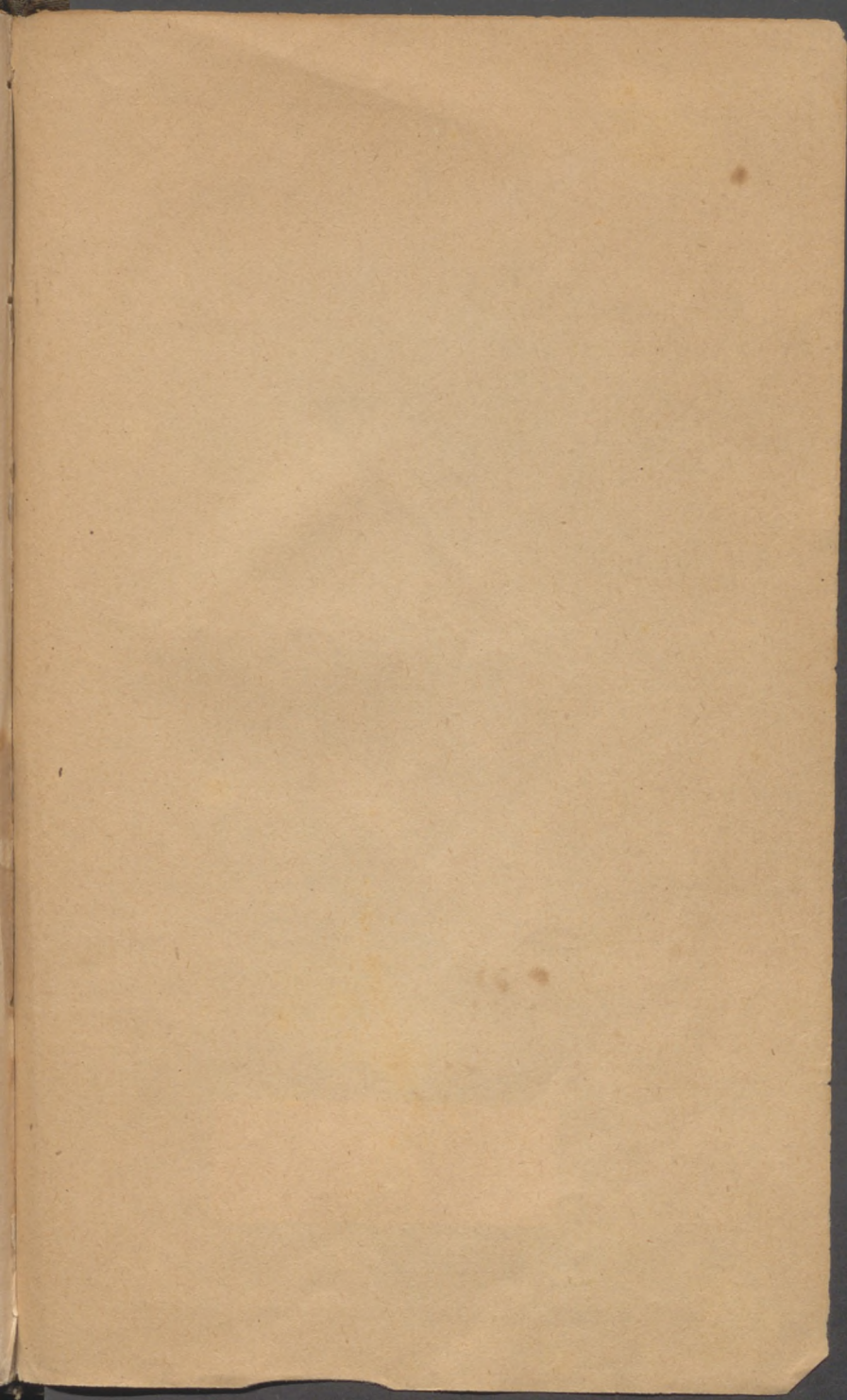


Das Wohnhaus zu Wandau war öde und leer geworden. Georg allein bewohnte ein paar Zimmer im Giebel. Aus den Fenstern desselben strahlte das Licht seiner Arbeitslampe bis tief in die Nacht hinein über die schneebedeckte Fläche. Fühlte er sich einsam und verlassen? — O nein! Die Fülle der Ideen drängte ihn zu immer neuer und neuer Arbeit. Ueber die Gegenwart hinaus richtete sich sein Blick in die ferne Zukunft und suchte das Ziel ins Auge zu fassen, dem er und seine Mitarbeiter sein Volk entgegenzuführen hätten. Er forschte aber auch in der Vergangenheit, um die Gegenwart einer besseren Zukunft würdig zu machen.

Und wenn er dann die Feder bei Seite legte und sinnend in dem freundlich erhellten Gemache auf und nieder ging, dann hob sich in seiner Erinnerung neben der theuren Gestalt des Freundes Gertruds verklärtes Bild immer heller und heller aus der Menge anderer Gestalten und blickte ihn mit ihren sanften, ernstesten Augen an, als wollte sie sagen: „Hast du deiner selbst vergessen, um für deine Brüder zu arbeiten, so hast du, ohne es zu wissen, an dem eignen Glücke gebaut.“









Biblioteka Główna UMK



300047761016



Biblioteka Główna UMK



300047761016